Deutsche National=Bibliothek.

Volksthümliche Bilder und Erzählungen

aus
Deutschlands
Vergangenheit
und
Gegenwart.



Herausgegeben von
Ferdinand Schmidt

VIII.

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von
Prof. Dr. Joseph Kutzen
in Breslau.

BERLIN
Serie I. Verlag von B. Brigl. Halbb. 16. — 18

Preis 6 Sgr.

Deutsche

National-Bibliothek.

Volksthümliche

Bilder und Erzählungen

aus

Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Herausgegeben

von

Ferdinand Schmidt.

Achter Band.

Verlag von **B. Brigl**
in Berlin.





Joseph Kutzen.

Aus der Zeit

des

siebenjährigen Krieges.

Umrisse und Bilder

deutschen Landes, deutscher Thaten, Charaktere und Zustände.

Von

Professor Dr. Joseph Kutzen,

in Breslau.

Mit sieben Kärtchen.

Verlag von B. Brigl

in Berlin.

Leben und Bildungsgang des Verfassers.

Nach brieflichen Mittheilungen zusammengestellt von Ferdinand Schmidt.

Die Heimath von Joseph Kutzen, dem Autor der folgenden Bilder und Umrisse aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, gehört jenen durch Schönheit und Ergiebigkeit der Natur ausgezeichneten Gegenden Schlesiens an, welche sich an die Gebirge desselben von Liegnitz bis südlich über Neisse hinziehen. Er wurde am 24. März 1804 zu Frankenstein geboren und entstammt einer katholischen Familie, welche Confession sowohl in der genannten Stadt, als auch in deren Umgegend die vorherrschende ist. Sein Vater, daselbst Stadtmüller und Ackerbesitzer, genoß als ein ehrlicher, biederer und menschenfreundlicher Mann, der die Noth vieler Hülfsbedürftigen linderte, allgemeine Zuneigung und Achtung, ebenso seine wohlwollende, weise, verständige und unermüdet thätige Ehegattin. Kutzen's erste Jugenderinnerungen fallen in die unglückliche Zeit der Erniedrigung Preußens durch Frankreich; sie haben um so lebendiger sich erhalten, als damit zusammenfiel, ja theilweise damit zusammenhing die rasche Abnahme des bis dahin reichlichen Auskommens der Eltern. Daher kam es, daß für jenen Sohn, außer welchem noch fünf jüngere Geschwister

und zwei Kinder der ersten Ehe des Vaters zu erhalten waren, wenig Aussicht sich öffnete, einer Bildung auf höheren Schulen theilhaftig zu werden. Indeß der wohlthätige Einfluß einer solchen auf zwei Brüder der Mutter ließ letztere nicht ruhen, bis der Vater die Einwilligung dazu gab, den Sohn dem Gymnasium zu Glatz anzuvertrauen, das unter den schlesischen Gymnasien sich eines guten Rufes erfreute. Die Schülerzahl desselben war damals gering; denn noch dauerte der Krieg gegen Frankreich fort und hielt gar manche Eltern ab, ihre Söhne aus dem Hause zu geben, und die Schüler der obersten Classen waren in den Kampf für's Vaterland gezogen.

Das Verhältniß der Lehrer zu den Schülern war bei aller Strenge der Disciplin ein väterlich wohlwollendes. Unter den Lehrern der obern Classen wirkte besonders einer, weniger durch gelehrtes Wissen, als durch anregende Methode, durch feinen Tact für die Form und durch zweckmäßige Anregung im Privatumgange, Namens Hoffrichter, der leider durch frühen Tod der Anstalt entrissen wurde, nachhaltig auf die künftigen litterarischen Beschäftigungen der Schüler ein; denn fast alle tüchtigeren derselben wurden für die Fächer, die er lehrte, nämlich Geschichte und deutsche Sprache, mit Liebe und mit Neigung zu eigener weiterer Ausbildung erfüllt, und mehr als einer derselben hatte es der trefflichen Form im Deutschen, die er an ihnen entwickelte und pflegte, zu verdanken, daß später Behörden und das gebildete Publikum auf sie aufmerksam wurden.

Außer der Neigung zu den Wissenschaften wurde Liebe zur Musik und zu schöner Natur, die sich bei Kutzen schon in der Heimath kundgegeben hatte, auf's Erfreulichste weiterentwickelt. Jene förderte gleichfalls der oben genannte Lehrer; denn er leitete den Gesangunterricht des Gymnasiums mit so trefflichem Erfolge, daß öfters große Aufführungen zur Erbauung und zum Vergnügen der gebildeten Bevölkerungsclasse von Glatz stattfanden, und daß

die Schüler der oberen Classen fast regelmäßig alle Wochen am Erholungstage, d. h. Mittwoch, bei gutem Wetter in den Abendstunden nach einer der benachbarten Höhen wanderten und daselbst Gesänge von Karl Maria von Weber und anderen damals gefeierten Lieder-Componisten mit aller Frische jugendlicher Begeisterung übten. Diese Unterhaltungen haben einen um so tieferen und um so dauernderen Eindruck hinterlassen, als sie mit einem stärkenden und erhebenden Naturgenusse verbunden waren; denn hingelagert auf freundliche Höhen, wurde man zugleich eines großen Theils des herrlichen Glatzer Gebirgskessellandes ringsum ansichtig. So fand mit der Pflege heiterer Kunst und reiner jugendlicher Lust auch die Lust an dem Anblick schöner Natur mehr und mehr Nahrung und weckte die Sehnsucht, diese in immer weiterem Umfange durch das deutsche Vaterland, ja noch weiter hinaus kennen zu lernen, — eine Sehnsucht, welche zwei bis drei Jahrzehende später unter sorgenfreien äußeren Verhältnissen vollauf befriedigt und mit Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke, wie sie gegenwärtig in mehreren Werken dem Publikum vorliegen, verknüpft werden konnte; denn er bereiste in dieser späteren Zeit nicht blos alle irgendwie beachtenswerthen Gegenden Deutschlands und viele von ihnen zu wiederholten Malen, sondern auch fast alle außerdeutschen Länder des österreichischen Kaiserstaates, ganz Belgien, einen großen Theil von Frankreich, der Schweiz und Italien.

Jene edlen Freuden junger Jahre schmeckten um so süßer und wirkten um so belebender, als für Kutzen damals die anstrengendste Benutzung der Zeit geboten war; denn da er schon seit dem ersten Jahre der Secunda Verzicht darauf leistete, von der Unterstützung seiner durch unverschuldetes Unglück in der Wirthschaft mit Sorgen belasteten Eltern abzuhängen, so bemühte er sich mit Erfolg, seinen Lebensunterhalt in Glatz durch Ertheilung von Privatunterricht, der bald durch das ihm entgegenkommende Vertrauen täglich bis zu vier Stunden anwuchs, vollständig zu decken. Freilich fand da-

durch an Schultagen bisweilen Ueberbürdung mit Arbeiten statt, so daß er früh von 5 Uhr bis Abends 10 Uhr öfters nur eine halbe Stunde Erholung gewinnen konnte und wohl auch dann und wann eine körperliche Erschlaffung sich ankündigte; indeß eine kräftige Natur half über dergleichen Androhungen von Störung der Gesundheit hinweg, und um so eifriger und regelmäßiger wurden die größeren Spaziergänge am Erholungstage und Sonntage, so wie die fast alle Wochen an einem dieser Tage mit mehreren Schulgenossen gemeinschaftlich gepflegten musikalischen Uebungen genossen.

Sein Sinn für selbstständige und geordnete Lebenseinrichtung wurde gefördert durch Leitung einer Pensionsanstalt von 8 bis 12 Schülern der mittleren und unteren Classen des Gymnasiums, die ihm, dem Ober-Secundaner, anvertraut wurde; er stand diesem Amte mit glücklichem Erfolge bis zum Abgange von der Anstalt vor. Auch dieser war ein sehr zufriedenstellender, ja ehrenvoller, da Kutzen nebst noch zwei Mitschülern mit dem Zeugnisse der ersten Classe für reif zur Universität erklärt wurde.

Kutzen bezog hierauf im Herbst 1821 Behufs Fortsetzung seiner Studien in den allgemeinen Wissenschaften, besonders in den historischen Disciplinen, die Universität Breslau. Bereits seit fast vier Jahren gewöhnt, selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, wollte er auch jetzt seinen Eltern Verlegenheiten ersparen. Ausgerüstet mit gutem Muthe, trotzdem seine ganze Baarschaft wenig mehr als 20 Thaler betrug, die er während der Ferien durch Vorbereitung eines Sohnes wohlhabender Eltern für die Quinta des Glatzer Gymnasiums sich verdient hatte, trat er in die ihm fremde große Stadt. Heitere Studiengenossen und die Vorträge ausgezeichneter Lehrer, wie Wachler, Passow, Steffens, hoben ihn in eine ideale Welt und drängten bange Gefühle zurück, welche die herannahende Sorge um den täglichen Unterhalt (denn die mitgebrachte Baarschaft war bis Ende November schon gewaltig zu-

sammengeschwunden) in ihm bereits im Laufe des Spätherbstes weckte. Doch bald kam unerwartete Hülfe, indem ihm, und zwar meist bei Gelegenheit einer Beschäftigung, wo es am wenigsten gehofft werden konnte, nämlich auf dem Fechtboden, innerhalb weniger Wochen durch Vermittlung einiger Commilitonen in mehreren wohlhabenden Familien von höherer Bildung soviel Privatunterricht angeboten wurde, daß fortan bei einfachem Leben, dem er stets zugethan blieb, sein äußeres Fortkommen während der Universitätszeit vollständig gesichert und er nicht selten die Zuflucht für Commilitonen war, die mit den von den Eltern reichlich ihnen gespendeten Geldmitteln weniger haushälterisch zu Werke gingen.

Indem Kutzen durch diese Ertheilung von Privatunterricht vielfach und ohne Unterbrechung Gelegenheit erhielt, die bereits in der Unter-Secunda des Gymnasiums begonnenen Uebungen im Lehramte fortzusetzen, zog er hieraus auch einen sehr bemerkbaren Nutzen für seine spätere Thätigkeit als öffentlicher Lehrer. Nicht wie ein ganz ungeübter Anfänger, dessen etwaiges Lehrtalent auch noch nicht die geringste Probe bestanden, durfte er sich in dasselbe wagen; vielmehr begann er es, nachdem er eine Zahl junger Leute von verschiedenem Talent und verschiedenem Alter (zwischen 12 und 19 Jahren) und öfters mehrere in denselben Gegenständen lange Zeit hindurch unterrichtet hatte, bereits nach so vielfacher Uebung, wie mancher öffentliche Lehrer erst nach fünf- bis sechsjähriger Berufsarbeit aufweisen konnte.

Unter den Lehrern der philosophischen Facultät fesselten ihn, wie schon angedeutet worden, am meisten die Vorträge von Steffens, Wachler und Passow. Er hörte hauptsächlich die beiden Letzteren, da deren Vorlesungen, des einen über Geschichte und Litteratur, des andern über classische Alterthumskunde, speciell die Studien berührten, denen er sich am meisten zuwendete. Beide nützten ihm ebenso sehr durch freundliche Winke und Belehrungen

auf der Stube, als durch ihre Vorträge auf dem Katheder, und blieben ihm auch in späteren Jahren mit Wohlwollen zugethan. Dasselbe gilt von dem damaligen zweiten ordentlichen Proffessor der Philologie K. E. Ch. Schneider. Auch den Historiker Stenzel suchte er auf, wiewohl derselbe zu jener Zeit weder in Vortrag noch in Methode etwas Anziehendes hatte; doch erkannte Kutzen bald dessen bereits damals sehr umfassende Gelehrsamkeit und verdankte ihm nicht wenige Belehrungen. Seinen Dank suchte er dadurch zu bethätigen, daß er ihm, der damals noch eine geringe Zahl Zuhörer hatte, solche zuzuführen und besonders ein Privatissimum zu Stande zu bringen bemüht war. Es gelang, und aus ihm ging der Stamm hervor, auf welchen Stenzel eine Reihe von Jahren hindurch seine wöchentliche Abendgesellschaft für Geschichte des Mittelalters gründete.

Im vierten Jahre seiner Universitätsstudien entschloß sich Kutzen, eine Hauslehrerstelle bei dem liebenswürdigen und anspruchslosen Grafen Lazarus Henckel von Donnersmarck anzunehmen, dessen schöne Güter acht Meilen südöstlich von Breslau in dem Namslauer Kreise lagen. Er konnte dieses Verhältniß unter der Bedingung eingehen, jedes Winter-Semester, wo die Familie sich in Breslau aufhielt, die ihm etwa zusagenden Vorlesungen auf der Universität zu besuchen. Die Stellung und der tägliche Verkehr mit dem feingebildeten Familienkreise gab ihm zu Betrachtungen und Erfahrungen Veranlassung, die sich für sein ganzes Leben fruchtbar erwiesen. Indeß wie angenehm auch sein Verhältniß während der drei Jahre dieser Hauslehrerschaft war, so sehnte er sich doch nach dem Besuche der Universität Berlin, um den Meister einer Wissenschaft zu hören, die er wegen ihrer innigen Verbindung mit Geschichte bereits privatim eifrig gepflegt hatte, in der er aber auf der Breslauer Universität nichts gewinnen konnte. Wir meinen die Geographie.

Kutzen besuchte demnach, äußerlich gedeckt durch seine Ersparnisse von der Hauslehrerzeit und durch eine Unterstützung seines

Prinzipals, im Herbste 1828 die Berliner Universität, um daselbst den geographischen Vorlesungen Karl Ritter's beizuwohnen. Außer ihm hörte er Böckh, Hegel, Wilken und Raumer, unter denen er besonders so manchen freundlichen Wink von Böckh und Wilken zu erhalten Gelegenheit fand. Wilken war auch später, wie ihm darauf in Berlin mitgetheilt wurde, sein wohlwollender Fürsprecher bei Beförderung zur Professur. Ranke konnte er leider nicht hören, da derselbe sich damals auf einer Reise abwesend befand, die historischen Forschungen galt.

Schon im Frühjahre 1829 sah sich Kutzen durch betrübende Nachrichten aus der Heimath veranlaßt, in dieselbe bald zurückzukehren. Es drohte nämlich der Tod seines bereits 79 Jahre alten Vaters, und die alternde und kränkelnde Mutter wünschte ihn mehr in der Nähe und sobald als möglich in fester Stellung. Er beeilte sich, ihrem Willen nachzukommen, ging nach Schlesien zurück, erhielt im Sommer von der philosophischen Facultät zu Breslau die Doctorwürde und genügte darauf den Erfordernissen, um zum Anfange des Winter-Semesters zunächst als Candidat des höheren Schulamtes in Breslau sein Probejahr zu beginnen. Auch äußerlich begleitete ihn jetzt das Glück beim Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit. Er wurde sogleich beim Antritt seines Probejahres Mitglied des Königl. pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und bald darauf auch Collaborator am Königl. katholischen Gymnasium zu Breslau, welches, damals wohl das stärkste der preußischen Monarchie, zwischen 700 und 800 Schüler zählte. In beiden Stellungen erhielt er ausreichende Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, und bei Weitem besser gestaltete sich noch seine äußere Lage dadurch, daß er mit der Leitung der Studien des jüngsten Sohnes des Freien Standesherrn Grafen Schaffgotsch zu Warmbrunn betraut wurde, ohne in seinen Pflichten als öffentlicher Lehrer im Geringsten gehindert zu sein. Seine Lebensverhältnisse waren jetzt eine Reihe von Jahren hindurch überaus

angenehm und ermuthigend, mit wie großen Anstrengungen auch wegen der vielen Unterrichtsstunden am Gymnasium sein Beruf verbunden war. Er genoß die Achtung und Liebe der Schüler, wurde in der edlen Familie, in deren Kreise er den Winter über lebte, als Freund behandelt, hatte in ihrem gastlichen und vielbesuchten Hause zu Breslau Gelegenheit, anziehende Persönlichkeiten aller Stände kennen zu lernen, und erfreute sich bei ihr während der Ferien in einem der schönsten Gebirgsthäler Schlesiens an dem Hochgenusse einer herrlichen Natur, dessen er, von hier aus begleitet von liebenswürdigen und heiteren Genossen, auf verschiedenen Ausflügen nach der böhmischen wie nach der schlesischen Seite des nahen Riesengebirges in geistig und körperlich so anregender und gewinnreicher Weise und in immer ausgedehnteren Kreisen theilhaftig wurde.

Im Herbste des Jahres 1831 gab Kutzen die Collaboratur am Gymnasium auf, nachdem er bereits früher aus dem pädagogischen Seminar ausgetreten war, um dem nie aus den Augen verlorenen Ziele, nämlich der Laufbahn eines akademischen Lehrers, zuzustreben. Er habilitirte sich daher zu der genannten Zeit als Privatdocent der Geschichte an der Breslauer Universität und begann seine Vorlesungen im Januar 1832; doch ertheilte er, auf ausdrücklichen Wunsch des Königlichen Provinzial-Schulcollegiums für Schlesien, eine Zahl Stunden geschichtlichen und deutschen Unterrichts in einer der obern Classen des Gymnasiums, dem er bisher angehört hatte, noch zwei Jahre hindurch fort, und zwar geschah dies ohne Ansprüche auf Remuneration. Die Vorträge auf der Universität umfaßten in den ersten Jahren, da alte Geschichte selten von Wachler, gar nicht von Stenzel gelesen wurde, nach dem Wunsche des Ersteren meist das Alterthum, dann auch einige Theile des Mittelalters und aus der neueren Geschichte die Zeit Friedrich's des Großen, endlich vom Jahre 1838 an Geographie, besonders in ihrer Beziehung auf Geschichte und Leben

der Menschen. Kutzen war, soviel uns bekannt ist, der erste und einzige Docent, der auf der Breslauer Universität bis dahin die letztgenannte Wissenschaft lehrte, und nach seinem Rücktritt aus dem Lehramte ist, wie die Lectionsverzeichnisse darthun, nur selten eine geographische Vorlesung angekündigt worden.

Sein Lehrerfolg kann als ein sehr erfreulicher bezeichnet werden, besonders wenn in Betracht gezogen wird, daß Wachler durch seinen glänzenden und markigen Vortrag einer der gefeiertsten Lehrer auf den deutschen Universitäten war, und damals auch Stenzel schon einen sehr zahlreichen Hörerkreis um sich zu versammeln angefangen hatte. Die Zuhörerzahl in den Vorlesungen Kutzen's belief sich, wie aus seinen Verzeichnissen hervorgeht, von dem Jahre 1832, wo er dieselben begann, bis zu dem Jahre 1849, wo er die Lehrerstellung aufgab, im Ganzen auf nahe an 4000. In mehreren Vorlesungen hatte er über 200, bis nahe an 300 Zuhörer. Jene Gesammtzahl würde noch ansehnlich größer sein, wäre er nicht durch Familienunglück, durch mehrere für wissenschaftliche Zwecke unternommene Reisen und durch die Theilnahme am Frankfurter Parlamente fünf Semester hindurch verhindert gewesen, Vorlesungen zu halten. Sein Verhältniß zu den Studirenden war stets das beste, und noch jetzt gewährt es ihm bei gelegentlichem Zusammentreffen mit ehemaligen Zuhörern große Freude, daß sie nicht selten in so dankbar heiterer Erinnerung jener längst geschwundenen Tage gedenken.

Auf Anregung Wachler's schlug ihn die philosophische Facultät bereits im Jahre 1833, also ein Jahr darauf, nachdem er als Privatdocent seine Vorlesungen überhaupt begonnen, dem Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten zur außerordentlichen Professur vor. Intriguen von gewisser Seite, wie ihm selbst später in Berlin mitgetheilt wurde, wirkten Anfangs der Erfüllung entgegen; gleichwohl erhielt er im Frühjahre 1835 die außerordentliche Professur, nachdem die genannte Facultät wiederholt darum eingekommen war.

In demselben Jahre wurde er auch Mitglied der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für Schlesien und Posen an der Stelle Stenzel's für die Fächer der Geschichte und Geographie und blieb es 15 Jahre hindurch. Im Jahre 1838 erhielt er die Stelle eines zweiten Custos an der Königlichen und Universitäts-Bibliothek. Auch übernahm er zu jener Zeit für eine Reihe von Jahren auf wiederholtes Ansuchen des Generalcommando's des 6. Armee-Corps zu Breslau ohne Remuneration die zu bestimmten Terminen wiederkehrenden Prüfungen der Aspiranten für den höhern Militairdienst im Fache der Geschichte. Doch auch trotz der genannten mehrfachen anderen Beschäftigungen im Staatsdienste, die viel Zeit in Anspruch nahmen, war sein Gehalt sehr kärglich, so daß er, der sich allmälig gern eine größere Bibliothek und besonders für Verfolgung seiner geographischen Zwecke theure Kartenwerke anschaffen wollte, immer noch zu Ertheilung von Privatunterricht seine Zuflucht nehmen mußte. So hielt er z. B. drei Winter hindurch einem zahlreichen Kreise junger Kaufleute Vorträge über preußische und über allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts. Auch ward ihm eine nicht geringe Erleichterung seiner äußeren Lage dadurch, daß ihm drei vornehme polnische Familien aus dem Großherzogthum Posen und dem Königreich Polen mehrere Jahre hindurch die Leitung der Studien ihrer Söhne anvertrauten.

Eine überaus wohlthuende Erholung während der großen Ferien, und zwar schon vom Jahre 1832 an bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1839, war für Kutzen der Aufenthalt in dem Familienkreise des Grafen Schaffgotsch zu Warmbrunn. Das freundschaftlich wohlwollende Vertrauen, welches derselbe ihm als dem Leiter seines jüngsten Sohnes von 1830 bis 1834 geschenkt hatte, erbte sich fort auf den Nachfolger in dem Besitze der großen Herrschaften dieser alten schlesischen Familie, den noch lebenden Standesherrn Grafen Leopold Schaffgotsch. Auch fand Kutzen

in diesem Verhältniß Gelegenheit, in Warmbrunn eine für Viele Nutzen und Annehmlichkeit herbeiführende Anstalt begründen zu helfen. Der edle Graf ging nämlich gern in die mit bedeutenden Geldopfern verbundene Realisirung seines Vorschlags ein, die aus weit mehr als 40,000 Bänden bestehende Majoratsbibliothek nebst den werthvollen naturwissenschaftlichen Sammlungen von dem bisherigen Aufbewahrungsorte, dem Schlosse zu Hermsdorf am Kynast, wo beide wenig Nutzen gewährten, nach dem vielbesuchten Badeorte Warmbrunn translociren, daselbst sie in einem ansprechenden und geräumigen Lokale, dem ehemaligen Propsteigebäude, das nach der Säcularisirung der schlesischen Klöster von der Familie war angekauft worden, aufstellen zu lassen und für das gebildete Publikum mit rühmenswürdiger Liberalität den Besuch und die Benutzung zu gestatten. Kutzen übernahm auch im Allgemeinen die Anordnung und Aufstellung, deren weitere Ausführung im Einzelnen mit etwa nöthigen Modificationen später auf seine Empfehlung einem jungen Manne anvertraut wurde, der nicht lange zuvor seine philologischen Studien auf der Universität zu Breslau vollendet hatte. Ganz geeignet zu bibliothekarischen Beschäftigungen, wirkt derselbe als Bibliothekar noch gegenwärtig daselbst.

Im Jahre 1843 erhielt Kutzen die ordentliche Professur der historischen Wissenschaften an der Breslauer Universität, wurde in demselben Jahre zum Examinator noch eines dritten Faches außer den bisherigen beiden, nämlich der deutschen Litteratur, bei der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für Schlesien und Posen ernannt und bekleidete seit 1845 vier Jahre hinter einander zugleich die Stelle eines Directors dieser Prüfungsbehörde. Bereits im Laufe des Jahres 1843 war er von dem damaligen Minister der Unterrichts-Angelegenheiten für das Amt eines katholischen Provinzial-Schulraths der Provinz Westphalen mit der Erlaubniß, an der Akademie zu Münster Vorträge über Geschichte und Geographie zu halten, in Aussicht genommen worden; allein

er hatte in Folge mehrfachen überaus schmerzlichen Familien-Unglücks zweier seiner nächsten Angehörigen, für welche guter Rath und dringende und dauernde Hülfe durch persönliches Eingreifen in der Nähe ihm geboten schien, jenem ihm nicht unerwünschten Anerbieten keine Folge zu geben für nöthig erachtet; dagegen nahm er auf Wunsch des Ministers einige Jahre hindurch (von 1843—1848) an den Sitzungen und dann und wann stellvertretend an den Arbeiten des Königlichen Provinzial-Schulcollegiums zu Breslau Theil.

So arbeitete Kutzen, vollauf beschäftigt in verschiedenen Berufskreisen, bis zum Frühjahr 1848, in welchem er zum Deputirten in's Frankfurter Parlament von seinem Heimathskreise gewählt wurde. Er nahm die Wahl an, blieb in Frankfurt bis zum Mai 1849, wo er aus dem Parlament austrat, bereiste darauf Belgien, einen großen Theil von Norddeutschland und suchte im Herbst, kaum nach Breslau zurückgekehrt, wiederholt die Entbindung von seiner öffentlichen Stellung nach; denn er sehnte sich, seit 1839 in einer glücklichen Ehe auch von äußeren Sorgen befreit, nach ungestörter Muße, um den Drang nach schriftstellerischem Wirken, dem er bisher vermöge seiner anderweitigen Beschäftigungen nicht nach Wunsch hatte genügen können, in unbefangener Weise zu befriedigen.

Jene Enthebung ward ihm im Spätherbste 1849 in ehrender Anerkennung seiner amtlichen Thätigkeit sowohl von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. als auch von dem Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten, welches letztere jetzt durch das reichlich gespendete Lob nachholen zu wollen schien, was es früher bezüglich des zum Erstaunen Vieler karg zugemessenen Gehalts (er bezog als ordentlicher Professor nur 200 Thaler) versäumt hatte. Kutzen konnte mit dem genugthuenden Gefühle aus seiner amtlichen Stellung scheiden, daß er zum Nutzen der Wissenschaft und des Unterrichts eine weit größere Summe zum Opfer

gebracht, als er während der 17 Jahre seiner Thätigkeit an der Universität an Gehalt bezogen hatte; denn er hatte die kostbare arabische Bibliothek und Manuscriptensammlung seines im Herbst des Jahres 1839 verstorbenen Schwiegervaters, des durch seine Ausgabe der 1001 Nacht bekannten Professors Dr. Habicht, der Königlichen und Universitäts-Bibliothek in Breslau zu öffentlichem Gebrauche geschenkt, obwohl ihm ein vornehmer englischer Gönner der arabischen Litteratur, der vorzugsweise in den Besitz der zahlreichen Manuscripte der 1001 Nacht zu gelangen wünschte, an 4000 Thaler dafür geboten hatte. Auch ließ er die durch den Tod seines Schwiegervaters unvollendet gebliebene arabische Ausgabe der 1001 Nacht durch Hinzufügung der letzten 4 Bände mit einem Kostenaufwand von fast 2000 Thalern vollenden. Rechnet man dagegen das Gehalt zusammen, das er durch die ganze Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit bezogen, so beträgt dasselbe nicht 4000 Thaler. —

In den Jahren seiner unabhängigen Muße arbeitete Kutzen, wenn wir von einer Zahl Aufsätze absehen, die in mehreren Tagesblättern erschienen sind, folgende umfassende Schriften für die Veröffentlichung:

Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen. Breslau bei Ferd. Hirt. 1851.

Diese Arbeit wurde, vielfach verändert und bedeutend erweitert, im Jahre 1857 zur hundertjährigen Erinnerung an jene drangvolle und glorreiche Zeit Friedrich's unter dem Titel herausgegeben: Der Tag von Leuthen. Breslau, bei Ferd. Hirt. 1857.

Auch übergab er in demselben Jahre der Oeffentlichkeit die Schrift: Der Tag von Kolin. Breslau, bei Ferd. Hirt. 1857. Hiervon erschien im Jahre 1860 eine zweite Ausgabe, sowie von der Schrift über Leuthen eine dritte Ausgabe.

In demselben Jahre, nämlich 1860, als dem Säcularjahre

einer gleichfalls für Friedrich, den preußischen Staat und besonders für Schlesien wichtigen That, veröffentlichte er die Arbeit: Der Tag von Liegnitz. Breslau, bei Ferd. Hirt.

In diesen drei Schriften, die in der Ausgabe von 1860 auch den gemeinschaftlichen Titel: Gedenktage deutscher Geschichte (Theil 1, 2 und 3) führen, werden uns Natur-, Kriegs- und Charakterbilder aus dem Leben des großen Königs geboten, die Kutzen, der nach jeder Seite hin Herr des Materials ist, mit Künstlerhand gezeichnet hat.

Wenn schon die Aufnahme der genannten Arbeiten sowohl von Seiten der Kritik, als auch bei dem größeren gebildeten Publikum und ganz besonders in höheren militairischen Kreisen (und zwar nicht blos des preußischen Heeres) sehr schmeichelhaft für ihn war, so erfreuten ihn doch noch mehr die beifälligen und ermuthigenden Stimmen aus allen Gegenden Deutschlands, die sich allmälig über sein 1855 erschienenes geographisch-historisches Werk „das deutsche Land“ (Breslau, bei Ferd. Hirt) in kritischen und politischen Blättern der verschiedensten Farben kundgaben. Kutzen bezeichnet die Aufgabe, die er sich bei Abfassung dieser Schrift gestellt habe, in dem Vorworte zu derselben, wie folgt: „In unablässiger Rücksichtnahme auf die aus der Natur der Sache selbst sich ergebenden Beziehungen des Grundes und Bodens, auf dem unser Volk sich entwickelt hat, zu eben dieser Entwicklung und zu seinem Leben, sowie zu dem Entwicklungsgange der Geschichte überhaupt, wollte ich Deutschlands geographische Stellung und Gestaltung behandeln, und ich fühlte mich um so mehr dazu angetrieben, als ich vergebens nach einem Werke mich umsah, welches in der angedeuteten Verbindung unser gemeinschaftliches Heimathland ganz und ausschließlich und zwar in einer wissenschaftlich zusammenhängenden Darstellung zum Gegenstande gehabt hätte.“ Kutzen hat seine Aufgabe in vortrefflicher Weise gelöst. Verfolgt man seine Darlegungen, so fragt man sich wohl: Wie

war es den Lehrern der Geschichte bisher möglich, ohne das Hülfsmittel eines solchen Werkes über so viele der wichtigsten geschichtlichen Vorgänge sich und danach auch Andere gründlich zu unterrichten? Des Verfassers Freude über die allseitige Theilnahme war um so größer und inniger, als er mit Bangigkeit an das so überaus schwierige Werk gegangen und als dieselbe der beste Beweis war, daß er die umfassenden und mühevollen Vorbereitungsstudien und die wiederholten, mit großen Zeit- und Geldopfern verbundenen Reisen durch alle beachtenswerthen Gegenden Deutschlands und seiner Grenzländer für die aus eigenem Antriebe gewählte hohe Aufgabe nicht umsonst gemacht habe. Ermuntert durch den dem Werke gewordenen Beifall, hat er in den letzten Jahren abermals mehrere Reisen in verschiedene Theile Deutschlands unternommen, um auf Grund der gewonnenen eigenen Anschauungen desto gerüsteter an die neue Bearbeitung des „deutschen Landes" zu gehen, um die er von dem Verleger angegangen worden ist.

Von seinen kleineren Arbeiten der letzten Jahre hat Kutzen zwei veröffentlicht. Die erste derselben ist ein Vortrag, den er zur Säcularerinnerung an den Aufenthalt und die Wirksamkeit G. E. Lessing's zu Breslau in einer der allgemeinen Sitzungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehalten hat. Er gab dadurch Veranlassung zu dem Beschlusse der genannten Gesellschaft, dem Andenken des großen Mannes an jenen einflußreichen Theil seines Lebens ein Monument aus carrarischem Marmor an dem Hause zu gründen, in welchem er als Secretair des Gouverneurs der Stadt, des Generals v. Tauentzien, thätig war. Jener Vortrag ist mit einigen Zusätzen in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Heft I. 1861 der philosophisch-historischen Abtheilung, abgedruckt unter dem Titel: „G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau (December 1760 bis Ostern 1765)." Die zweite Arbeit ist

gleichfalls ein Vortrag, gehalten durch mehrere Sitzungen der historischen Section der genannten Gesellschaft, von welcher erstern Kutzen seit einigen Jahren mit den Geschäften des Secretairs betraut ist. Er ist abgedruckt in den erwähnten Abhandlungen Heft I. 1862 der philosophisch-historischen Abtheilung und führt den Titel: „Ueber die vermeintliche Schuld Friedrich's des Großen an dem Verluste der Schlacht von Collin.“ Dieser Vortrag dient gewissermaßen zur Ergänzung und erweiterten Begründung eines Theiles der früher genannten Schrift: „Der Tag von Kolin“ und weist als irrthümlich die vorherrschende Ansicht des jetzigen Jahrhunderts nach, daß nämlich Friedrich selbst durch plötzliches Abweichen von seinem ursprünglichen Schlachtplan den Verlust der so verhängnißvollen Schlacht herbeigeführt habe. —

Beachten wir die Zeit vor Kutzen's Rücktritt aus dem Amte, in welcher er, wie bereits früher berührt worden, wegen seiner verschiedenartigen Berufsbeschäftigungen weniger schriftstellerisch thätig sein konnte, so übergehen wir zunächst eine Zahl weniger veröffentlichter Aufsätze und Mittheilungen historisch-politischen Inhalts, die, den vierziger Jahren angehörend, hauptsächlich das Tagesinteresse berührten; wir gedenken vielmehr der selbstständig erschienenen Schriften aus früherer Zeit und erwähnen demnach zuerst des Versuches, mit dem er sich als Schriftsteller zur Zeit seines Candidaten- und Hauslehrerthums bei dem gebildeten Publikum einführte. Er arbeitete nämlich in den kärglich ihm zugemessenen Mußestunden seit 1826 mehrere Jahre hindurch eine Geschichte des preußischen Staates für die Bedürfnisse des größeren gebildeten Publikums, da für einen solchen Zweck zu jener Zeit keineswegs Ueberfluß an geeigneten Büchern vorhanden war. Die Arbeit erschien in 24 Heften, jedes zu zwei Bogen, welche zusammen 2 Bände bildeten, mit einer Zahl Portraits und Karten, Anfangs ohne, später mit Angabe des Verfassers; denn der Name des Verlegers, des Buchhändlers Menzel, hatte zu der irrthümlichen

Annahme Veranlassung gegeben, daß der Historiker K. A. Menzel der Verfasser sei. Kutzen trat demnach auf den Wunsch des Letzteren aus der Anonymität hervor. Er konnte dies um so unbedenklicher, als das genannte Werk großen Beifall fand, eine Zahl von mehr als 4000 Exemplaren abgesetzt und eine zweite Auflage nöthig wurde. Derselben würden noch weitere gefolgt sein, wäre das Buch nicht, nach Menzel's Tode, in die Hände eines Verlegers gerathen, von dem sich der Verfasser sobald als möglich loszumachen suchte.

Als Kutzen sich in den früher genannten Jahren durch eine Abhandlung über Perikles nach Thukydides den Doctorgrad erworben, durch eine zweite (eine Fortsetzung über denselben Gegenstand) als Privatdocent und durch eine dritte über Amphipolis als außerordentlicher Professor habilitirt hatte, gab er im Jahre 1835 die Schrift heraus: „Perikles als Staatsmann in der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens," und hatte nicht geringe Freude, daß Gelehrte, wie Böckh zu Berlin und Schlosser zu Heidelberg, ihren Beifall darüber aussprachen. — Noch erschienen in jener Zeit mehrere längere Aufsätze von ihm in der Bonner theologisch-philosophischen Zeitschrift, z. B. über Gregor VII. und Heinrich IV. zu Canossa, über geographischen und historischen Unterricht auf höheren Schulen u. s. w.

Kutzen würde die Stille und die unabhängige Muße, zu der er nach dem Rücktritte aus seinem Amte gelangte, zu noch mehreren Arbeiten, als die zuerst angegebenen, benutzt haben, wäre er nicht in den ersten Jahren derselben wiederholt und zuletzt auf sehr traurige Weise unterbrochen worden. Zunächst wurde er nämlich im Jahre 1850 von seinem Heimathskreise und einem Theile des Kreises Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz, wo er eine kleine Besitzung hat, zum Mitgliede des Erfurter Parlaments, darauf von der Stadtverordneten-Versammlung zu Breslau im Jahre 1851 zum unbesoldeten Stadtrath gewählt. Beide Wahlen anzunehmen, die, ohne das geringste Hinzuthun von seiner Seite, lediglich durch

entgegenkommendes Vertrauen erfolgt waren, hielt er für seine Pflicht; doch sah er sich die letztere Stellung schon im Jahre 1852 aufzugeben genöthigt, da seine Frau, die früher einer beneidenswerthen, blühenden Gesundheit genossen hatte, plötzlich von einer tückischen Brustkrankheit erfaßt wurde, die man durch Kuren an weit entfernten Gesundbrunnen und durch einen einjährigen Aufenthalt zu Meran in Süd-Tyrol zu beseitigen hoffte. Leider geschah dies nicht; vielmehr wurde das brave Weib im Herbste 1852 an dem letztgenannten Orte ihm und den vier Kindern, von denen jetzt noch drei leben, im 33. Jahre ihres Alters entrissen. So sehr es nach seiner Rückkehr nach Breslau, die erst im Herbst 1853 geschah, räthlich erscheinen mochte, diesen Kindern, von denen das älteste erst zehn Jahre zählte, bald wiederum eine Mutter zuzuführen, so konnte er sich hierzu doch erst nach einer Reihe von Jahren entschließen. Er heirathete im Jahre 1858 die älteste Tochter des allgemein geachteten Oberst Chorus, und seine Wahl ist durch das Glück belohnt worden, wiederum in den Besitz eines braven, ihm und den Kindern liebevoll zugethanen Weibes gekommen zu sein.

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Vorwort.

Es kann auffallen, daß ich zum Gegenstande meines Beitrags zur Deutschen National-Bibliothek gerade eine Zeit der Entzweiung gewählt habe. Zeigen denn nicht selbst die trüben Erfahrungen unserer Tage, daß es gar nicht erst von außen her besonderer Anstrengung bedarf, um den Funken deutscher Zwietracht immer auf's Neue anzufachen? daß die Gereiztheit gerade jener Stämme gegen einander, die damals auf dem öffentlichen Schauplatze eine Hauptrolle spielten, keineswegs erloschen ist? Wozu also Verhältnisse und Begebenheiten in lebendige Erinnerung bringen, bei welchen hauptsächlich deutsche Kräfte in erbittertem Kampfe gegen einander erscheinen?

Als Antwort hierauf glaube ich in unseren Tagen um so inniger die Ansicht festhalten zu müssen, die ich bereits vor mehreren Jahren in dem Vorworte zu einigen umfassenden Monographieen über wichtige Ereignisse des siebenjährigen Krieges*) kundgegeben habe, indem ich sagte: „Wie berechtigt diese und ähnliche Fragen sein mögen, so ist doch auch andererseits zu dem gebildeten Theile meiner deutschen Zeitgenossen, die noch ein warmes Gefühl für das gemeinsame Vaterland bewahren und pflegen, das Vertrauen begründet, daß jene Empfindungen der Leidenschaft schweigen oder doch bemeistert werden, sobald es sich in würdigem Tone um Lösung von Aufgaben handelt, welche über die Parteien erhaben sind, um Lösung von Aufgaben im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft. Ein solches reicht über die noch unbefrie-

*) Diese Monographieen sind 1860 erschienen unter dem gemeinsamen Titel: Gedenktage deutscher Geschichte. Von Professor Dr. J. Kutzen. 3 Theile. Breslau, bei Ferdinand Hirt. Auch unter den besonderen Titeln: 1) Der Tag von Kolin. 2te Ausgabe. 2) Der Tag von Leuthen. 3te Ausgabe. 3) Der Tag von Liegnitz.

digte Tagesstunde hinaus, ohne ihr die Befruchtung zum Bessern zu entziehen oder entziehen zu wollen, und so mag der Verfasser der gegenwärtigen Arbeit die Hoffnung nicht aufgeben, es könne, indem an erschütternden Beispielen der Vergangenheit veranschaulicht wird, wie viel Deutschland selbst in der Entzweiung zu vollführen oder wenigstens auszuhalten vermochte, durch diese Erkenntniß bei uns und unseren Nachkommen um so voller der Wunsch und um so aufrichtiger das Streben gehegt werden, hochsinnig friedfertiges Entgegenkommen statt kleinlich feindseliger Gereiztheit, offenen und edlen Wetteifer statt lauernder Eifersucht wecken und unablässig auf Stärkung des Gefühls und Werthes gemeinsamer Nationalität hinarbeiten zu helfen, um im Augenblicke der Gefahr, die keineswegs für immer ausbleiben wird, der Welt zu offenbaren, was deutsche Art und Kraft in vereinter Anstrengung aller Glieder des Vaterlandes zu leisten im Stande sei."

Was den Inhalt der auf den folgenden Blättern enthaltenen Umrisse und Bilder betrifft, so hoffe ich, wiewohl dieselben für das größere gebildete Publikum bestimmt sind, doch auch den Kenner und Fachmann zufrieden zu stellen. Bezüglich des geographischen Theiles habe ich jede Gegend, jedes Terrain, das ich beschrieben, zu wiederholten Malen selbst bereist und an Ort und Stelle untersucht; bezüglich des historischen habe ich es mir angelegen sein lassen, sowohl die zuverlässigeren Quellenschriften als auch eine große Zahl neuerer Arbeiten, aus letzteren besonders jene werthvollen Monographieen zu benutzen, welche seit dem Jahre 1857 bei Gelegenheit des Säculargedächtnisses großer Thaten des siebenjährigen Krieges erschienen sind.

Die am Schlusse befindlichen sieben Kärtchen, welche der Herr Verleger auf mein Gesuch und nach meinen Angaben fertigen zu lassen die Güte gehabt hat, werden für die Leser Behufs leichterer Orientirung gewiß eine willkommene Beigabe sein.

J. Kutzen.

Der Schauplatz.

Wenn es eine Zeit gab für unser gemeinsames deutsches Vaterland, — und wir erinnern uns dabei vorzugsweise an die Glanzperiode unter den Ottonen, Saliern und Hohenstaufen, — wo das deutsche Reich das herrschende, wo Deutschlands Geschichte die allgemeine Europa's, wo es das Centralland der allgemeinen Interessen war; so muß als mitwirkende Ursache dieser hohen Bedeutung auch die Macht geographischer Bedingungen, es muß hauptsächlich die geographische Stellung, d. h. die Stellung geltend gemacht werden, welche Deutschland durch seine räumliche Lage im Gesammtorganismus Europa's einnimmt. Seine centrale Stellung in diesem Welttheile trug bei, daß es auch jenes geschichtliche Centralland desselben wurde, und aus der eben genannten Ursache konnte es nicht fehlen, daß Deutschland in späteren Zeiten, als es von seiner Machtfülle verloren und an mehreren Seiten starke Staaten zu Nachbarn erhalten hatte, nicht oft noch Schauplatz der Entscheidung der großen und allgemeinen Angelegenheiten Europa's gewesen wäre. Kein anderes Land des letztern zählt so viele Schlachtfelder bedeutsamer Entscheidungskämpfe, kein anderes stellt in so hohem Grade gleichsam eine unermeßliche Wahlstatt zwischen den Völkern des Ostens und Westens, des Nordens und Südens dar, als das Centralland Europa's, als Deutschland.

Insbesondere haben einige Gegenden desselben theils durch seine Lage im Allgemeinen, theils durch ihre specielle Lage und

dazu noch durch ihre Gestaltung den ernsten Ruhm gewonnen, die Schlachten-Reviere Deutschlands, ja des ganzen Erdtheils zu sein. So im Südosten jenes weite Becken von Wien (vorzüglich das Marchfeld), welches in Folge der Dimensionen des Alpengebirges, ferner in Folge der Configuration der Karpathen und Sudeten als ein natürlicher großer Knoten- und Kreuzungspunkt betrachtet werden muß, und welches deshalb zu friedlichem wie zu feindlichem Zusammentreffen der Völker von der Natur gleichsam auserkoren war. So am entgegengesetzten, nämlich am nordwestlichen Ende die einst zu Deutschland gehörenden belgischen Ebenen, die vermöge ihrer Lage innerhalb öder Hochflächen und unpassirbarer Sumpfgegenden und vermöge ihrer Bodengestaltung von jeher zwischen ihm und Frankreich ein vermittelndes Gebiet waren, durch welches die Bewegungen einen ungehinderten und raschen Durchgang nahmen. Von jeher waren sie ein Zwischenland des germanischen und des gallisch-romanischen Völkerkreises, wo alle äußeren wie inneren Kämpfe beider ohne große Mühe Boden oder Wiederhall finden konnten. Ich erinnere ferner (und dies steht zu der uns vorliegenden Aufgabe bereits in nächster Beziehung) an jenen **Tieflandsbusen der mittleren Elbe**, in dessen Centrum ungefähr **Leipzig** liegt. Indem derselbe, in unmittelbarer Verbindung mit den unendlichen östlichen Ebenen, sich zugleich zwischen den Absenkungen des Harzes, des Thüringerwaldes und des Erzgebirges weit nach dem innern Deutschland hineinbuchtet, bildete er frühzeitig einen natürlichen Knotenpunkt von Straßen zwischen Ost und West, Süd und Nord und nach wichtigen Zielen hin, insbesondre zwischen dem Mittellaufe zweier so bedeutenden und durch Schifffahrt von jeher so belebten Ströme, wie Rhein und Elbe, und mußte, dadurch gar bald zu hoher Geltung gelangend, nicht blos das Gedeihen städtischer Ansiedelungen überaus begünstigen und die Waaren- und Verkehrszüge an sich locken, sondern auch im Laufe der Jahrhunderte häufig die streitgerüsteten Männer des Krieges aus allen Weltgegenden her zusammen und gegeneinander führen; denn in diesen fruchtreichen Blachfeldern von der nahen Elbe an westwärts und in der Nähe der Elster und Saale stritt König Heinrich der

Finkler mit den Magyaren bei Merseburg (933), Kaiser Heinrich IV. bei Mölsen an der Elster mit seinem Gegenkönige Rudolph (1080), Kaiser Karl V. bei Mühlberg mit dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich (1547), Gustav Adolph mit Tilly bei Breitenfeld unweit Leipzig (1631) und mit Wallenstein bei Lützen (1632), Napoleon mit den Preußen bei Jena und Auerstädt (1806), die Streitmacht der Verbündeten im Befreiungskriege (1813) bei Großgörschen und Lützen, bei Wartenburg und rings um Leipzig, und so im vorigen Jahrhunderte auch Friedrich von Preußen mit den Franzosen bei Roßbach (1757) und mit den Oesterreichern bei Torgau (1760).

Doch neben diesem letztgenannten weiten Terrainabschnitte verdienen für unsern Zweck vorzüglich einige demselben südöstlich benachbarte Landschaften des mittleren Deutschland hervorgehoben zu werden, nämlich die Landschaft um Dresden und die An- und Vorlande der Sudeten, wenn wir mit diesem von der Wissenschaft, nicht von dem Volke angenommenen Gesammtnamen den ganzen, an 42 Meilen in die Länge sich erstreckenden Gebirgszug von dem Ursprungsgebiete der Oder bis in die Nähe des Durchbruchgebietes der Elbe in's Tiefland bezeichnen, also ein großer Theil von Schlesien, Mähren, Böhmen und der Lausitz.

Ueberblicken wir zuerst in weiterem Umkreise die Gegend von Dresden, so erkennen wir in ihr einen jener anziehenden Thalkessel des deutschen Landes, welche, rings von Hügelland umgeben, größeren Flüssen, die sich soeben durch enge Gebirgs- und Felsengassen mühsam hindurchgearbeitet, zur bequemeren Fortsetzung ihres Laufes in das Flachland dienen. So wie die ganze Landschaft durch den Schmuck von Landhäusern, Schlössern, Weinbergen, freundlichen Dörfern und zugleich in reichlichem Maße durch eine Lieblichkeit ausgezeichnet ist, die überall etwas Offenes, Ruhiges und Freundliches behält und durch alle diese Reize seit langer Zeit die Freunde sanfter Natur an sich lockt, ebenso beachtenswerth ist sie als ein politisch-militairischer Mittelpunkt für Ebene und Gebirg, für Böhmen, Sachsen, Brandenburg und die Lausitz, dessen Wichtigkeit auch König Friedrich und seine Gegner

zu schätzen wußten, und der in den Jahren ihres großen Kampfes viele Sorgen, Mühen und Menschenleben kostete.

Wenden wir uns ferner zu den Anlanden der Sudeten und zwar zunächst nach Schlesien, so können wir dasselbe seinem größten Theile nach, nämlich von jenem Gebirge selbst bis zu den Höhenzügen jenseits der Oder als eine Landmulde, als eine bedeutende östliche Bucht der Sudeten auffassen, welche durch ihre Größe, ihre Naturgaben und durch ihre Lage zwischen den einst mächtigen Reichen Polen, Böhmen, Ungarn und dem in frischer Thatkraft emporstrebenden Brandenburg-Preußen für jedes derselben ein erwünschtes Ziel war und auch der Reihe nach zu jedem von ihnen gehörte. Für uns kommen hier namentlich in Betracht die Gegenden zwischen dem natürlichen Mittelpunkte des Landes, der Hauptstadt Breslau, und den Gebirgspässen nach Mähren, Böhmen und der Lausitz, insbesondre der Landstrich zwischen den Gewässern der Katzbach, der Schweidnitzer Weistritz und der Glatzer Neiße bis zu ihrem Hauptflusse, der Oder. Hier zu wiederholten Malen Vordrängen der kampflustigen, wilden Schaaren des Ostens gegen die Gebirge und das innere Deutschland; hier dann in der Nähe der Gebirge Widerstand von Seiten der Böhmen und Deutschen; hier auch in der Nähe des Gebirges und bis gegen Breslau hin die Entscheidung, wenn es von Westen oder Südwesten durch jenes her gelungen war, die schlesische Ebene, die schlesische Hauptstadt oder den Mittelpunkt der norddeutschen Hauptmacht zu bedrohen.

In diese Gegenden führen die vielen Kriege zwischen Polen, Böhmen und Ungarn; an sie erinnern die Züge und Kämpfe der Mongolen, an sie der dreißigjährige Krieg, an sie vor Allem die heißen Kampfestage in den drei schlesischen Kriegen und dem Befreiungskriege gegen Napoleon. In ihnen oder in ihrer Nähe finden wir daher nicht wenige aus diesen verschiedenen Zeiten in Ruf gekommene Namen. Wir erinnern hier, um die vielen Kriege zwischen Polen, Böhmen und Ungarn zu übergehen, an die Mongolenschlacht bei Wahlstatt, unfern Liegnitz (1241), an die Schwedenniederlage bei Steinau (1633), an die wiederholten leidenvollen

Belagerungen von Schweidnitz im 17. und 18. Jahrhundert, an die Tage von Mollwitz (1741), Hohenfriedeberg und Striegau (1745), Breslau und Leuthen (1757), Landeshut und Liegnitz (1760), Bunzelwitz (1761), Burkersdorf und Schweidnitz (1762), an Hainau und an Blüchers Großthat an der Katzbach (1813).

Blicken wir nach dem südlichen Anlande der Sudeten, nach Mähren, so wird aus dessen physischer Beschaffenheit, aus dem Laufe seines Hauptflusses die Erscheinung klar, daß es vorzugsweise gegen Süden, gegen die Donau hingezogen wurde; denn sein stufenförmiges Berg- und Hügelland senkt sich, allmälich flacher werdend, südlich gegen die weite Ebene an der Donau ab, deren vorhin gedacht worden, und sein Hauptfluß, die March oder Morawa, welche es von den Sudeten herab in nordsüdlicher Richtung zwischen den Kleinen Karpathen auf der einen und dem sogenannten Böhmisch-mährischen Gebirge auf der andern Seite in seiner ganzen Länge durchströmt, giebt seine Selbstständigkeit an jenen Strom ab.

Indeß neben dieser Anziehungskraft, die das benachbarte Südland, d. h. Oesterreich, von jeher auf Mähren geübt hat, macht sich die Beschaffenheit seines nördlichen Theiles nach einer andern, nach der entgegengesetzten Seite hin geltend und hat mit dieser ein oft wiederkehrendes wechselseitiges Verhältniß bewirkt. Zwar fehlten hier nicht dem Lande alle natürlichen Grenzen, wie im Süden, wo erst die Donau dergleichen bilden könnte; allein die höheren Gebirge durchziehen nicht durchgängig die Nordgrenze, vielmehr flacht sich in deren Osten der südöstlichste Theil der Sudeten, das Mährische Gesenke, nach und nach ab, ist mehr nur eine Art ungeregelter Hochebene und sendet ebenso die Oder, wie die östlich benachbarte Absenkung der Vorkarpathen die Weichsel, der Ostsee zu. Mähren mit Oesterreichisch-Schlesien ist demnach im Nordosten auf eine hinlänglich bequeme Weise der Verbindung und dem Verkehr geöffnet, und daher hat sich eben diese Gegend in Folge der vorhin kurz angedeuteten Terrainverhältnisse zu einem höchst beachtenswerthen Völker- und Verkehrsthore gestaltet.

Diese große Natur-Pforte belebten bereits seit den Zeiten

der römischen Weltherrschaft von Süden her Völker- und Handelszüge; hier drängten sich auch von Norden her in eben jenen Zeiten gewaltige Haufen ostgermanischer Stämme durch; hier zogen in späteren Jahrhunderten Mongolen, Schweden, Polen, Russen und Preußen in das March- und Donau-Thal ein, und Olmütz ist vorzugsweise zur Bewachung dieser Haupteinbruchsstation mit starken Festungswerken versehen worden, so wie auf der nördlichen Seite des Schlesisch-Mährischen Gebirges Kosel und Neiße theilweise eine gleiche Bestimmung erhalten haben. Im Laufe des 7jährigen Krieges finden wir in jenen Gegenden öfters feindliche Streitkräfte gegeneinander und im Frühjahr 1758 den König Friedrich von Preußen selbst mit einer ansehnlichen Streitmacht vor Olmütz. Als dessen Belagerung fruchtlos blieb, rettete er sich durch eine jener Verbindungslinien nach Böhmen, die von jeher für beide Länder von unverkennbarem Einflusse gewesen sind. Wir folgen ihm in dasselbe, welches auf der Feldherrnlaufbahn Friedrichs eine so wichtige Stelle einnimmt.

Böhmen ist keineswegs ein durchweg von hochaufragenden Randgebirgen fest eingeschlossenes und in seinem Innern nach der Mitte zu stetig gesenktes, also keineswegs ein einfaches und eigentliches Kesselland, wie früher fast allgemein angenommen wurde, und wie hier und da auch jetzt noch festgehalten wird; vielmehr haben wir uns darunter ein vorherrschend unebenes, ein meist hochgelegenes Berg- und Hügelland vorzustellen, das, betrachtet man es im Ganzen und Großen, durch einen von Nordost nach Südwest ansteigenden Stufen- oder Terrassenbau charakterisirt ist. Die höchste oder südlichste dieser 3 Stufen, in die derselbe sich zerlegen läßt, breitet sich zu beiden Seiten der oberen Moldau aus und lehnt sich an den Böhmerwald an; die mittlere, zu beiden Seiten der mittleren Moldau, entwickelt sich zwischen deren bedeutendsten Nebenflüssen, der Beraunka und Sazawa, und die niedrigste oder nördlichste erstreckt sich von den äußeren Seiten dieser beiden Flüsse bis zu der unteren Eger und demjenigen Abschnitte der Elbgegenden, welcher zwischen der Adler- und Isermündung gelegen ist.

Was die einschließenden Gebirge anbelangt, so kann nur dem Erzgebirge, dem Iser- und Riesengebirge, einem Theil der Glatzer Grenzgebirge und des Böhmerwaldes das Gepräge eines merklich erhöhten und geschlossenen Randes zuerkannt werden; und selbst diese sind durch sehr breite Einsattelungen auseinandergehalten, deren mittlere Höhe in nicht wenigen Fällen von dem Niveau des inneren Landes erreicht, ja in einigen übertroffen wird. Ein Theil aber der nördlichen Randgebirge, nämlich der an der Ober-Lausitz, kann als kein eigentliches Gebirge, am wenigsten als eine geschlossene Bergkette, es kann vielmehr nur als ein unregelmäßiges Berg- und Hügelland ohne eigentlichen inneren Zusammenhang gelten; und auf der entgegengesetzten Seite, im Süden, läßt sich das sogenannte Mährische Gebirge, da ihm alle charakteristischen Eigenschaften eines Gebirges abgehen, im Allgemeinen nur als höhere Anschwellung der zu beiden Seiten anliegenden Landstriche ansehen, nämlich auf der nordwestlichen Seite der böhmischen, auf der südlichen der österreichisch-mährischen, welche beide in ihrer Oberflächenbildung einander gleichen und besonders in der Osthälfte durch zahlreiche Communicationen mit einander verbunden sind, die bei dem Mangel zusammenhängender Gebirgsrücken nirgends eigentliche Gebirgspässe zu überschreiten haben.

Daraus ist es erklärlich, daß sich so frühe, so vielfältige und wichtige Beziehungen Böhmens zum Süden, zu Mähren und Oesterreich gestalteten, und daß, als die politische Verbindung mit letzterem vollzogen war, noch mehr als früher diejenigen Naturbahnen in Betracht kamen und als Hauptstraßen gepflegt wurden, durch welche man am bequemsten und kürzesten die Verbindung der politischen und Verkehrs-Centra der drei Länder zu fördern vermochte. Daher müssen wir als den wichtigern Theil Böhmens für Krieg wie für Frieden den von der Moldau östlich gelegenen Landestheil ansehen; denn hier besonders finden wir die großen Verbindungswege mit Oesterreich und Mähren, hier auch bereits seit einer Reihe von Jahren in unserer Zeit die belebten Bahnen, die täglich mehrfach von Norden nach Süden, von Süden nach Norden die Locomotive durchbraust. Zur Zeit des siebenjährigen Krie-

ges, die wir in Rücksicht auf das uns vorgesteckte Ziel hauptsächlich zu beachten haben, gingen dorthin auf der genannten Seite ausschließlich die großen Straßen; denn der eine südliche Weg von Prag aus auf dem westlichen Moldauufer (der über Königssaal oder Zbraslaw gegen Pisek) war damals noch roh und schlecht, so daß die Müllersche Karte von Böhmen, nach welcher man operirte, ihn gar nicht angiebt.

Daher kam es, daß in den Kriegen Friedrich's mit Oesterreich auf beiden Seiten das Bemühen vorwaltete, sich der nach Süden und Norden führenden Verbindungswege der östlichen Hälfte von Böhmen zu bemächtigen. Wir sehen auf diesen Straßen z. B. im Jahre 1757 sowohl Friedrich und seine Generale, wie die österreichischen Feldherren mit ihren Heerhaufen zu wiederholten Malen.

Ebenso mußten damals in Betracht der Nordgrenze Böhmens, vermöge welcher an dem Erzgebirge nur das Thal der Elbe eine schmale Pforte öffnet, dagegen im Nordosten durch die Beschaffenheit des Lausitzer Berglandes und des zunächst anliegenden wechselvollen böhmischen Terrains die Verbindung von der Natur erleichtert ist, sowohl diese Gegenden wie auch die östlichen Paßgegenden des Erzgebirges in der Nähe der Elbe zu militairischer Bedeutung gelangen; denn von Norden her erstrebte man durch sie Anknüpfungen an die wichtigen Straßen Böhmens, deren wir vorhin gedacht, und von Süden her führten dieselben einerseits in den Elbthalkessel von Dresden, auf dessen Wichtigkeit wir oben aufmerksam gemacht haben, andererseits in die Lausitz, von wo aus theils Dresden, Berlin und Breslau nebst Schweidnitz bedroht, theils die Verbindung zwischen Sachsen, der Mark Brandenburg und Schlesien gesprengt werden konnte. Es begegnen uns daher auch aus der Zeit des 7jährigen Krieges auf beiden Seiten der Nordgrenze eine Zahl Namen, die in der Geschichte mit Kummer und Elend, mit Schwertern und Blut gezeichnet sind, z. B. Pirna, Königstein, Lilienstein, Maxen, Lowositz, Gabel, Reichenberg, Zittau, Görlitz und Hochkirch, welche beiden letzteren gewissermaßen in die Verlängerung des nordwestlichen Flügels

jenes Theiles von Schlesien fallen, mit welchem wir die Betrachtung der sudetischen Anlande begonnen haben.

So in seinen allgemeinen Umrissen der Schauplatz, auf welchem Friedrich selbst mit seinen Hauptgegnern erscheint. Wir sehen, er umfaßt von Deutschland hauptsächlich das Gebiet der oberen und mittleren Elbe und das Gebiet der oberen Oder. Außerdem haben wir für unsere Aufgabe noch einen kleinen Abschnitt des mittleren Odergebietes zu berücksichtigen; doch dies verschieben wir am zweckmäßigsten bis dahin, wo wir uns den gewaltigen Zusammenstoß Friedrich's mit den Russen und Oesterreichern unsern Frankfurt vergegenwärtigen werden.

Der Heldenkampf bei Prag

oder

der 6. Mai 1757.

Zur Ueberraschung für ganz Europa hatte König Friedrich II. von Preußen gegen Ende August 1756 den dritten schlesischen Krieg begonnen. Die schnelle und leichte Besitznahme von ganz Sachsen, die Unterwerfung des sächsischen Heeres, die Behauptung des Rufes der Unüberwindlichkeit durch den Sieg bei Lowositz war die Frucht seines Feldzuges in der zweiten Hälfte des genannten Jahres. Doch mit einer ganz andern Aufgabe drohte das Jahr 1757. Dem gewöhnlichen Urtheile schien sie für ihn unlösbar, schien er ohne Rettung verloren. Er, der Herrscher eines Staates von nur fünf Millionen Einwohner, sollte Widerstand leisten den Kräften von Herrschaftsgebieten, welche zusammen 80 Millionen umfaßten, den Streitkräften von Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und einem großen Theile des deutschen Reiches!

Zwar entging seinem scharfen Blicke nicht, daß sich zwischen die Cabinette von Wien, Paris und St. Petersburg Interessen

drängten, die ein einmüthiges und energisches Zusammenwirken derselben gegen ihn leicht verhindern konnten; allein er wußte auch, daß die Erbitterung gerade der mächtigsten seiner Gegner, die Erbitterung Maria Theresia's von Oesterreich, Elisabeth's von Rußland und des damals von der Pompadour geleiteten Ludwig XV. von Frankreich sehr heftig, die Thatkraft gerade der bei weitem edelsten Persönlichkeit unter ihnen, die auch jetzt wieder, wie früher, der Mittelpunkt aller feindlichen Bestrebungen, Entwürfe und Ausführungen gegen ihn wurde, in zäher Leidenschaftlichkeit gespannt und daß die Wirksamkeit gerade dieser am tiefsten und nachhaltigsten sich verletzt fühlenden Herrscherin Oesterreichs von bestimmendem Einflusse war.

Friedrich erkannte demnach die ganze Größe und Gefahr seiner Aufgabe, und dieser Erkenntniß entsprach die unermüdliche Thätigkeit und Sorgfalt, mit der er sich darauf vorbereitete. „Es wird," schrieb er im Laufe des Winters einem seiner Vertrauten, „dieses Jahr stark und scharf hergehen; aber man muß die Ohren steif halten, und Jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß Alles daran setzen. Eine gute Husche, und Alles wird klarer werden." In Uebereinstimmung mit dem Vorschlage des greisen Feldmarschalls Schwerin hielt er seit Ende März 1757 den Plan fest, gleichzeitig mit seinen gesammten Heerhaufen in Böhmen einzudringen, die noch getrennten Abtheilungen des österreichischen Heeres zu überraschen, zurück und gegen des Landes Hauptstadt zu drängen und alsdann, nachdem er so gleich im Anfange des Feldzuges ein Uebergewicht über den Feind gewonnen, mit seiner vereinigten Macht eine entscheidende Hauptschlacht zu wagen. Der nächste und tüchtigste Gegner sollte durch einen nachdrücklichen Schlag bereits geworfen sein, bevor dessen Bundesgenossen ihn selbst gefährden könnten.

Aber dieser Gegner veranstaltete Rüstungen, die auf einen höchst energischen Feldzug deuteten. Kaum je in früheren Zeiten hatte dem Kaiserhause eine so schöne und wohlausgestattete Streitmacht zu Gebote gestanden, als das über 130,000 Mann starke Heer war, welches in Böhmen und Mähren den Ruf seiner

Herrin gegen Friedrich erwartete. Selbst die Krieger aus der Zeit des Prinzen Eugen staunten über den stattlichen Koloß. „Mit dieser Macht“, sagte einer der alten Knasterbärte, „würde der König von Preußen den Teufel aus der Hölle jagen.“ „Ja wohl“, erwiderte ein anderer in gleich starkem Soldatentone, um auch die Trefflichkeit der damaligen preußischen Armee und das Talent ihres Kriegsherrn zu bezeichnen, „aber er würde sie auch mit der seinigen alle hineinjagen, wenngleich ihrer eine doppelt so große Zahl, als wir, und noch dazu unsere Bundesgenossen gegen ihn ausmarschirt wären.“

Soviel sah bald alle Welt, daß Friedrich durch Zuvorkommen und Ueberraschen, durch sein „Prävenirespielen,“ wie ein österreichischer Offizier es nannte, die kaiserliche Regierung aus ihrem Grundsatze des Abwartens heraus und die Abtheilungen des gegen ihn gerüsteten, jedoch noch nicht planmäßig versammelten Heeres in wenig mehr als einer Woche bis in die Nähe der böhmischen Hauptstadt zurück trieb. Dieses aber hatte in der kurzen Zeit den Verlust eines Treffens (bei Reichenberg), den Verlust ansehnlicher Mannschaften und Magazine und dazu noch den schwer wiegenden Verlust der Ordnung und des Vertrauens zu beklagen; denn der bisherige Oberfeldherr, der erfahrene und früher oft erprobte Feldmarschall Brown (Braun) hatte durch die Art und das Glück, womit sein genialer Gegner den Feldzug eröffnete, die Besonnenheit verloren, und bei den Unterführern war an die Stelle der Sicherheit und Zuversicht plötzlich Betroffenheit, Verwirrung und Uneinigkeit getreten.

In diesem Zustande fand Ende April und nur noch wenige Meilen von Prag das österreichische Heer der Bruder des Kaisers Franz I, Prinz Karl von Lothringen, den das unbegrenzte Vertrauen Maria Theresia's zur Oberleitung desselben berufen. Aber ein gleiches Vertrauen fand er nicht bei den Offizieren und Soldaten; denn war er auch seines heitern, ritterlichen Wesens wegen früher beim Heere beliebt gewesen, fehlten ihm auch militairische Kenntnisse nicht, und hatte er in den nächst vorhergehenden Kriegen mehr als einmal Proben von Feldherrngeschick gegeben;

so war gleichwohl aus ihrem Gedächtnisse nicht geschwunden, daß er stets mit Unglück gegen Friedrich gekämpft.

Ohne die Vereinigung der beiden Heereskörper der Preußen unter dem Könige und dem Feldmarschall Schwerin, welche, der eine auf der westlichen Seite der Elbe und der Moldau, der andere von der östlichen Seite der Elbe her, in concentrischer Bewegung gegen Prag hin vordrangen, zu verhindern, sammelte er seit dem ersten Mai sein Heer auf der östlich benachbarten Hochgegend dieser Stadt und faßte, veranlaßt durch einen am 2. Mai gehaltenen Kriegsrath, den Entschluß, hier den König zu erwarten. So zog sich abermals in der Nähe der altehrwürdigen und berühmten Capitale des Böhmerlandes ein Gewitter zusammen, das mit furchtbar dunklen Wolken drohte!

Gewiß kennt ein großer Theil unserer Leser das durch seine Lage, seine Größe, seinen Reichthum an imposanten Gebäuden, an Kirchen, Thürmen, Kuppeln, Palästen und Ruinen und über alles dieses durch seine historische Weihe wahrhaft königliche Prag. Fast in der Mitte des Landes, an dessen wichtigstem Flusse, in einem der geräumigsten Thäler des letzteren und zwischen schützenden Höhen gelegen, ist es so recht der von allen Seiten anziehende Hauptcentralort Böhmens und zugleich einer seiner wichtigsten strategischen Punkte. Ihm, dem Knotenpunkte aller von feindlicher Seite herkommenden Straßen, der mit seiner zahlreichen Bevölkerung (damals etwa 80,000 Einwohner), mit seiner Wohlhabenheit, an beiden Ufern der Moldau, welche durch die sehr feste steinerne Brücke verbunden, mit seinen Festungswerken, die freilich nicht im besten Zustande waren, einen vortrefflichen doppelten Brückenkopf bildete, in dessen Besitze der Feind Meister seiner Operationen auf beiden Seiten des Flusses wurde, gedachte der Prinz durch seine und seines Heeres unmittelbare Nähe hinlänglichen Schutz zu gewähren. Auch in Rücksicht auf Sicherung einer directen Verbindungs- und Rückzugsstraße zur Donau über Tabor, auf Heranfördern von Truppen in der Richtung von Brünn und Olmütz, auf Ueberwachung und Bedrohung etwaiger Flankenbewegungen des Feindes gegen die obere Elbe schien die

gewählte Stellung gerechtfertigt werden zu können. Und wurde überdies nicht durch dieselbe der König, um seine beiden großen Heerestheile für einen Angriff zu vereinigen, in die Nothwendigkeit versetzt, die Moldau und Elbe vor der Front des kaiserlichen Heeres und in solcher Nähe zu passiren, daß er bedenklich gefährdet werden konnte? nicht in die Nothwendigkeit versetzt, ansehnliche Streitkräfte jenseits der Moldau und Prags und eine Besatzung an der Elbe bei Brandeis zurückzulassen und somit für das Schlachtfeld außer Wirksamkeit zu setzen?

Aber nicht blos im Hinblick auf die Operationsverhältnisse im Ganzen, sondern auch an und für sich, als Wahlstatt kam die zum Standorte erkorene Gegend in Betracht. Dieselbe läßt sich als eine Hochfläche von etwa 12,000 Schritt westöstlicher Länge und 6000 Schritt nordsüdlicher Breite auffassen, in welcher nicht minder lange Erhebungslinien, als kurze Knoten und Bergbuckel aufsitzen, zwischen denen sich mehr oder weniger tiefe, mehr oder weniger ausgedehnte Lücken befinden. Unter den Bergbuckeln tritt z. B., ungefähr in der Mitte der Längenrichtung des für die Schlacht beachtenswerthen Terrains und nahe südlich an der großen Straße von Prag nach Kolin, der Tabor-Berg sehr kenntlich hervor, während unter den weithingestreckten Erhebungslinien für die ganze Umgegend Prags charakteristisch der nördliche Rand der Hochfläche emporsteigt, der, vom benachbarten Moldau-Thale und von der aus Schlesien kommenden Straße aus betrachtet, als eine Reihe zusammenhängender felsiger, hier und da außerodentlich steil ablaufender Berge von ansehnlicher Höhe sich darstellt, und dessen westlicher, bis dicht an Prag heranreichender Theil unter dem Namen des Ziska-Berges bekannt ist.

Bei weitem weniger uneben und mit weit weniger Schwierigkeiten für militairische Bewegungen und Entwickelungen verbunden ist die entgegengesetzte südliche Seite des Terrains; diese verläuft sich nämlich, meist ohne bedeutende Aufsätze, mehr wellenförmig in Nachbarstriche ähnlicher Art. Dagegen ist wiederum der östliche Grenzabschnitt eigenthümlich gestaltet. Er bildet, um

ihn kurz nur in seinen Hauptstrichen zu zeichnen, einen engen, von mehreren Bächen, die sich darin vereinigen, durchflossenen, hier und da mit sumpfigen Wiesenrändern, mit vielen größeren und kleineren Teichen und zwischen ihnen mit einigen nahe an einander liegenden Dörfern versehenen und damals weit mehr, als heute, mit Gebüsch bewachsenen Grund, der besonders an seinem nordwestlichen Winkel auf beiden Seiten von steilen Höhen eingeschlossen und theils durch eine scharfkantige, hohe und lange Erdzunge, theils durch bis in die Nähe des Tabor-Berges einschneidende Tiefungen mit der inneren Hochmasse verbunden ist. Auch für Laien im Kriegswesen ergiebt sich hieraus, daß dieser östliche Abschnitt des Terrains, derselbe, durch welchen jetzt die Wien-Prager Eisenbahn hindurchgeht, nicht ohne große Beschwerden zu passiren war. Und wo diese, wollte man auf die Hochfläche hinan, allmälig aufzuhören anfingen, nämlich in der größeren südlichen Hälfte des Grundes, wo in westlicher Richtung die Höhen sanft und niedrig werden, konnte durch den im Frühjahr für eine aus der Ferne angestellte Beobachtung leicht möglichen Schein sicherer Gangbarkeit eine gefährliche Täuschung herbeigeführt werden. Der Kampf und Tod Schwerin's wird uns hierüber genauern Aufschluß geben.

In dieser soeben charakterisirten Hochgegend stellte Prinz Karl, nachdem er die Heeresabtheilung des Feldzeugmeisters Grafen Königsegg von der Elbe her an sich gezogen und dadurch seine Armee auf 61,000 Mann nebst 178 Geschützen gebracht hatte, dieselbe nach mehrfachen Veränderungen des Lagers zuletzt so auf, daß ihr linker Flügel an und auf den Ziska-Berg, der rechte dagegen, von jenem durch eine Schlucht getrennt und dem größeren Theile nach mit ihm einen Haken bildend, eine Strecke östlich vom Tabor-Berge und südlich von der nach Kolin führenden Kaiserstraße, bevor sie in den oben näher bezeichneten Grund hinabläuft, auf sanfte Höhen zu stehen kam. Die Reserve stand weiter zurück gegen Prag hin und nicht weit von dessen Feste Wischerad. Somit schien das kaiserliche Heer im Norden, Osten und Westen gegen einen feindlichen Angriff durch eine sehr feste

Stellung vollständig gesichert zu sein, im Norden durch den zum Moldau-Thale und zur schlesischen Straße steil abfallenden Ziska-Berg, im Osten durch den wiederholt genannten engen, mit Bächen, Teichen und sumpfigen Stellen coupirten Grund, im Westen durch das befestigte und stark besetzte Prag. Nur von einer dieser drei Seiten könne, schien man zu glauben, ein Angriff der von Westen, Osten und Norden kommenden preußischen Heersäulen erfolgen, und werde demnach ein solcher, weil daselbst fast unzulässig, wahrscheinlich überhaupt gar nicht erfolgen. Man vergaß somit, sich die Frage vorzulegen, ob denn nicht der König dadurch, daß er die Armee umgehe und sie in Flanke und Rücken fasse, trotz der Stärke ihrer Stellung sie mit Erfolg anzugreifen im Stande sei? Und auf der rechten Flanke war sie in der That, wie wir gesehen, an nichts gestützt, das Terrain von Süden her das am wenigsten hinderliche des ganzen Schauplatzes. Aber freilich hatten sich bis dahin die Feldherren der neueren Zeit, selbst Eugen und Marlborough nicht ausgenommen, über den parallelen oder frontalen Angriff noch nicht erhoben. Die scheinbar unüberwindliche Festigkeit der Stellung auf den zuerst genannten drei Seiten mochte auch den kaiserlichen Oberfeldherrn oder seine Rathgeber veranlassen, sich ihrer nur zu einer ganz starren Defensive zu bedienen; denn weder gewahrte man eine Benutzung ihrer, um die Annäherung des Schwerin'schen Corps und dessen Vereinigung mit dem Könige zu hintertreiben, noch, um des Letztern Uebergang an das östliche Ufer der Moldau zu erschweren, noch auch, um ihn daselbst vor des Feldmarschalls Ankunft mit entschiedener Uebermacht anzugreifen.

Ganz anders Friedrich in seinen Bestrebungen. Kaum am 2. Mai in der Nähe der Westseite von Prag angekommen und bereits in Kenntniß gesetzt, daß das feindliche Heer binnen wenigen Tagen noch um ein bedeutendes Corps verstärkt werden solle, dessen Führung am 4. Mai der Feldmarschall Graf Leopold v. Daun übernahm, betrieb er, um dieser Verbindung zuvorzukommen, mit aller Energie die Vorkehrungen zu einer möglichst baldigen Schlacht und deshalb zunächst den Uebergang eines Thei-

les seines Heeres auf das rechte oder östliche Ufer des Flusses, während der andere unter dem Commando des Feldmarschalls Keith die Westseite der Hauptstadt überwachen sollte. Sobald ihm daher die Kunde geworden, daß Schwerin bei der drei Meilen von Prag entfernten Stadt Brandeis die Elbe überschritten habe, führte er das Wagniß des Ueberganges über die Moldau im Laufe des 4. Mai ungestört aus. Aber welch' unerwartete Gefahr für ihn jetzt in einer keineswegs durch die Beschaffenheit des Terrains geschützten Stellung mit einem kaum über 20,000 Mann starken Heerestheile in der Nähe des an Zahl und durch Position ihm bei weitem überlegenen Feindes! Denn die Ankunft Schwerin's, die er am 5. Mai bestimmt vorausgesetzt hatte, erfolgte nicht; vielmehr stand dieser noch in seinem Lager bei Brandeis, nicht ohne Besorgniß um den König, über den er, da ein von demselben an ihn abgeschickter Offizier in der Nacht vom 4. zum 5. Mai in Gefangenschaft gerathen, zuletzt ohne alle Nachricht geblieben war, so daß er am 5. einen Offizier mit einer Bedeckung von 400 Husaren zur Einholung von Befehlen entsendete. Friedrich, in hohem Grade unzufrieden, daß Schwerin nicht schneller und von selbst weiter vorgerückt sei, ließ ihm sofort in sehr ungnädigen Ausdrücken durch den Major Stutterheim den Befehl zugehen, spätestens bis morgen (den 6. Mai) früh 6 Uhr bei dem Dorfe Prossik (etwas über 6000 Schritt nordöstlich von Prag) zu ihm zu stoßen, da er den Feind angreifen wolle, — ein Entschluß, der Anfangs den Feldmarschall in nicht geringe Verwunderung versetzte, indem ihm, wie er gegen den Ueberbringer des Befehls äußerte, die ungewöhnliche Festigkeit der Stellung, die, seiner Mittheilung nach, Prinz Karl gewählt hatte, noch aus dem Feldzuge des Jahres 44 sehr wohl in Erinnerung sei.

Bereits bald nach Mitternacht waren die Colonnen Schwerin's auf dem Marsche, ohne daß dieser den Oesterreichern, die den Raum hinter Prossik bis zu dem Lager des Marschalls bei Brandeis von Vortruppen unbewacht gelassen hatten, bekannt wurde; erst als die Avantgarde gegen 4 Uhr in die Nähe des ebenerwähnten Dorfes kam, fielen auf sie Schüsse der feindlichen Vorposten,

welche dasselbe besetzt hielten, sich aber nach dieser Morgenbegrüßung sogleich gegen die Hauptstellung zurückzogen. Auch des Königs Truppen hatten sehr früh in aller Stille den Marsch angetreten, um mit Schwerin zusammenzutreffen. Noch waren zwei Stunden nicht vorüber, als die beabsichtigte Verbindung beider Truppenmassen (zusammen 64,000 Mann mit 192 Geschützen) vor sich ging. In Kampfesungeduld war Friedrich seinem Armeecorps vorausgeritten, um sich sogleich mit dem Marschall über das Nöthige zu besprechen. Nochmals gab dieser sein Bedenken im Hinblick auf die Stellung des kaiserlichen Heeres zu erkennen und setzte ihm deren Stärke auseinander; allein jener blieb von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, ohne Zeitverlust anzugreifen, und so gab Schwerin ihm auch bald nach. Aber wo der günstige Punkt zum Angriff? Auf einem Berge unfern Prossik, wo die Recognoscirung vorgenommen wurde, ersah man bald, daß der Feind auf dem linken Flügel und in der Front unangreifbar sei. Um daher zu erspähen, ob sich vielleicht auf der rechten Flanke eine bessere Gelegenheit zum Angriff darbiete, ritt der alte Feldmarschall eilig auf dem hochgelegenen Terrain eine große Strecke gegen Südost vorwärts und kam dann mit der Nachricht zurück, daß der rechte Flügel auf niedrigen und sanft ansteigenden Höhen stehe und leicht umgangen werden könne. Da entschied sich der König für sofortige Angriffsanstalten nach jener Seite hin und ließ die Armee links abmarschiren, so daß dadurch der Schwerin'sche Heerestheil, den linken Flügel bildend, hauptsächlich die Aufgabe des ersten Angriffs zugetheilt erhielt und demgemäß auch am weitesten zu marschiren hatte, obwohl er bereits eben erst über zwei Meilen zurückgelegt.

Friedrich mochte sich, als ihm die Möglichkeit eines baldigen erfolgreichen Angriffs gegeben war, in hohem Grade erleichtert fühlen. Er hatte nicht nur, was er erstrebt, die österreichische Armee bei Prag zusammengedrängt vor sich; er hatte auch den Punkt gefunden, um sie an ihrer schwachen Seite zu fassen. Gelungen war ferner der Plan, die Schlacht gerade so schnell und zeitig herbeizuführen, daß eine Vereinigung des ihm

nahe gegenüberstehenden feindlichen Heeres mit den nur wenige Meilen entfernten frischen Streitkräften, durch die es nach Verlauf eines Tages 10,000, nach Verlauf von 3 Tagen 30,000 Mann Zuwachs erlangen konnte, in dem entscheidenden Momente noch nicht möglich war. Damit der erhoffte Sieg vollständig sei, hatte er schon am Tage zuvor den General der Infanterie Fürsten Moritz von Dessau beim Keith'schen Corps beauftragt, in aller Frühe des 6. Mai für den Fall einer Schlacht eine halbe Meile oberhalb Prag eine Pontonbrücke über die Moldau zu schlagen, 3 Grenadierbataillone und 30 Eskadronen auf das östliche Ufer überzusetzen und mit ihnen, während Keith selbst jenseits der Stadt den Weg zur Flucht versperre, im geeigneten Augenblick die einzige Rückzugsstraße (die gegen Tabor) dem Feinde abzuschneiden oder ihm in den Rücken zu fallen.

So schien in der That das Wort eines kaiserlichen Offiziers jener Zeit die Wahrheit zu treffen, der in Betracht der vorbereitenden Maßregeln des Königs zur Schlacht sagt: „Gleich einem Jäger, der ohne Geräusch das Wild mit Netzen umstellt, umstellte er uns von allen Seiten dergestalt mit seinen Truppen, daß wir bei jeder mißlichen Wendung der Schlacht diesen oder jenen in's Schwert fallen und entweder unsere ganze Kriegsmacht durch eine fruchtlose Gegenwehr aufopfern oder, in Ermanglung jedes andern Rückzuges, uns den Weg nach Prag als den nächsten, der uns zur Kriegsgefangenschaft führen konnte, gefallen lassen mußten."

Viel später, als bei den Preußen, regte es sich am Morgen des 6. Mai im österreichischen Lager. Man hatte einen so nahe bevorstehenden Kampf nicht erwartet und sich die Nacht hindurch der Ruhe überlassen. Erst die Pistolenschüsse ihrer bei Prossik vor den Teten der Schwerin'schen Colonnen zurückweichenden Vorposten weckten die Truppen um 4 Uhr aus dem Schlafe. Eine Disposition für den Fall eines Angriffs war nicht gegeben, ja eine Zahl Cavallerie-Regimenter hatte, gegen den am Tage vorher ergangenen Befehl, ihre besten Leute um Fourage nach Prag geschickt, und diese waren noch nicht zurückgekehrt. Zwar wurde jetzt befohlen, sich fertig zu halten; aber dabei blieb es vor der

Hand, und einige Generale erlaubten sogar ihren Soldaten, abzukochen. Fast schien man auch jetzt noch die Meinung zu hegen, der König werde wenigstens an diesem Tage noch nicht angreifen.

Unterdeß ward der Marsch des preußischen Heeres in der Richtung Anfangs nach Osten und dann, um dem rechten feindlichen Flügel gegenüber und sogar über ihn hinaus zu kommen, nach Süden mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß man im österreichischen Lager die Absicht dieser Bewegung erst recht erkannte, als die Spitzen der preußischen Colonnen auf den Höhen schon gegen das Dorf Unter-Potschernitz einbogen, welches dem rechten Flügel des kaiserlichen Heeres auf etwa 3000 Schritt östlich gegenüberlag. Jetzt endlich, als man gewahrte, daß es Ernst werden könne, entwickelte sich eine große Regsamkeit, und statt der früheren Sicherheit und Ruhe wurde Verlegenheit, Bewegung und Veränderung sichtbar; ja es machte sich hier und da bei den Truppen bereits die Wirkung des Unerwarteten und Ueberraschenden geltend, besonders bei der Cavallerie des rechten Flügels, die den größten Theil ihrer gedienten Leute noch nicht vom Fouragiren aus Prag zurücksah. Es trat bei ihr ein Zustand ein, über dessen Gefahr für den Kampf sich schon die kriegsgewohnten Römer aussprachen, daß es nämlich das Auge sei, welches in den Feldschlachten zuerst überwunden werde. Feldmarschall Brown, der das Commando des rechten Flügels übernahm, ließ beide Treffen desselben zunächst etwas östlich auf den sanften Höhen gegen den Grund vorrücken und dann sogleich eine weite Strecke rechts, also gegen Süden hin abmarschiren, um nicht überflügelt zu werden. Zur Füllung der dadurch entstandenen Lücken und überhaupt zur Verstärkung seines unzweifelhaft bedrohten Flügels rückte nicht blos Infanterie des zweiten Treffens und der Reserve, besonders die 22 vortrefflichen Grenadier-Compagnieen von jenem, sondern auch Cavallerie des linken Flügels, dessen Commando Prinz Karl sich selbst vorbehielt, und die ganze Reiterei der Reserve eilig herbei; ja der Prinz ließ auch die Reserve-Artillerie, die bis jetzt bei der allgemeinen Reserve eine bedeutende Strecke weiter zurückgestanden, im Galopp herankommen.

Ungeachtet mancher Uebereilungen wurden diese Veränderungen noch vor dem Anfange der Schlacht glücklich zu Ende gebracht, und insbesondere wird der Vertheilung der schweren Artillerie (5 Batterieen, höchst wahrscheinlich von je 12 Geschützen, nämlich auf jedem Flügel der Schlachtlinie eine, zwei in der Mitte derselben und eine rückwärts in Reserve) das Lob der Zweckmäßigkeit für Vertheidigung zuerkannt. „Auch heute," sagt in einem 1837 erschienenen geschätzten Werke der sachverständige preußische Artillerie-Oberst von Decker, „würde man sie nicht besser vertheilen können."

Unterdeß hatte die preußische Armee, besonders ihr linker Flügel, während der rechte nach einem viel kürzeren Wege gegen die nordöstliche Ecke des Grundes herab einbog, den Marsch rüstig fortgesetzt, unabläßig gedrängt von Schwerin, der dem Feinde möglichst wenig Zeit zu etwaigen Verbesserungen und Verstärkungen seiner Stellung auf der rechten Flanke lassen wollte. Noch waren die durch Terrainhindernisse und den Marsch der beengten Infanterie aufgehaltenen schweren Kanonen aus dem Defilee von Unter-Potschernitz nicht heraus, noch erst die 20 Eskadronen Cürassiere und 22 Bataillone vom linken Flügel des ersten Treffens mit ihrer Tete in der Gegend des Vorwerks (jetzigen Dorfes) Sterbohol, in dessen Nähe westlich der äußerste rechte Flügel der Oesterreicher stand, angekommen, als der Feldmarschall dem Könige, den er an der Spitze des Infanterie-Treffens fand, die Nothwendigkeit sofortigen Aufmarsches und Angriffs vorstellte und, da dessen Antwort ihm unbestimmt schien, mit den Worten: „Frische Eier, gute Eier" in starkem Galopp zur Reiterei jagte, um ebenso diese wie das 1. Infanterie-Treffen, das sich rechts rückwärts von Sterbohol formirte, aufmarschiren zu lassen. Daß die 20 Eskadronen Dragoner des zweiten Treffens jetzt erst nach und nach ankamen, und die Spitze des 2ten Infanterie-Treffens erst auf dem halben Wege von Unter-Potschernitz nach dem etwa 3000 Schritt südwestlich davon entfernten Sterbohol angelangt war, wurde im Eifer nicht berücksichtigt.

Es mochte 10 Uhr sein, als Schwerin dem bereits auf-

marschirten Theile des linken Flügels (der Cavallerie und den 22 Bataillonen) den Befehl zum Angriff ertheilte. Dieser geschah auch unverzüglich durch den tapfern Prinzen von Schönaich-Carolath, und nun ereignete sich jenes denkwürdige Reitertreffen, wo Werfen und Geworfenwerden, Sieg und Besiegung auf beiden Seiten wiederholt wechselte, wo bei dem warmen und trockenen Wetter allmälig ein so fürchterlicher Staub aufquoll, daß freundliche Regimenter, z. B. zwei preußische Regimenter in Verkennung aneinander geriethen, und wo bei dem blutigen Ernste des wirren Schauspiels auch die komische Partie nicht fehlte, indem auf die Signale zum Sammeln und Ordnen nach jedesmaligem Vorwärts- oder Zurückgehen fast regelmäßig auf beiden Seiten eine gute Zahl feindlicher Reiter sich mit einfanden und umgekehrt andere wieder vor ihren eignen Kameraden weit hinter das Schlachtfeld flohen. Endlich langte Zieten mit seinen 45 Escadronen Reserve an, die bei dem nöthig gewordenen Umwege über Biechowitz (die letzte Poststation der großen Koliner Straße vor Prag) eine Meile getrabt hatten, und faßte die österreichische Reiterei so nachdrücklich auf der rechten Flanke, daß sie bei einem neuen Angriff des Prinzen von Schönaich völlig geworfen wurde und nach einem bald fruchtlosen Versuche einiger Regimenter, sich wieder zu setzen, in ordnungsloser Flucht gegen das Südende von Prag und mehr noch gegen die Sazawa hin das Weite suchte, ohne wieder auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. In diese Flucht wurden auch viele der vom Fouragefassen aus Prag zurückkehrenden Mannschaften der Reiterei verwickelt, und ein Theil derselben, der nicht mehr in sein bereits von den Preußen erobertes Lager und somit nicht mehr zu seiner Dienst-Kleidung und Rüstung gelangen konnte, bot nun den sonderbaren, für sie selbst gewiß sehr niederschlagenden Anblick dar, längere Zeit hindurch auf dem Rückzuge in's Innere des Landes ohne Gewehr, bloß in Kitteln und Marodehauben reiten und so von Ort zu Ort der Welt sich zeigen zu müssen.

Aber noch einer andern Folge wegen war der Ausgang des Reitertreffens an ihrem äußersten rechten Flügel für die Oester-

reicher verhängnißvoll. Prinz Karl von Lothringen nämlich war herbeigeeilt, die geworfene Reiterei wieder zu sammeln. Zureden, Bitten und Drohungen, sie wieder zum Stehen zu bringen, waren vergebens. Auch er wurde vom Schwarme der Fliehenden mit fortgezogen. Da auf einmal stürzte er, wahrscheinlich in Folge übermäßiger körperlicher Anstrengung und wohl auch zu großer Gemüthsaufregung aus Besorgniß für den Ausgang der Schlacht, in heftigem Brustkrampfe zusammen. Bewußtlos und dem Ersticken nahe, brachte man ihn in das Dorf Nusle bei Prag zurück; aber noch während man ihm eine Ader öffnete und Besinnung noch nicht zurückgekehrt war, sprengten schon die preußischen Husaren in's Dorf. Nur durch die heroische Tapferkeit seiner Leib-Husaren-Schwadron, die ihn auch hierher begleitet hatte, gelang es, die Verfolger so lange fern zu halten, bis man ihn auf die nahe Prager Citadelle Wischerad bringen konnte. Hier erhielt er erst durch einen zweiten Aderlaß Besinnung und Sprache wieder, allein zu spät, wie wir sehen werden, um in den weiteren Verlauf der Schlacht eingreifen zu können.

Noch zahlreichere und gewichtigere Opfer forderte, und zwar auf beiden Seiten, der Kampf der Infanterie bei Sterbohol. Gleichzeitig nämlich mit dem Cavallerieangriffe unter dem Prinzen Schönaich brach auch die Infanterie des linken preußischen Flügels gegen die auf dem sanft ansteigenden, einem Glacis ähnlichen Boden mit kaltblütiger Entschlossenheit sie erwartende österreichische los. Es geschah vor allen durch die am meisten links stehenden und zuerst formirten Bataillone, d. h. durch die 6 Bataillone des Generallieutenants von Winterfeldt und 2 Bataillone der Abtheilung des Generallieutenants von Fouqué. Gemäß dem Befehle Schwerin's strebten die darunter befindlichen 4 Grenadier-Bataillone sogleich zum Angriff mit gefälltem Bajonnet vor; allein nun begannen auf einmal unerwartete Tücken des Bodens gegen sie zu arbeiten, und es rächte sich die in Betreff desselben bereits früher angedeutete Täuschung bei der Recognoscirung. Es ergab sich nämlich, daß hier nicht gewöhnliche Wiesen, für welche sie Schwerin und seine Begleiter beim

Recognosciren von fern gehalten, sondern entwässerte Teiche zu passiren seien, die damals mit Hafer besäet, die aber, wie dies bei solchen Teichäckern, besonders im Frühjahr, gewöhnlich sich findet, von schlammigem und sehr weichem Boden waren. Daher ging das Vorrücken der Bataillone, die auf dergleichen kamen, nur langsam, mühevoll und ungeordnet von Statten. Auch die, welche zwischen diesen und anderen, noch mit Wasser gefüllten Teichen über die Dämme drangen, sahen sich wegen der Schmalheit und wegen mehrerer Brücken und Stege genöthigt, theils abzubrechen, theils rottenweise, ja öfters sogar einzeln zu defiliren. Die Kanonen blieben fast ganz zurück, und so geschah der erste Angriff nicht nur ohne schwere Artillerie, sondern ohne Artillerie überhaupt; doch die enorme Tapferkeit der Infanterie machte endlich Alles gut; denn „während die Enkel," sagt der bereits früher citirte Oberst von Decker, „bei der ersten Kanonenkugel, die ihnen über den Kopf fliegt, aus voller Kehle nach Artillerie schreien, wußten die lieben Voreltern in ihrer achtungswürdigen Einfalt von diesem Culturgrade ihrer verfeinerten Taktik nichts."

Nach großer Anstrengung gelang es den genannten 8 Bataillonen unter Winterfeldt, in die Nähe des Feindes zu kommen und dessen beabsichtigtes festeres Anlehnen an die Gehöfte von Sterbohol zu verhindern. Allein bei dem nun auf besserem Terrain folgenden schnellen Marsche weiter vorwärts, wo die für die Offensive daselbst so nöthige Unterstützungswaffe der Artillerie nicht zur Stelle war, um den Angriff der Infanterie vorzubereiten, ereignete sich nicht lange darauf ein bedrohlicher Umschlag. Man kam jetzt nämlich in den Bereich eines sehr wohl geordneten Batterie- und eines mörderischen Kartätschenfeuers, das auf dem glacisartigen Abhange um so wirksamer war. Zwar fingen nun auch die preußischen Bataillone zu feuern an; allein ihre allzu bedeutenden Verluste machten doch einen gewaltigen Eindruck; denn die bravsten Offiziere und viele Mannschaften stürzten todt oder verwundet. Etwa nur noch 200 Schritt von der feindlichen Linie entfernt, sank vor dem Schwerin'schen Regimente auch Winterfeldt durch eine Kugelwunde am Halse wie todt vom Pferde

zur Erde. Jetzt begann Stillstand und bald darauf Umkehr, und eben schickten sich die tapferen kaiserlichen Grenadiere, gegen welche der Andrang der preußischen Bataillone gerichtet gewesen war, gegen diese selbst von den Höhen herab zum Bajonettangriff an, als Feldmarschall Brown, der bereits kurz zuvor die eifrigste Thätigkeit zur Ermahnung der Generale, zur Füllung der Intervalle und zur Heranziehung der Reserve entwickelt hatte, vor ihre Front gesprengt kam, um sie in eigner Person an den Feind zu führen; allein bevor er noch seinen Vorsatz ausführen konnte, zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein, und bewußtlos wurde er hinter die Schlachtlinie und von da nach Prag gebracht.

Auf diese Weise hatten die Oesterreicher durch die schwere Verwundung Brown's (deren langen Qualen er am 25. Juni erlag), und durch den plötzlichen Krankheitszustand des Prinzen Karl das Unglück, den größten Theil der Schlacht hindurch ohne Obercommando zu kämpfen, — ein Umstand, der natürlich die empfindlichsten Nachtheile herbeiführte. Es mangelte an Uebereinstimmung und Ordnung, da die einzelnen Corpsführer sich nicht recht zu helfen wußten. Dieser Ursache wegen wurde auch das wackere Grenadier-Corps unter dem Obersten Guasco, das sich durch die Verwundung Brown's in seinem Vorhaben nicht hatte irre machen lassen, keineswegs durch wohlgeschlossene Brigaden unterstützt; ihr ungestümer Andrang, dem die preußischen, durch das verheerende Geschützes- und Musketen-Feuer schon mürbe gemachten Bataillone nicht hatten widerstehen können, erstreckte sich daher nur auf einen kurzen Raum, und jene zogen sich, während sie selbst Halt machten, obwohl in schnellen Schritten und in Verwirrung gegen ihre erste Stellung hinter Sterbohol zurück.

Sobald Feldmarschall Schwerin die Flucht der Seinigen gewahrt, hatte er, der 73jährige Greis, der seit Mitternacht in ununterbrochener Bewegung und Thätigkeit war, eine bewunderungswürdige Rührigkeit und unermüdliche Kraft entfaltet. Ueberall griff er ein und wendete Alles an, um die Leute wieder zu ordnen und ihren Muth wieder zu beleben. In jugendlichem Feuer

riß er dem Stabscapitain von Rohr seines Regiments, der eine Fahne ergriffen, um die Soldaten dadurch zum Stehen zu bewegen, dieselbe aus der Hand nnd ritt selbst damit vor, nachdem er noch eben dem General von Winterfeldt, der sich wieder aufgerafft und dem das Blut stromweise aus der Halswunde floß, sein einziges übriges Handpferd zurückgelassen; aber schon nach wenigen Minuten wurde er von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt und sank vom Pferde, das Gesicht von der Flagge der Fahne bedeckt, — ein ruhmvolles Leben durch einen Tod endend, der jenem einen neuen Glanz hinzufügte. Er starb fast zu derselben Zeit und nicht weit von derselben Stelle, wo Feldmarschall Brown tödtlich verwundet worden. Auch Schwerin's braver Adjutant, der Hauptmann von Platen, sank an seiner Seite, lebensgefährlich blessirt, und so waren fast alle Generale und Stabsoffiziere, die hier in der Nähe befehligten, todt oder verwundet. Fouqué strengte noch mit zerschmetterter Hand alle Kräfte an, um die Leute wieder zum Stehen und in Ordnung zu bringen.

Die Verwirrung in diesem Momente war sehr groß; allein schon auch nahte während desselben, wo der Feind bereits mehrere Fahnen und 12 Feldgeschütze erbeutet hatte, für die preußischen Bataillone die Hülfe. Schon waren nämlich 12 Bataillone des zweiten Treffens zum Aufmarsche gekommen und rückten vor; schon begannen auf der Höhe von Unter-Potschernitz 16 schwere Geschütze und Haubitzen über die Bäche des Grundes herüber ihr Feuer; schon auch hatten weiter rechts von jenen 8 Bataillonen, deren Unfälle wir soeben mitgetheilt, die 14 anderen Bataillone vom linken Flügel des ersten Treffens, die wegen des wellenförmigen Terrains von der Flucht ihrer Nachbarn zur Linken nichts bemerkt hatten, die ihnen gegenüberstehenden feindlichen Truppen über den Haufen geworfen, und nicht gar fern an der linken Flanke der siegreichen kaiserlichen Grenadiere vorüberziehend, ihren Vortheil weiter verfolgt; — da sahen sich diese, die sich ohnehin schon zweimal verfeuert hatten und sogar, um Kugeln zu erhalten, die Patrontaschen der auf dem Schlachtfelde liegenden Preußen öffneten, zum Rückzuge genöthigt und

mußten, sehr zusammengeschmolzen, auch den muthigen Versuch, auf ihrem ersten Standorte wieder festen Fuß zu fassen, bald aufgeben. Sie flohen in der Richtung ihrer bereits auf der Flucht begriffenen Reiterei.

Welche Gelegenheit jetzt auf diesem Flügel für die preußische Cavallerie zur Verfolgung! In der That befahl sie auch der König, der nach Schwerin's Tode das Commando des linken Flügels selbst übernommen hatte, sofort herbei; allein sie war ebenso vom Schauplatze verschwunden, wie die feindliche. Sie hatte sich nämlich, während sie diese verfolgte, ohne Ordnung zuerst vom Siegesrausche hinreißen lassen und ergab sich bald darauf einem noch gefährlicheren Rausche. Plündernd gerieth sie in dem früheren Lager der österreichischen Reserve bei Nusle an die reichen Vorräthe von geistigen Getränken und war fortan von diesen kaum wegzubringen. Sie blieb daher, wie ersprießlich es auch nachher noch mehrere Male gewesen wäre, die übrige Zeit der Schlacht außer allem taktischen Zusammenhange unter sich und mit der Infanterie. Zieten gestand unter derben Ausdrücken seines Aergers dem Könige, daß er sich nicht hundert nüchterne Husaren aufzufinden getraue, mit denen sich heute noch etwas anfangen lasse. Daher war die Fluchtsperrung, die Oberst Lentulus mit etwa nur 400 Mann aus allen Regimentern der früher beim Anfange der Schlacht versprengten preußischen Reiterei versuchte, kraft- und erfolglos; die zurückeilenden Grenadiere konnten sich eine Strecke weiter westlich theilweise unter dem Schutze frischer Truppen wieder sammeln.

Zu derselben Zeit war der Kampf bereits auch an einer dritten, mehr nördlichen Stelle entbrannt, indem der Herzog von Bevern mit dem Centrum alle Schwierigkeiten, welche Teiche, schmale Dämme und schlammiger Wiesenboden entgegenstellten, bereits überwunden hatte und fast in derselben Richtung siegreich vordrang, in welcher die erwähnten 14 Bataillone des linken Flügels, die zuerst die feindliche Linie durchbrachen, ihren Vortheil verfolgten.

Gleicher Fortschritte hatte sich einige Zeit nachher der rechte preußische Infanterie-Flügel, der etwa eine Stunde später,

als der linke, den Kampf begann, zu erfreuen, obwohl gerade er vorzugsweise das Terrain wider sich hatte. Gegen den Befehl des Königs nämlich und mehr von ungestümem Tapferkeitsdrange, als von berechnender Besonnenheit geleitet, wagte sich der unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig am äußersten rechten Infanterie-Flügel befehligende General von Manstein, der sechs Wochen später das Unglück hatte, gleichfalls durch einen befehlswidrigen Angriff, zum Verluste der Schlacht von Kolin wesentlich beizutragen, an die Erstürmung jener weitvorgestreckten und sehr steilen Erdzunge, deren wir früher gedacht und welche die Oesterreicher nur nothdürftig mit Schanzen und mit Geschütz versehen hatten. Er erzwang nicht nur die Erstürmung der Schanzen, sondern auch die Rückdrängung der Besatzung auf dem langen beherrschenden Höhenrücken. Ein Glück für seinen weiteren Erfolg war es, daß der thatendurstige Bruder des Königs, Prinz Heinrich, in seiner Nachbarschaft links durch einen ebenso heftigen, wie Anfangs durch das überaus coupirte Terrain schwierigen Angriff den Feind zu beschäftigen begann. Immer gefährlicher wurde für ihn sowohl, wie für den Herzog Ferdinand und Manstein die Aufgabe, je näher sie gegen den Tabor-Berg anrückten. Indem nämlich in dessen Umgebungen 4 österreichische Divisionen von lauter Kerntruppen sich entgegenstellten, entspann sich einer der hartnäckigsten Kämpfe, in welchen auf beiden Seiten mit der musterhaftesten Tapferkeit gestritten, auf beiden Seiten ungeheure Opfer hingestreckt wurden. Endlich gelang es den immer erneuerten Angriffen der Preußen und dem Flankenfeuer einer auf dem eroberten Vorsprunge aufgestellten Batterie, die wackeren Gegner zum Wanken zu bringen. Sie wendeten sich fast um dieselbe Zeit zur Flucht, als der Herzog von Bevern (und dies bewog sie um so mehr dazu) südlich vom Tabor-Berge die neuen Schwierigkeiten, welche ihm die in Reserve gehaltene fünfte österreichische Batterie verursacht, überwunden hatte, und als an ihn anschließend der König den ganzen linken Flügel in einer Linie vorwärts führte, so daß er jetzt, was früher nicht recht gelingen wollte, die Leitung der ganzen Schlacht in seine Hand

bekam. Es half nun nichts mehr, daß der Feind eine Strecke weiter zurück eine zweite Aufstellung zur Gegenwehr bildete; es half nichts, daß, als der rechte österreichische Flügel aus dieser zurückgedrängt war, der bis jetzt noch außer Gefecht gebliebene linke Flügel den Ziska=Berg, wo er durch das Vorgehen der Preußen mit Absperrung bedroht war, verlassen und sich südlich davon und schon ziemlich nahe vor Prag zu einer dritten Aufstellung formirt hatte. Auch hier mußten die Oesterreicher vor der unverwüstlichen Tüchtigkeit der Infanterie Friedrich's zurückweichen; denn diese hauptsächlich war es, die wiederum entschied, da die Cavallerie des linken Flügels, wie wir wissen, nach ihrem Siege sich mit den Wein= und Branntwein=Fässern im Lager bei Nusle, anstatt mit dem Feinde, zu schaffen gemacht hatte und zu späteren Großthaten während der Schlacht nicht mehr aufgelegt war, die Cavallerie des rechten Flügels aber, durch die im Anfange bei dem Vorgehen besonders für Reiterei großen Terrainschwierigkeiten gehindert, fast jedesmal weder im geeigneten Augenblicke noch in der nöthigen Stärke und Ordnung zur Hülfe anlangte.

Es war Nachmittags in der 4ten Stunde, als die Schlacht ihrem Ende nahte, indem fast keine österreichische Truppenabtheilung mehr Stand hielt und, nur einige Regimenter abgerechnet, Alles in verwirrter Flucht den Thoren von Prag zueilte. Kaum hatten diese Raum genug, die Flüchtigen durchzulassen; daher ein unbeschreibliches Gedränge vor denselben. Der Prinz von Lothringen, der, nach dem zweiten Aderlasse wieder zur Besinnung gekommen, ein wenig sich erholt hatte und durch das Kornthor auf das Schlachtfeld reiten wollte, wurde hier durch den unaufhaltsamen Strom wieder mit in die Stadt zurückgerissen. Als er hierauf versuchte, bei einem anderen Thore durchzukommen, wäre er sogar beinahe zertreten worden. Daß die Fliehenden Zeit gewannen, sich hinter die Mauern der Stadt zu retten, hatten sie den auf dieser Seite Prag umgebenden Weinbergen und Gärten zu verdanken, welche eine schnelle und zusammenhängende Verfolgung von Seiten der Cavallerie des rechten Flügels der Preußen verhinderten.

Man denke sich das Schicksal der geschlagenen und fliehenden Armee, wenigstens ihres ohnehin während der Schlacht so stark mitgenommenen rechten Flügels, wenn im Rücken die, wie wir gemeldet, vom Könige dem Fürsten Moritz von Dessau anbefohlene Brücke über die Moldau zur rechten Zeit zu Stande gekommen wäre! Zwar war der Fürst selbst mit seinen 3 Grenadier-Bataillonen und 30 Escadronen am Morgen des Schlachttages pünktlich zur Stelle (bei Klein-Kuchel, ½ Meile oberhalb Prag), nicht so jedoch in hinreichender Menge das Brückenmaterial, indem er die mit den Pontons und anderen zum Bau nöthigen Gegenständen beladenen Wagen einen zwar nähern, aber, wie sich zu spät ergab, theilweise sehr schmalen und felsigen Weg, auf welchem eine Zahl Wagen aufgehalten und zerbrochen wurde, hatte einschlagen lassen; daher konnte die Brücke jetzt nicht vollendet werden. Gleichwohl versuchte der kühne Oberst von Seydlitz, mit seinen Reitern in Kampfesdurst hinüberzukommen. Als man ihm meldete, es sei dies hier wegen des Triebsandes nicht möglich, setzte er, um die Wahrheit der Nachricht zu erforschen, für seine Person in den Strom; allein sein Pferd sank so tief ein, daß der Triebsand schon in die Pistolenhalfter drang. Nur mit vieler Mühe und Gefahr retteten ihn seine Leute vom gänzlichen Versinken und retteten somit ein kostbares Heldenleben, das noch im Laufe desselben Jahres einen so hohen Werth und Glanz erlangen sollte.

Auf die genannte Weise wurde Friedrich durch Nichtausführung eines Befehles gegen Ende der Schlacht ebenso an der Vollständigkeit seines schwer errungenen Sieges gehindert, wie dieser ihm gegen den Anfang derselben durch Nichtbefolgung eines Befehles auf österreichischer Seite vielleicht überhaupt möglich wurde; denn wäre der Feldmarschall-Lieutenant Puebla vom Daun'schen Heere, der am Abend des 5ten Mai bereits nicht viel weiter vom Schlachtfelde entfernt war, als der Feldmarschall Schwerin, statt sich durch Nachrichten über herannahende Feinde abschrecken zu lassen, am frühen Morgen des Schlachttages ohne Zeitversäumniß, wie die ihm vom Prinzen zugesandte

Weisung lautete, diesem entgegenmarschirt, so konnte er, wie ihm später vorgehalten worden ist, mit seinem 9000 Mann starken, aus den auserlesensten Truppen bestehenden Corps im Rücken Schwerin's um dieselbe Zeit angelangt sein, als es eben um dessen Flügel kurz vor seinem Tode sehr bedenklich stand.

Das geschlagene österreichische Heer befand sich in Prag am Abende des 6ten Mai in einem trostlosen Zustande; indeß traf Prinz Karl, wieweit es sein geschwächter Gesundheitszustand und die allgemeine Verwirrung in der Stadt zuließ, die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung. Er ertheilte Befehl, daß sofort alle aus der Schlacht geretteten Kanonen auf die Wälle geschafft würden, daß die gesammte Infanterie sich auf diesen lagere, und daß die Reiterei sich auf den Plätzen der Stadt sammle und daselbst campire. Die Thore hielt man unter Verschluß. In der neunten Stunde Abends wurde bei dem Prinzen ein Adjutant des Königs, von Krockow, als Parlamentair gemeldet. Er forderte im Namen seines Gebieters zur baldigen Uebergabe der Stadt auf, widrigenfalls dieselbe am nächsten Morgen mit Feuer und Schwert verwüstet werden würde. Prinz Karl ließ ihn zu dem schwerverwundeten Feldmarschall Brown führen und dieser ertheilte von seinem Schmerzenslager die Antwort: „Der Commandant hoffe durch die gute Vertheidigung der Stadt sich die Achtung des Königs zu verdienen.“ —

Die Schlacht bei Prag, sagt Friedrich in seiner Geschichte des 7jährigen Krieges, war eine der mörderischesten des Jahrhunderts, — eine wahre Heroenschlacht, setzen wir nach dem Ausspruche von glaubwürdigen Augenzeugen hinzu, die noch an Eigenthümlichkeit gewinnt durch die auf beiden Seiten vorhandene große Verwirrung und Isolirung der Gefechte, welche, ganz abgesehen davon, daß im Kampfe überhaupt Manches vorkommt, was leicht Unordnungen herbeiführt und für den commandirenden General die Schwierigkeit der Leitung öfters fast bis zur Unmöglichkeit steigert, in Betracht der ganzen Oberflächenverhältnisse der Gegend und dazu noch des überaus störenden und quälenden, jede klare und weite Umschau verhindernden furchtbaren Staubes

kaum ausbleiben konnte. Man ist geneigt, es keine Uebertreibung zu nennen, wenn behauptet wird, „daß jeder Regiments- und jeder Bataillons-Commandeur eine Schlacht für sich schlug.“

Der Verlust der Oesterreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf 412 Offiziere und 12,912 Mann, der der Preußen auf 340 Offiziere und 12,169 Mann. „Der Tag von Prag,“ klagt Friedrich in dem vorhin angeführten Werke, „sah stürzen die Säulen der preußischen Armee. Zu Grunde gingen eine Zahl alter Offiziere und Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht die Gelegenheit gab. Der Tod des Feldmarschalls Schwerin allein wog 10,000 Mann auf. Sein Hinscheiden machte welken die Lorbeern des Sieges, der durch sein allzukostbares Blut erkauft war.“ Friedrich schien während der Schlacht zuerst die Meldung von Schwerin's Tode, indem er um diese Zeit noch zu sehr auf den Fortgang des Kampfes gespannt und mit Befehlen und Anordnungen beschäftigt war, ohne tiefere Regung vernommen zu haben; später jedoch, als an dem Siege füglich nicht mehr gezweifelt werden konnte, hatte man ihn auf einem erhöhten Rasenstücke an der Seite eines Weges sitzen und mit Thränen im Auge gesehen, während er zu seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, sagte: „Schwerin ist todt.“ Als ihm darauf von dem Neffen des Feldmarschalls das blutbespritzte Band des Schwarzen-Adlerordens überbracht wurde, das der Heldengreis während der Schlacht getragen, ließ er es in der Hand des Ueberbringers und sagte, die Familie möge es als ein theures Andenken an den Gefallenen aufbewahren. Seine Leiche fand ihre Ruhestätte in dem Erbbegräbniß der Familie bei Schwerinsburg in Pommern. Nach dem Kriege wurde ihm vom Könige auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin ein Standbild aus Marmor errichtet, das, die Fahne in der Hand, der Nachwelt ein ruhmwürdiges Vorbild preußischer Tapferkeit und edler Hingebung für König und Vaterland veranschaulicht.

Auch in des Feindes Land blieb Schwerin, da er durch seine Mannszucht und Menschenliebe des Krieges Drangsale gar oft gemildert, ein hochgeachteter und gesegneter Heldenname, und

wir kennen die edle Huldigung, mit welcher einst Kaiser Joseph II. bei einer Revue sein Andenken feierte und dadurch der Stelle seines Todes (auch in unserer Zeit noch kenntlich durch ein etwa anderthalb Meile südöstlich von Prag unfern Sterbohol von preußischen Offizieren errichtetes Denkmal) gewißermaßen selbst beim Gegner eine dauernde Weihe verlieh. „Sechs Grenadierbataillone," erzählt ein österreichischer Offizier und Mitkämpfer des 7jährigen Krieges, „schlossen einen Kreis um den Monarchen, auf dessen Befehl der General Nugent eine dreimalige General-Decharge aus dem kleinen Gewehr und der Artillerie machen ließ, wobei der Kaiser jedesmal den Hut zum Zeichen der Achtung für den verewigten Helden abnahm." —

Die öffentliche Stimmung. Des Königs Selbstüberhebung.

Wenn der vorjährige unerwartete Einfall Friedrich's in Sachsen nicht bloß in Deutschland, sondern fast in ganz Europa eine ungewöhnliche Ueberraschung bewirkt hatte, so war jetzt der Eindruck des Prager Sieges auf die Stimmung der Gemüther und auf die öffentliche Meinung ein ungeheurer. Im deutschen Reiche gab sich bald eine für Oesterreich bedenkliche Gährung kund; bei einigen von dessen bisherigen Verbündeten erwachte der Gedanke an Neutralität, bei anderen an Abfall, wieder bei anderen an Versagung der Stimme oder bereitwilligen Beistandes zu der gegen Friedrich als Kurfürsten von Brandenburg beschlossenen Verurtheilung in die Reichsacht. Man dichtete ihm Aeußerungen an, die er theils schriftlich, theils mündlich gethan haben sollte; ihr Inhalt bezüglich seiner Absichten für die nächste Folgezeit war der Art, daß sie seine bisherigen Feinde in Schrecken setzten, während seine geheimen Freunde und Anhänger, die überall zahl-

reich verbreitet waren, sich immer offener und lauter in Menge hervorwagten.

Auch in Frankreich gewahrte man deutlich eine weit verbreitete Erregtheit, in den Regionen des Hofes das Gefühl der Betroffenheit. Es wurden einflußreiche Stimmen gehört, welche ohne Scheu ihre Abneigung gegen einen Krieg mit dem genialen Könige von Preußen aussprachen und auf die traurigen Folgen hinwiesen, die er für das Land entwickeln könnte.

Die gewaltigste Wirkung brachte die Nachricht von dem preußischen Siege natürlich in der österreichischen Monarchie, besonders in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hervor. Man konnte über das, was in dem kurzen Zeitraum von kaum zwei Wochen geschehen, nicht zur Besinnung kommen; ja sogar der Mann, der sonst unter allen Verhältnissen seine besonnene Haltung zu wahren wußte, selbst der Hof- und Staatskanzler Graf Kaunitz konnte sich Anfangs vor Erstaunen darüber nicht fassen. Und in der That war fast Unglaubliches geschehen! Die Hälfte Böhmens war von dem stattlichen österreichischen Heere aufgegeben; letzteres nicht blos auf dem schnellen Rückzuge von den Grenzen nach der Mitte des Landes mit höchst empfindlicher Einbuße an Menschen und Kriegsvorräthen heimgesucht, sondern auch in einer mörderischen Schlacht in der Nähe der böhmischen Capitale trotz außerordentlicher Anstrengungen und Opfer auf's Haupt geschlagen; der eine Theil desselben versprengt und, von dem andern ganz und gar getrennt, in Flucht an den Ufern der Sazawa ziehend, dieser andere aber und bei weitem größere (denn er zählte mit Einschluß der Garnison über 50,000 streitbare Männer sammt 140 Geschützen) mit dem Prinzen Karl und dem tödtlich verwundeten Feldmarschall Brown in Prag eingeschlossen.

Wohl ist es erklärlich, daß zaghafte Gemüther (und deren gab es recht viele) in der ersten Betäubung auch diese ansehnliche Heeresmacht für verloren hielten, für verloren die böhmische Hauptstadt und mit ihr den wichtigsten strategischen Punkt des Landes, und daß sie in solcher Stimmung auf jene noch frische, damals

aus etwa 30,000 Mann bestehende Armee Oesterreichs vergaßen, die, am Tage der Schlacht nur wenige Meilen von Prag entfernt, an dieser keinen Theil genommen hatte, und an deren Spitze erst seit wenigen Tagen der besonnene und kaltblütige Feldmarschall Graf Leopold von Daun stand. Die Furcht, die Monarchie sei am Vorabend ihres Unterganges, griff in weiteren Kreisen um sich; man war in Wien sogar für die nächste Zukunft besorgt und dachte an Sicherung der Archive. Und was that man daselbst, statt zu handeln? In wechselseitiger Anfeindung, in steigender Unentschlossenheit und Verwirrung stritten mit einander Minister, alte Feldherren und Diplomaten innerhalb und außerhalb der Hofburg und der Hofkriegsrathsitzungen über die Ursachen, Urheber und Schuldigen des unerwarteten großen Unglücks, das den Staat und die Kaiserin getroffen.

Wer möchte sich darüber wundern, daß diese hochsinnige und kräftige Herrscherin in jenen Tagen von tiefem Schmerz erfüllt war und ihm Ausdruck gab? Konnten doch selbst Fremde über die Ursachen dieses Grames ihr Erstaunen und ihre Theilnahme nicht bergen. „Ich kenne die Oesterreicher nicht mehr," heißt es in einem Schreiben vom 18. Mai 1757 aus Dresden. „Maria Theresia, die nach dem Tode Karl's VI. so viele Feinde, gegen die sie zu kämpfen hatte, überwunden, hat Mühe, sich gegen den jüngsten der Könige, den Ludwig XIV. zu seiner Zeit als ein Königlein betrachtete, aus der Gefahr zu ziehen."

In welchem Glanze dagegen stand jetzt auf einmal König Friedrich vor der öffentlichen Meinung! Nie hatte er sich früher und kaum auch später eines solchen zu erfreuen, und in Wahrheit schien zu seinen Gunsten das Ereigniß in Erfüllung gegangen zu sein, auf welches er wenige Tage vor der Prager Schlacht gleichnißweise mit der Aeußerung gegen den englischen Gesandten hingewiesen hatte: „Die Schlacht von Pharsalus zwischen dem Hause Oesterreich und Brandenburg müsse geschlagen werden." Hatte er doch innerhalb dreier Kriege bis jetzt in sechs Feldzügen eine ununterbrochene Reihe von Triumphen über die Heere Oesterreichs gefeiert! Hatte er doch in den letzten beiden Wochen be-

werkstelligt, was kurz zuvor noch für unmöglich, was selbst nach der That für kaum glaublich gehalten wurde!

Da schien es ihm, daß nicht minder gut ein schnelles Ende des Krieges, das er wünschte, gelingen müsse. Er gedachte eine um so gewaltigere Folge des Sieges zu erzwingen, je höher der Preis, je kostbarer die Opfer gewesen waren, um die er ihn errungen hatte. Unfruchtbare Siege, bemerkte ein Offizier des feindlichen Heeres, jene Art von Siegen, die sich blos auf die Ehre der Behauptung des Schlachtfeldes und der Trophäen einschränkten, waren ebenso wenig für seine Lage, wie für seine Neigung; denn er konnte annehmen, daß, thaten seine Feinde ihre Schuldigkeit, sie noch im Laufe des Jahres mit unverhältnißmäßiger Uebermacht ihm gegenüberstehen würden. Und so berauschte er sich an dem Gedanken, den selbst Kaiser Napoleon I., obwohl ein karger und spröder Lobspender von Friedrich, einen der ungeheuersten und kühnsten nennt, welche je in den neueren Zeiten gefaßt worden, dem Gedanken, die ganze, an 50,000 Mann zählende österreichische Armee in Prag zu zwingen, die Waffen zu strecken und auf diese Weise das sächsische Schauspiel des vorigen Jahres am Lilienstein in kolossalem Maßstabe zu wiederholen. Gelang dies, so war vollführt eine That fast ohne Beispiel in der Geschichte; denn hier trat gleiche Organisation und Fechtart der Streiter und nicht die rohe Kraft ungeregelter Heerhaufen der Disciplin und Kriegserfahrung gegenüber.

So war Friedrich nicht bloß in der öffentlichen Meinung, sondern es war auch bei ihm selbst die Zuversicht auf die Ueberlegenheit seines Geistes über den der feindlichen Feldherren und auf die seines Heeres über das kaiserliche durch den Sieg bei Prag sehr merklich gestiegen, und in dieser hohen Meinung von sich und seinen Schaaren schien er der genannten Hauptstadt Uebergabe, die Unterwerfung der Besatzung, einen Sieg über Daun, einen glorreichen Frieden, zu dem man ihn schmeichlerisch bereits im voraus beglückwünschte, als eine unschwere und schnelle Errungenschaft davontragen zu können.

Und doch, wie weit stand er in Wirklichkeit von diesem Ziele

entfernt! Wie lange dauerte es noch, und welche Qualen von Widerwärtigkeiten, Sorgen und Entbehrungen mußten noch durchgekämpft werden, ehe der ersehnte Zustand eintrat, von dem später der gefeierte Volksdichter sang:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern."

So soll der Mensch, wie hochgestellt auch, wie begabt und glücklich er sei, den Tag nicht vor dem Abende loben! Es kam der Tag von Kolin, und an dessen Abende waren alle jene zauberisch anziehenden Bilder einer scheinbar wohlbegründeten Hoffnung wie haltlose Nebelgestalten durch plötzlichen Sturm schonungslos zerrissen! —

Friedrich's erste Niederlage
oder
der 18. Juni 1757 bei Kolin.

Die Belagerung Prags nahm bei der Unzulänglichkeit der Mittel hierzu, bei dem daraus entspringenden Mangel der erforderlichen Lebhaftigkeit und Ausdauer, bei der festen Bauart der Stadt, die insbesondere mit einer Menge schützender Paläste, Kirchen und Klöster versehen war, für den König durchaus keinen günstigen Fortgang, während das nur wenige Meilen entfernte Heer des Feldmarschalls Daun mit jedem Tage Zuwachs erhielt, und während an den eingeschlossenen Prinzen Karl von Wien aus, wo man allmälig wieder zu Besinnung und Thatkraft kam, der Befehl anlangte, schlechterdings nicht dem Gedanken an

eine Uebergabe Raum zu geben. Zwar hatte Friedrich gegen Daun ein Beobachtungscorps unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern entsendet; zwar war es diesem geschickten und tapfern General gelungen, den viel stärkeren Gegner bis wenige Tagemärsche von der mährischen Grenze zurückzudrängen; allein jetzt erging von Wien aus an den Feldmarschall die Weisung, der in Prag eingeschlossenen Armee, für welche der bedenklichste Mangel an Lebensmitteln in naher Aussicht stand, zu Hülfe zu eilen und somit den Beschluß des kaiserlichen Hofkriegsraths auszuführen, das Schicksal des Krieges auf den Ausschlag der Waffen ankommen zu lassen. Da entschloß sich Daun, mit seinem bis zu mehr als 50,000 Mann angewachsenen Heere die Offensive zu ergreifen und den geraden Weg nach Prag einzuschlagen. So geschah es, daß der Herzog von Bevern seit dem 12. Juni nicht mehr der Dränger, sondern der Gedrängte war. Auch auf preußischer Seite sollte kühner vorgegangen werden, und Friedrich, am 13. Juni mit einem kleinen Corps das Belagerungsheer verlassend, übernahm selbst den Oberbefehl gegen Daun; denn die Blokade von Prag, die sich so ganz wider seine Erwartung in die Länge zog, erfüllte ihn mit Ungeduld und Bangigkeit; sie sollte möglichst bald und mit sicherem Gewinn beendet sein. Wiewohl er sich nicht mehr dem kühnen Glauben hingab, es werde dadurch auch der Krieg beendet werden, so unterhielt er doch die zuversichtliche Hoffnung, daß, wenn Daun nach Mähren zurückgetrieben sei, Prinz Karl in Prag wenigstens die Bedingung eingehen werde, im Laufe des Krieges mit seiner Armee nicht mehr gegen ihn zu kämpfen; er selbst werde dadurch über Böhmen verfügen und während der Zeit, in welcher er sich mit der Hauptmacht gegen seine anderen Feinde wende, durch eine hinlänglich deckende Besatzung den Feldmarschall Daun, falls er sich wieder heranwage, vor Prag festhalten können.

Die Streitmacht, die er zu den Operationen gegen diesen Feldherrn verwenden wollte, sammelte er in den Tagen vom 14ten bis 17ten Juni nahe an 6 Meilen südöstlich von der Hauptstadt. Sie betrug an 34,000 Mann, stand also der seines Gegners immer

noch fast um 20,000 Mann nach. Gleichwohl sehnte er sich nach einer entscheidenden Schlacht und fürchtete nur, daß dieser ihm nicht Stand halten werde. Er war daher nicht wenig überrascht, ihn am 18ten Juni früh etwa 1 bis 1½ Meilen westlich von Kolin und 6½ Meilen südlich von Prag in voller Schlachtordnung zu finden und des Kampfes gewärtig zu sein. Man kann sich das Terrain, auf welchem dies geschah, als eine flache, im Ganzen fruchtbare Hügelgegend vorstellen, in welcher nur ein einzelner, spitz zulaufender Berg und ein weitgestreckter Höhenrücken mit einem Vorsprung merklich hervortreten. Jener, seit der hier in Rede stehenden Zeit unter dem Namen des König Friedrichsberges bekannt, liegt nördlich von der großen oder sogenannten Kaiserstraße, welche die Gegend von Westen nach Osten gegen die nahe Stadt Kolin durchzieht; der andere, der sogenannte Kamhajek-Berg sammt Fortsetzung, und der nördliche Vorsprung von letzterer, auf welchen der erste Angriff der Preußen gegen das Dorf Krechor (spr. Kretschor) geschah, befinden sich südlich der erwähnten Straße, auf und an welcher die Preußen in den Morgenstunden des 18ten Juni einherzogen.

So war der Tag herangekommen, in jenem Jahre ein Sonnabend, an welchem die Gegend von Kolin eine so hohe Wichtigkeit erlangen sollte, und welchem sich in Hoffnungen und Befürchtungen, mit denen er erwartet wurde und die er im Gefolge hatte, bis dahin wenige des 18ten Jahrhunderts vergleichen konnten. Handelte es sich doch darum, ob das Vertrauen der ängstlich harrenden Kaiserin zu ihrem Feldherrn und dem einzigen Heere, das ihr damals noch zu Gebote stand, gerechtfertigt und auch sie endlich einmal die Freude des Sieges genießen, oder ob der „böse Mann", wie sie den König nannte, statt in seinem Stolze und Glanze der Unüberwindlichkeit gebrochen zu werden, vielleicht in noch vollerem Siegesglanze strahlen und das Wort sich erfüllen werde, welches damals ein für's Anstaunen und für's Wunderbare sonst wenig empfänglicher Staatsmann geäußert, daß, wenn Friedrich selbst in jetziger Zeit, trotz der vielen gegen ihn aufgebotenen Streitkräfte, ungebändigt bleibe, derselbe für einen Hexenmeister gehalten werde müsse.

Der kaiserliche Feldmarschall hatte ein doppeltes Uebergegewicht, das der Zahl und das der Stellung; denn sein über 53,000 Mann starkes Heer befand sich in einer gedeckten Stellung, deren erhöhte Lage (der vorhin bezeichnete Kamhajeker- oder Kamhaik-Berg und dessen nördlicher Vorsprung bei dem Dorfe Krechor) das Schlachtfeld mit einer überlegenen, zweckmäßig gestellten Artillerie fast nach allen Richtungen hin beherrschen ließ. Welches war das Mittel, das unter diesen Umständen Friedrich wählte, nicht nur das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, sondern sich auch die Wahrscheinlichkeit des Sieges zu sichern? Bei seiner Beobachtung der feindlichen Stellung aus den obersten Fenstern des an der Kaiserstraße etwa eine Stunde westlich von Kolin gelegenen Gasthauses zur goldenen Sonne (Slate Slunze) fand er den einzigen schwachen Punkt derselben richtig heraus, indem er entdeckte, daß die rechte Seite des Feindes schlecht angelehnt, d. h. durch die Beschaffenheit des Terrains wenig geschützt und daß ihm daselbst über den gedachten nördlichen Vorsprung hin südlich hinter dem Dorfe Krechor am besten beizukommen sei. Dieser Erkenntniß gemäß entwarf er einen Angriffsplan ähnlicher Art, wie der im Spätherbst desselben Jahres bei Leuthen war; nur sollte hier bei Kolin, wie sechs Wochen zuvor bei Prag, dem rechten feindlichen Flügel gelten, was bei Leuthen dem linken. Er beabsichtigte nämlich, in schiefem oder schrägem Anmarsche, trotz der Schwäche seines Heeres, eine solche Masse von immer neuen Kräften gegen das rechte Ende der feindlichen Aufstellung zu werfen, daß er hierdurch diesen Punkt unverhältnißmäßig zu belasten und somit durch den fortwährend sich mehrenden Druck den Stützpunkt der Position des Gegners zu untergraben vermöchte. Würde dieses Manöver glücklich ausgeführt, so sei dann sowohl des Feindes numerisches Uebergewicht der Infanterie unschädlich gemacht, als auch seine zahlreiche Artillerie bei weitem nicht so großes Unheil anzurichten im Stande, indem sie nur gegen eine Abtheilung der preußischen Truppen wirksam zu sein vermöge. Würde ferner auf diese Weise der besiegte rechte Flügel des Feindes auf dessen Mitte und mit ihr auf

den linken Flügel geworfen, so habe es dann die hierdurch in Verwirrung gebrachte kaiserliche Armee nicht nur mit den Preußen, sondern auch noch theils im Rücken, theils im linken Flügel gegen die Stadt Kaurzim hin mit einem unebnen, von Hohlungen, Teichen und Gräben vielfach durchzogenen und unterbrochenen Terrain zu thun, das bei ihrem Rückzuge große Beschwerden und Verluste verursachen könne.

Um diesen beabsichtigten Erfolg zu erreichen, war es nöthig, daß dem Angriffe auf die rechte Flanke und den rechten Flügel des Feindes durch die ganze Infanterie der preußischen Armee Nachdruck und immer neue Kraft gegeben und somit deren rechter Flügel Anfangs von der Theilnahme am Kampfe ganz und gar fern gehalten werde. Es war ferner nöthig, damit nicht etwa die Infanterie in ihrer Thätigkeit unerwarteten Störungen ausgesetzt sei, eine ausreichende Cavallerie zu einem energischen Rückstoße gegen etwaige Bedrohungen von Seiten der feindlichen Reiterei in der Nähe zu halten.

Demnach bestimmte der König, daß der bei weitem größte Theil der Cavallerie, 100 Escadronen, auf dem linken Flügel thätig sei, daß von der Infanterie ein besonderes Angriffscorps unter dem General von Hülsen, während General von Zieten mit sämmtlichen Husaren-Regimentern (50 Escadronen) die östlich von dem Dorfe Krechor gelegenen und nordöstlich gegen Kolin hin abfallenden Höhen der feindlichen Cavallerie unter dem General Grafen Nadasdy abringe und die linke Flanke des Infanterie-Angriffs decke, durch Vertreibung des vorgeschobenen feindlichen Postens bei dem genannten Dorfe und durch Besetzung des Terrains südlich hinter demselben den Kampf der Armee an der wichtigsten Stelle einleite; ferner, daß der linke Infanterie-Flügel dieser, falls Hülsen glücklich, in der Richtung nach dem südlichen Ende eben jenes Dorfes gleichfalls auf den Feind losgehe und ihn über den Haufen zu werfen suche. Der rechte Flügel dagegen habe sich beim Vorrücken, entfernt vom Feinde, an der Kaiserstraße zu halten und sich mit ihm ohne besondern Befehl schlechterdings nicht einzulassen.

Nachmittags gegen halb zwei Uhr begann die Avantgarde

unter Hülsen den Angriff gegen den vorgeschobenen Posten bei Krechor und bald darauf Zieten gegen die Reiterei Nadasdy's östlich von diesem Dorfe. Da ließ der König den linken Flügel unter dem Fürsten Moritz von Dessau, welcher nach kurzer Strecke von dem Gasthause zur goldenen Sonne die Kaiserstraße rechts hin verlassen und fast die Richtung nach dem nördlichen Ende von Krechor eingeschlagen hatte, plötzlich halten. Der Befehl überraschte den Fürsten; er wagte dem Könige Vorstellungen zu machen. „Die Armee sei von dem anbefohlenen Stützpunkte des linken Flügels hinter dem Dorfe noch zu weit entfernt; sie müsse noch weiter in Colonne vorrücken; bleibe sie noch länger hier halten, so werde sie auf dem Platze, wo sie agiren solle, zu spät ankommen." Indeß der König achtete nicht auf seine Worte und wies seine Vorschläge, als er sie bei den sichtbaren Fortschritten Hülsen's wiederholte, zuletzt sogar in unangenehmen Ausdrücken zurück. Endlich langte sowohl von Hülsen wie von Zieten die amtliche Nachricht an, daß sie beide den Feind zurückgetrieben. Sofort befahl jetzt der König, der linke Infanterie-Flügel solle auf der Stelle, wo er in Colonnen Halt gemacht, in Schlachtlinie rechts einschwenken und gegen den Feind marschiren. Fürst Moritz bemerkte dagegen: „Dies könne unmöglich gut ablaufen; der linke Flügel sei noch weit von dem früher als Ziel- und Stützpunkt bestimmten Platze (er meinte den kleinen Eichwald an 600 Schritt südlich hinter dem Dorfe Krechor) entfernt; man könne auf diese Weise unmöglich die rechte Flanke des Feindes gewinnen, sondern werde in seiner Front und in seinen starken Posten auf ihn stoßen." Abermals befahl der König, und abermals erlaubte sich der Fürst Einwendungen. „Er könne unmöglich, ohne seine Pflicht zu verletzen und Verantwortung auf sich selbst zu laden, die Armee sich allhier formiren lassen, sondern dieselbe müsse erst noch weiter vorrücken." Diese Erwiderung weckte heftigen Zorn des Königs; in leidenschaftlicher Hast, den gezogenen Degen in der Hand, ritt er an den Fürsten heran, ertheilte ihm nochmals den Befehl, den linken Flügel aufmarschiren zu lassen, und richtete dabei die Frage an ihn, ob er es thun wolle oder nicht?

Natürlich machte ein solcher Ausbruch des Zorns und der Umstand, daß Friedrich mit gezogenem Degen den Fürsten anherrschte (es war bei Kolin das erste und letzte Mal, daß er in einer Schlacht mit gezogenem Degen erschien) auf die wenigen Zeugen des Vorganges einen tiefen Eindruck, und es regte sich bei ihnen, wie ein an der Schlacht Theil nehmender Adjutant von ihm bemerkt, einen Augenblick die Furcht, „daß er dem Fürsten seine Unzufriedenheit über die gethanen Widersprüche noch auf eine andere Art bezeugen würde."

Alle weiteren Gegenvorstellungen von Seiten des Fürsten Moritz hörten jetzt auf. Er gehorchte dem Befehl seines Oberfeldherrn. Die Infanterie marschirte auf, und der König hieß sie gegen den Feind aufbrechen. Rückte sie in der Richtung gerade aus gegen diesen, wie sie aufmarschirt stand, so kam sie weit weniger schief an ihn heran, als in dem Gasthause zur goldenen Sonne bei Mittheilung des Schlachtplanes festgestellt worden war; ja die Richtung näherte sich dann nicht unbeträchtlich einer mit der Front des österreichischen Treffens parallelen Linie, — eine Angriffsart, die Friedrich selbst in jenem Gasthause als unausführbar verworfen hatte. Kaum war daher Fürst Moritz an 100 Schritte vorgerückt, so sendete er ihm den Befehl nach, sich sofort während des Vorrückens immer halb links zu halten, um so in schiefem Anmarsch die Hochgegend südöstlich und südlich hinter Krechor zu erreichen und die Gemeinschaft mit Hülsen zum Angriff auf die rechte Flanke des Feindes herzustellen.

In Folge dieses ganzen Vorfalles mit dem Fürsten Moritz sind über das Verfahren des Königs seit dem Anfange unseres Jahrhunderts harte Vorwürfe ausgesprochen, ja es ist allmälig die Ansicht vorherrschend geworden, er trage allein oder doch hauptsächlich die Schuld des Unglücks bei Kolin, und zwar von dem Moment an, wo er bei dem Beginn der Schlacht, wie der Zwist mit dem Fürsten darthue, auf eine plötzliche und unmotivirte Weise von seinem ersten, ohne Widerrede als trefflich anerkannten Schlachtentwurfe wesentlich abgewichen sei.

Allein wie verbreitet diese Ansicht auch in unseren Tagen noch ist, ebenso unsicher begründet ist sie. (Vergl. meinen Aufsatz: „Ueber die vermeintliche Schuld Friedrich's des Großen an dem Verluste der Schlacht bei Kolin" in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, 1862. Heft I. S. 86—128.) Friedrich blieb seiner ursprünglichen Disposition treu und verwarf nur die Art der Auffassung, wie sie der Fürst für einen Theil derselben kundgab und auszuführen gedachte. Während er nämlich auf Grund der ihm früher gewordenen falschen Nachricht, daß das Terrain jenseits oder östlich des Dorfes Krechor für Entwicklung großer Truppenmassen zu klein sei, den linken Flügel der Armee diesseits oder westlich des Dorfes bereits in Schlachtlinie an Hülsen herangeführt wissen wollte, beabsichtigte Fürst Moritz, die Colonne ohne Aufenthalt noch in der Richtung unmittelbar nördlich von Krechor fortsetzen, dann östlich um das Dorf herum nach dem südlichen Ende marschiren und hier bis zu dem kleinen Eichwald gegen den Feind aufmarschiren zu lassen, — eine Ausführung des königlichen Befehls, die sich für einen glücklichen Fortgang der Schlacht sehr heilsam erweisen konnte, wenn sie in der beabsichtigten Richtung überhaupt möglich gewesen wäre. Das wäre sie aber nicht gewesen, da der Fortsetzung des Marsches in dieser Richtung ein unbesiegbares Naturhinderniß, nämlich unmittelbar nördlich von dem Dorfe Krechor, und zwar nordöstlich laufend, eine lange und sehr tiefe Schlucht entgegengetreten wäre, die auch heut noch als ein vollständiges Hinderniß für die Bewegung sämmtlicher Waffengattungen betrachtet werden muß.

Daß aber Friedrich durch sein Verfahren keineswegs den Verlust der Schlacht verschuldet habe, ergiebt sich einfach daraus, daß, trotz seiner vermeintlichen Entfernung von dem ursprünglichen Angriffsplane, der Anfang und längere Zeit hindurch der Fortgang der Schlacht ungemein glücklich war; denn nicht nur war der feindliche Reiterführer Nadasdy von Zieten geschlagen, nicht nur der feindliche Posten bei Krechor von Hülsen besiegt, zurückgetrieben und die Batterie daselbst genommen worden; son-

dern es gelang Letzterem auch, den Eichbusch zu besetzen, und er sowohl wie die nach 2 Uhr, obwohl nicht ohne bedeutenden Verlust, auf die Höhe gekommenen Bataillone des Fürsten Moritz machten vielversprechende Fortschritte. Wenn später, und zwar erst gegen 4 Uhr, also nach 2 Stunden glücklicher Anstrengungen gegen die starke Flanke der Oesterreicher zwischen dem Eichbusche und ihrem rechten Flügel, ein gefährlicher Umschlag für die Preußen an jener Hauptstelle des Kampfes erfolgte; so kam dies, abgesehen von verschiedenen Nebenumständen, hauptsächlich daher, daß aus Mangel richtiger Beurtheilung von Seiten Hülsen's und aus Mangel übereinstimmenden und ineinandergreifenden Handelns von Seiten Zieten's und Hülsen's die preußischen Truppen aus dem Eichbusche zurückgedrängt wurden, den von jetzt an fortwährend die Oesterreicher behaupteten, und von dem aus sie ein nachhaltiges und entscheidendes Eingreifen der preußischen Cavallerie hinderten; daß ferner der von ungestümem Thaten- und Tapferkeitsdrange getriebene General von Manstein, trotz des wiederholten ausdrücklichen Gegenbefehls des Königs, einen Kampf des Centrums der Infanterie, dadurch Paralysirung einer zweckmäßen Thätigkeit des rechten Flügels und durch Beides die Unmöglichkeit rettenden Eingreifens der einzigen vorhandenen Infanterie-Hülfe für die in der anstrengendsten Kampfesarbeit begriffenen und bereits ermüdeten Truppen Hülsen's und des Fürsten Moritz veranlaßte; endlich daß die Cavallerie des linken Flügels durch unerwartetes feindliches Feuer, besonders aus dem Eichbusche, den Anstrengungen der Befehlshaber, welche sie den eben genannten Truppen zu Hülfe führen wollten, den Gehorsam nicht bewahrte. Selbst der kühne Reiterführer, der als solcher noch in demselben Jahre einen so großen Namen erlangen sollte, selbst der 36jährige Oberst von Seydlitz, an diesem Tage zum ersten Male an der Spitze einer Brigade, konnte eine Entscheidung nicht ermöglichen. Zwar war sein erster Anlauf gegen feindliche Infanterie- und Cavallerie-Regimenter für den Augenblick überaus erfolgreich; allein die Kräfte der siegreich Vordringenden erlagen den Anstrengungen; ein heftiges Kanonenfeuer entbrannte zugleich

gegen sie; feindliche Reiterei beim Eichbusche drohte ihrer Flanke, und so erschien auch seinem Thatendrange die Gefahr zu groß; er zog die Seinigen zurück.

Unterdeß wurden, während das Feuer der Oesterreicher noch heftiger, ihre Flanke durch frischen Zuzug stärker ward, an der preußischen Infanterie Hülsen's und des Fürsten Moritz die Zeichen der beginnenden Schwäche sichtbar: ihre Verluste, ihre Anstrengungen bei der außerordentlichen Hitze des Tages waren bereits zu groß, ihre Munitionsvorräthe zu klein; ihr Feuer ließ nach; sie vermochten mitten im Siege nicht weiter vorzubringen. Endlich kam, bei der ausbleibenden Unterstützung durch Infanterie, bei der wiederholt unterbrochenen oder zurückgetriebenen der Cavallerie, der Augenblick, wo es nicht mehr möglich schien, das Terrain, welches so muthvoll gewonnen, so lange und so standhaft vertheidigt worden, zu behaupten.

Es war gegen ¼ nach 4 Uhr, als die Sache der Preußen an ihrem linken Infanterie-Flügel, welchem nach dem Schlachtentwurfe ganz vorzugsweise die Aufgabe des Sieges zugedacht war, ununterbrochen einer vollständigen Niederlage zuneigte; denn nach dem rühmlichen Vorgange des tapfern Oberstlieutenants von Benkendorf von einem der sächsischen Reiterregimenter, welche sich als Hülfstruppen in dem Heere Dauns befanden, stürzten sich nach und nach an 56 Eskadronen in einer Stärke von 6550 Pferden auf die erwähnte preußische Infanterie. In wie verzweifelter Anstrengung auch jetzt noch die heldenmüthigen Streiter rangen, welch' ansehnliche Opfer auch auf österreichischer Seite fielen, den erneuerten Angriffen einer solchen Reitermasse gegenüber, zu der sich noch frische Hülfe des Fußvolks gesellte, war endlich die Standhaftigkeit vergeblich; es erlagen 14 Bataillone der besten preußischen Truppen.

Dieses vollständige Auseinandersprengen des größten Theils der Infanterie des linken preußischen Flügels muß als der zermalmende Hauptschlag des Gewitters betrachtet werden. Was später, besonders auf dem rechten Flügel, noch vorfiel, glich, wiewohl der Menschenleben noch viele dahinsanken, in Beziehung

auf die Entscheidung dem einzelnen Wetterleuchten nach dem Hauptdonnerschlage. Der Rest der Ueberwundenen ergab sich ordnungsloser und zerstreuter Flucht nach der Kaiserstraße und dem rechten Flügel hin. Hohe und niedere Offiziere beeiferten sich umsonst, sie wieder zum Stehen zu bringen.

Welch ein Anblick für den König! Er konnte dem Gedanken so verzweifelter Wirklichkeit noch nicht Raum geben, und so wollte er auch jetzt noch einen Erfolg erzwingen. In eigner Person suchte er die Fliehenden zu sammeln; aber die meisten hörten nicht auf ihn. Da habe, heißt es in einer früher nicht selten gehörten Erzählung (und selbst in Werken von Männern hochgefeierten Namens, z. B. bei Goethe hat sie Platz gefunden) der ergrimmte Kriegsfürst sie mit den Worten angeschrieen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?" Er gab mit diesem Ausdrucke des Zornmuthes seiner mächtigen Seele, welche eine Zahl Lebenstage mehr für nichts hielt, die Zumuthung an gewöhnliche Seelen kund, sich zu eben der Gleichgültigkeit emporzuheben; aber hier begegnete er einer anderen Stimmung, in der trotz des Druckes jener schweren Stunde sogar die gute Laune nicht ganz geschwunden war, um eine scherzhafte Antwort zu geben. „Fritz," soll ein Grenadier entgegnet haben, „für acht Groschen ist's heut genug!"

Endlich gelang es ihm, eine Schaar um ein Paar Fahnen des Regiments Anhalt zu sammeln, und sofort rückte er an deren Spitze, obwohl nicht 40 Mann beisammen waren, mit klingendem Spiel gegen den Feind vor, hoffend, der Rest der Infanterie des linken Flügels würde sich wieder setzen, wenn er dieses ermunternde Beispiel sähe; aber so ohnmächtig erwies sich das Beispiel ihres sonst so hochgehaltenen und fesselnden Kriegsherrn und Königs! Auch dieses Häuflein verließ ihn, als einige Kanonenkugeln unter sie einschlugen. Er merkte es nicht und ritt, nur von einigen Adjutanten begleitet, immer weiter. Diese geriethen in Besorgniß, daß er einer feindlichen Batterie zu nahe komme, auf die er eben losritt, und einer von ihnen, Major Grant, richtete endlich die Frage an ihn: „Sire, wollen Sie

die Batterie allein erobern?" Ohne zu antworten, hielt Friedrich an, blickte rückwärts, betrachtete noch einmal durch das Fernglas die feindliche Stellung und lenkte dann ganz gelassen sein Pferd nach dem rechten Flügel, um dem Herzoge von Bevern, der denselben commandirte, die Befehle für den Rückzug zu ertheilen. Er konnte sich nicht länger dem Selbstgeständniß entziehen, daß die Schlacht für ihn unwiederbringlich verloren sei.

Das war sie in der That, wenn auch Zieten mit seinen Husarenregimentern unbesiegt erst spät am Abende vom Schauplatze wegzog, wenn auch auf dem rechten Flügel, wo durch das Vorgehen des linken der Oesterreicher, noch bevor der Herzog von Bevern von der Unterredung mit dem Könige in die Nähe der Truppen zurückkehrte, ein mörderischer Kampf aufgenommen und von der Infanterie sowohl, besonders von der Garde, als auch von einem Theile der Cavallerie ganz Ausgezeichnetes geleistet wurde, so daß der Feind hier nichts auszurichten vermochte, wie herzhaft er auch zu wiederholten Malen vorging.

Ein Glück für die sich gegen Nimburg hin zurückziehende preußische Armee war es, daß der österreichische Oberfeldherr mehrerer, nicht ungegründeter Ursachen wegen eine energische Verfolgung derselben und einen schnellen Marsch nach Prag unterließ. Sonst würden die Folgen der Schlacht, wie Friedrich urtheilt, für ihn vielleicht noch trauriger gewesen sein, als die Niederlage selbst; denn das siegreiche kaiserliche Heer zählte noch nahe an 50,000 Mann, das geschlagene preußische kaum 20,000 Mann! —

Die Niederlage bei Kolin den 18ten Juni 1757, die erste für Friedrich auf der Feldherrnlaufbahn dreier Kriege, brachte einen tiefen Eindruck durch ganz Europa hervor, und jener Umstand sowohl, wie die Größe der Folgen derselben erhielt die Theilnahme an ihr lebendig und damit insbesondere auch das Interesse für Ergründung der Ursachen des unerwarteten Glücksumschlages. Wir befinden uns mit unserer Ansicht über dieselben noch auf demselben Standpunkte, den wir vor 5 Jahren in unserer umfassenden Darstellung des gewaltigen Ereignisses (J. Kutzen, der Tag von Kolin, Breslau bei Ferd. Hirt. 1357, 2te Aufl.

1860) einnahmen, und theilen sie demnach aus ihr unseren Lesern hier mit: Wenn es für die Kunst des Feldherrn überhaupt kein untrügliches Mittel giebt, mit kaum 34,000 Mann eine Armee von mehr als 50,000 Mann und zwar großentheils tüchtiger Gegner und in einer vortheilhaften Stellung zu überwältigen; wenn demnach jede vernünftige Beurtheilung der Anordnung des Königs bei Kolin, die, nach der Ansicht von Kennern, völlig erfüllte, was eine Disposition enthalten kann, den Umstand im Auge zu behalten nicht vergessen darf, daß auch bei der möglichst besten Anordnung das Unternehmen immer großen Schwierigkeiten ausgesetzt blieb: so mußten die angewendeten Mittel geradezu unwirksam, mußten diese Schwierigkeiten unüberwindlich werden, als auf preußischer Seite Irrthümer und Verstöße hinzukamen, wie die in unserer Darstellung und meist schon von Friedrich selbst aufgedeckten, — Irrthümer und Verstöße, aus deren Betrachtung sich unzweifelhaft ergiebt, daß in der Koliner Schlacht der Armee und besonders mehreren sonst vorzüglichen Führern derselben bei unvergleichlichem Heldenmuthe und theilweise eben deswegen jene umsichtige Ruhe, jenes wahrhaft kunstmäßige Ineinandergreifen und jene einsichtsvolle Ausführung der Schlachtidee des gekrönten Feldherrn, ja daß auch diesem zuvor und während des Kampfes jenes beherrschende Gleichmaß der Stimmung und Haltung abging, wodurch später die Fluren von Leuthen einen so berühmten Namen erhalten haben. Man kann im Allgemeinen über Friedrich und sein Heer bei Kolin in Kürze und Einfachheit fast dasselbe sagen, was er selbst in seinen Betrachtungen über Karl XII. von Schweden bezüglich der Schlacht von Pultawa äußert: „Der Feind hatte den Vortheil einer großen Uebermacht, das war viel; dazu kamen die Vortheile des Bodens, und man überließ ihm noch die der Kunst, — das war zuviel!"

Friedrich hatte die Möglichkeit von Fehlern, wie sie bei den Preußen während der Schlacht verschuldet wurden, hatte die Möglichkeit von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte nicht mit in die Berechnung gezogen; er hatte nur muthmaßliche Schwächen

des Feindes in's Auge gefaßt, den er, nachdem ihm früher Alles gegen ihn gelungen, besonders aber seit der Prager Schlacht, wo er ihn aus der festesten Stellung herausgetrieben, mit einer sichtbaren Geringschätzung behandelte. Diese Ueberhebung durch ununterbrochenes Glück, diese Geringschätzung des Gegners war der Hauptfehler, dessen er selbst sich schuldig gemacht hatte, und der vor der Schlacht und durch den ganzen Gang derselben sich wie ein dunkler Streifen über sein wichtiges Unternehmen hinzog.

Ist daher einerseits sein einfacher, in großartiger Auffassung wenige Hauptmomente darbietender Schlachtentwurf mit Recht als ein wahres Kunstwerk gepriesen worden (denn nicht das kleinlich Künstliche, sondern das großartig Einfache bezeichnet ein solches), so darf andrerseits nicht unerwähnt gelassen werden, daß er bei jener Ueberhebung und bei dem kühnen Geiste, der alle Einwürfe der Reflexion weit überflügelte, für die Ausführung desselben die Grenze der mechanischen Kräfte der Taktik überschritt, die sich ungestraft nicht überschreiten läßt. Darum scheiterte er bei Kolin und erlitt schmerzhafte Demüthigung.

Er selbst legte auch bald nach der Schlacht ein offenes Bekenntniß seines Fehlers ab, indem er an den ihm befreundeten Lord Marischal, seinen damaligen Gouverneur von Neuenburg, schrieb: „Die kaiserlichen Grenadiere sind eine bewundernswerthe Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war . . . . . . Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und gutbedienten Artillerie; sie macht dem Liechtenstein Ehre, welcher ihr vorsteht. Ich hatte allzuwenig Infanterie; ich hätte deren mehr nehmen sollen . . . . . Das Glück hat mir den Rücken zugewendet. Ich hätte darauf gefaßt sein sollen; es ist ein Weib, und ich bin nicht galant. Der Erfolg, mein lieber Lord, flößt oft ein schädliches Vertrauen ein; wir werden unsere Sache ein ander Mal besser machen."

Aber wenn im ganzen Kriegswesen nichts unumstößlich gewiß angenommen werden kann, als ein ehrenvolles Ende, so gebührt im Ganzen der Ruhm dem Heere Friedrich's, eine solche

Haltung auch an dem heißen Tage von Kolin behauptet zu haben, wie am besten durch das Benehmen der triumphirenden Gegner gezeigt und von einzelnen Stimmen derselben, sogar unter zu bescheidner Anrechnung des eigenen Sieges, offen ausgesprochen worden ist. „Wir haben den Sturm zurückgeschlagen," sagt ein österreichischer Offizier, „aber nicht die Schlacht gewonnen." „Voll Ehrfurcht für die Männer, die uns den Sieg so sauer gemacht hatten," sagt ein anderer österreichischer Kampfgenosse von Kolin, „standen wir auf dem behaupteten Schlachtfelde da und eine Linie gleichsam unbesiegter Feinde noch vor unserer Front; ein Zuschauer, der nicht gewußt hätte, was eigentlich vorgegangen, würde bei diesem Anblick zweifelhaft geblieben sein, wer von beiden, wir oder die Preußen, die Geschlagenen waren."

Die Zeit der Freude und des Glücks für Oesterreich und die Kaiserin. Friedrich im Kampfe mit dem Unglück und mit sich selbst.

Es ist oben erinnert worden, wie im Frühjahr 1757 durch Friedrich's kühnes und bewältigendes Vordringen in Böhmen der Hof und die Bevölkerung Oesterreichs überrascht und aus der bisherigen Sicherheitsstimmung aufgeschreckt worden war; wie man seit der Prager Schlacht das Schicksal der Monarchie in Gefahr glaubte und mit wie bangen Gefühlen man besonders zu Wien die nächste große Entscheidung durch die Waffen erwartete. Um so freier athmeten jetzt, nach dem 18ten Juni, die geängstigten Herzen wieder auf; um so lauter ertönte Freude und Jubel bei den Völkern der weiten österreichischen Lande, und um so voller stimmte man in das Frohlocken der unverhofften Siegesbotschaft ein, die von oben her auf besonders festliche Weise kundgegeben wurde.

Hatte man doch bis jetzt noch nie Gelegenheit gefunden, einen Sieg über den berühmtesten Feldherrn der Zeit, eine Niederlage des Königs von Preußen, und noch dazu durch einen vaterländischen Feldherrn, durch ein vaterländisches Heer ihm beigebracht, der Bevölkerung zu verkünden und so der Welt das Geheimniß zu offenbaren, daß dieser gefürchtete Mann nicht unüberwindlich sei. Daher war es kein Wunder, daß, eben dieser Tiefe des Eindrucks wegen, bisher kaum ein Sieg in den österreichischen Erbstaaten so viele Volks-, Hof- und Kirchenfeste, so viele Freudenbezeugungen und Lustbarkeiten verursacht hatte. Insbesondere war, um uns des alten Witzwortes der Jesuiten zu bedienen, in jenen Tagen wieder einmal „Wien ohne W". Da traten Dichter und Panegyriker, schlechte wie gute, auf, um in Versen und in Prosa reichlich ihre Spenden dem Siege zu weihen, und auch die große Masse jubelte vielfach in Triumpheslieder. Besonders gaben die früheren 7 Siege des Königs und die in dem Schlachtberichte Daun's erwähnten 7 vergeblichen Angriffe der Preußen zu Antithesenspielen erwünschte Gelegenheit. So sang die Menge in einem Vaudeville durch's ganze Land: „Da fiel er sieben Mal, der siebenfache Sieger!" —

Vielfach dienten auch Bilder und Münzen dazu, die Befreiungsthat zu vergegenwärtigen; Künstler, welche dieselben in Gemälden und Kupferstichen veranschaulichten, wurden durch zahlreichen Absatz belohnt, und noch weit in unser Jahrhundert hinein sah man in Wiener Kunsthandlungen Oelgemälde mit der Schlacht von Kolin ausgestellt, um den vaterländischen Sinn zu beleben.

Beglückende Anerkennung durch Gefühle ungeheuchelten Dankes ward dem siegreichen Heere und dessen Führer zu Theil, und dies um so mehr, als man es durch die erschütternden Unfälle, mit denen der Feldzug eröffnet worden, entmuthigt geglaubt hatte. Daun wurde mit unbegrenzten Lobsprüchen überhäuft, und es fehlte nicht an Solchen, die ihn mit Fabius verglichen, weil er, wie dieser die römische Republik, so die Monarchie seiner Kaiserin gegen den berühmtesten und ihr furchtbarsten Gegner durch Zau-

dern gerettet habe. Freilich blieb auch der Theil des österreichischen Publikums (und darunter Männer von Einsicht) mit seinem Urtheil nicht zurück, welcher dem Feldmarschall eben dieses Zauderns wegen schon vor der Koliner Schlacht abgeneigt zu sein schien und welcher später eine solche Stimmung in noch höherem Grade gegen ihn bis an's Ende des Krieges beibehielt. Dergleichen Kritiker schrieben den merkwürdigen Sieg nicht ihm, sondern dem wackern und feurigen Ungarn Grafen Nadasdy zu, dessen Reiterei zuletzt gegen die preußischen Bataillone Hülsen's so glücklich gekämpft. Saul hat Tausend, hieß es unter Anspielung auf beide Feldherren, David aber Zehntausend geschlagen.

Im höchsten Grade bewies gegen den Feldherrn und das Heer ihren dankbaren und huldvollen Sinn die hocherfreute Kaiserin. Sie bewilligte nicht nur den Offizieren und sämmtlichen Truppen, die der Schlacht beigewohnt, in verschiedener Weise Spenden, sondern sie verewigte auch das Andenken dieses Tages durch den noch jetzt in hoher Geltung stehenden Militair-Orden, der den glorreichen Namen der Kaiserin trägt und schon früher von ihr beschlossen war. Sie bestimmte nämlich den 18ten Juni 1757 als Stiftungstag des „militairischen Maria-Theresia-Ordens" und ernannte den Feldmarschall Daun zum ersten Großkreuz desselben. Auch war ihre Erkenntlichkeit gegen den Sieger keine flüchtig vorübergehende; sie dauerte fort und blieb ungeschwächt, als Daun den mitunter übertriebenen Erwartungen, die man in jener Zeit gehobener Stimmung von ihm gehegt, bei weitem nicht entsprochen hatte. Noch im 4ten Jahre nach der Schlacht bei Kolin schrieb sie ihm an deren Gedächtnißtage eigenhändig folgenden Brief voll Herzlichkeit:

„Den 18. Juni, Geburtstag der Monarchie."

„Lieber Graf Daun! — Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihme meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihme seine Erhaltung schuldig, und ich meine existence, und meine liebe und schöne Armee, und meinen einzigen und liebsten Schwagern. Dieß wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemalen aus meinem

Herzen und Gedächtniß kommen; au contraire mir scheinet, daß es jährlich mir frischer und sensibler ist, und daß niemahlens, selbes genug an ihme und den Seinigen werde erkennen können. Dieß ist der Tag auch, wo mein Namen auch für das Militaire sollte verewigt werden, auch seiner Hände Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person als meinen besten, wahresten guten Freund. Ich bin gewiß so lange ich lebe seine gnädigste

Frau Maria Theresia."

Selbst mit des Feldmarschalls Ableben endete ihre Dankbarkeit gegen ihn keineswegs. Wer davon den Beweis sucht, findet ihn zu Wien in der Augustiner-Hofkirche. Hier enthält das durch ein Gitter abgesonderte Todtengewölbe, in welchem sich das große Grabdenkmal des Kaisers Leopold II. befindet, auch ein Grabdenkmal Daun's. In dankbarer Erinnerung an den Koliner Sieg hat es ihm als dem „patriae liberatori" (dem Befreier des Vaterlandes), wie die Inschrift ihn bezeichnet, die hochsinnige Monarchin errichten und jene für Oesterreich glorreiche Waffenthat darauf abbilden lassen.

Eben dieses Denkmal ist es, welches, wie 1806 nach der Schlacht von Jena die Ruhestätte Friedrich's in Potsdam, den 5. Oktober 1809 Abends bei Fackelbeleuchtung Napoleon besuchte, begleitet von seinen Waffengefährten Duroc und Rapp. Er entwickelte Betrachtungen über die Schlacht von Kolin; er that Aeußerungen über die Wichtigkeit derselben und wies auf Aehnlichkeiten mit der von Austerlitz hin. Endlich brach er, indem er eine wegwerfende Bewegung mit der Hand machte — er, der damals auf der Höhe seiner Siegesbahn und wenige Jahre vor seinem Sturze stand! — in die Worte aus: „Da liegt er nun! Es ist doch Alles eitel und vergeht wie Rauch!" —

Wenn seit dem 18. Juni 1757 in Oesterreich heitere Tage gefeiert wurden, so begannen für Friedrich seitdem Stunden und Kämpfe, die er früher kaum für möglich gehalten hatte. Seine Kriegs- und Feldherrnlaufbahn war bis jetzt eine der glänzendsten

gewesen; neuer Glanz, hoffte er noch zuversichtlich vor wenigen Tagen, werde in naher Zukunft sie und ihn umstrahlen. Dahin nun auf einmal dieser Zauber; dahin der ihm überaus schmeichelhafte Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Unwiderstehlichkeit und der ganze für den Feldzug entworfene, so Großes bezweckende Operationsplan; dahin umsonst so viele Heldenherzen, die sein Schirm und Stolz, ein Theil seiner Siege und seines Ruhmes gewesen; dahin auch zum ersten Male das für ihn so bedeutsame Selbstvertrauen der Armee! Zwar kam ihm in dem ersten Schmerze mitten aus der geschlagenen Armee eine Kundgebung, die seinem zerrissenen Herzen wohlthun mochte, die Kundgebung eines Vertrauens, wie es, so derb auch der Ausdruck desselben klang, nach verlorenen Schlachten sich selten mit solcher Sicherheit und Keckheit vernehmen läßt, in den Worten nämlich jenes alten Grenadiers, der auf seine Weise ihn trösten wollte. „Nun" sagte derselbe, „die Kaiserin kann ja wohl auch einmal eine Schlacht gewinnen; davon wird uns der Teufel nicht holen!" Indeß von dieser Stimmung war damals nicht die ganze Armee durchdrungen, und es dauerte lange, es dauerte bis in den Dezember des Jahres, bis zum Siege bei Leuthen, ehe sie von dem alten Sinne sich wieder vollständig belebt fühlte.

Und gegen ihn und dieses Heer setzte sich bereits fast ganz Europa in Marsch: in der Nähe zwei österreichische Armeen, von Westen her die Streitkräfte der Franzosen und des deutschen Reiches, von Norden die Schweden und von Osten in mehreren Heerhaufen die Russen! Er aber nur im Bunde mit dem Könige von England, der lediglich darauf bedacht war, das väterliche Erbe in Deutschland vor Plünderung zu schützen. „Was sagen Sie," schrieb er an Lord Marischal in demselben Briefe, aus dem wir oben schon Einiges mitgetheilt haben, „zu dem Bündnisse, das nur den Markgrafen von Brandenburg zum Ziele hat? Der große Kurfürst würde nicht wenig erstaunt sein, seinen Enkel mit den Russen, den Oesterreichern, mit fast ganz Deutschland und mit hunderttausend französischen Hülfstruppen im Kampfe zu sehen. Ich weiß nicht, ob es mir Schande bringen wird, zu unter-

liegen; aber das weiß ich, daß es für sie keine sonderliche Ehre sein wird, mich zu besiegen."

Friedrich, von Natur weich, empfindsam, reizbar, hatte in der ersten Zeit nach der Niederlage einen harten Kampf mit früher nie gekannten Gefühlen zu bestehen. Es konnte nicht fehlen, daß die Spuren hiervon auch in seinem Aeußeren hervortraten. Dies zeigte sich recht auffallend, als er am 19. Juni gegen Abend bei der Belagerungsarmee vor Prag anlangte. „Welch Schauspiel," sagt ein Augenzeuge, „als wir den von Schmerz und Kummer gebeugt ankommenden König sahen, der sich noch vor wenigen Tagen für den Eroberer der Welt gehalten hatte! Seit 36 Stunden saß er auf demselben Pferde, und obgleich man deutlich sah, daß er sich vor Ermattung kaum noch darauf halten konnte, so zwang er sich doch zu einer guten Haltung. Nachdem er eingetreten war (in das Haus des Dorfes Michle bei Prag, welches er vor seinem Marsche nach Kolin bewohnt hatte), ließ er den Prinzen Heinrich rufen. Der König lag auf einem mit einem Betttuche belegten Strohsacke, da sein Gepäck noch nicht angekommen war. Er küßte, vielleicht zum ersten Male, seinen Bruder zärtlich, gestand ihm seinen tödtlichen Schmerz und versicherte ihm, daß Alles, was er bis jetzt unternommen habe, nur aus Liebe zu seiner Familie geschehen sei. Er wiederholte zu verschiedenen Malen, daß er zu sterben wünsche und daß er sich das Leben nehmen würde. Der Prinz beschwor ihn, sich zu beruhigen und die ihm noch bleibenden köstlichen Augenblicke zum Rückzuge zu benutzen, ehe Daun oder Nadasdy Zeit gewännen, heranzukommen und ihnen noch mehr Schaden zuzufügen. Der König erwiderte dem Prinzen, daß er jetzt zu Allem unfähig sei und daß er Ruhe bedürfe."

Indeß bereits im Laufe der Woche seit dem Abmarsche der Belagerungsarmee von Prag gegen Sachsen, der mit unbedeutenden Opfern bewerkstelligt wurde, gelangte er bald wieder zu ruhiger Umsicht und gewohnter Thätigkeit. „Bei unserem Unglück," schreibt er schon den 20. Juni aus Brandeis dem Fürsten Moritz, „muß unsere gute Haltung die Sache soviel als möglich

wiederherstellen. Das Herz ist mir zerrissen; allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit diese Scharte auszuwetzen suchen. Adieu, grüßen Sie alle Offiziere von Meinetwegen."

Zwei Tage darauf, am 22. Juni, richtete er aus dem Lager bei Böhmisch-Lissa, wo er den weiteren Rückzug der bei Kolin geschlagenen Heeresabtheilung einleitete, an den als Verwaltungschef Schlesiens ausgezeichneten Minister von Schlabrendorff einen in mehrfacher Beziehung bemerkenswerthen Brief, worin er, um dem Eindrucke anderweitiger Mittheilungen und wohl auch Uebertreibungen zuvorzukommen und entgegenzuarbeiten, nicht nur über das Unglück, das ihn betroffen, auf möglichst schonende Weise sich aussprach, sondern auch darauf hinzuweisen nicht unterließ, wie der Muth aller gutgesinnten Schlesier aufrecht zu erhalten sei, indem nach der ersten und einzigen verlorenen Schlacht seine Sache noch keineswegs so verzweifelt stehe, wie seine Feinde ausstreuen würden, und indem er zuversichtlich hoffe, binnen kurzer Zeit wiederum sehr gute Nachrichten geben zu können.

Aus Leitmeritz, wo Friedrich den 27. Juni ankam, stattete der englische Gesandte Mitchell, der ihm in den Krieg gefolgt war, folgenden Bericht über ihn ab: „Ich vernehme, daß der König, an Unfälle nicht gewöhnt, nach der Schlacht ziemlich niedergeschlagen war. Jetzt hat er seinen Muth wiedergewonnen und treibt seine Geschäfte, wie gewöhnlich. Ich hatte gestern (den 28. Juni) ein langes Gespräch mit ihm. Er spricht sehr vernünftig und kaltblütig über das unglückliche Ereigniß. Er sieht in voller Ausdehnung, was für ihn, für sein Haus und ganz Europa daraus hervorgehen kann; aber er fürchtet diese Folgen nicht und hat seine Partei ergriffen. Eine zweite verlorene Schlacht (meint er) müsse mit seinem Untergange enden; deshalb will er sich hüten, eine solche zu wagen, sie aber nicht scheuen, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbietet."

Freilich blieb letztere lange aus. Zwar hielt er sich nach dem Tage von Kolin noch fünf Wochen in Böhmen seinen weit zahlreicheren Feinden gegenüber, und dann erst ging er nach

Sachsen zurück; aber welche furchtbaren Stürme hatte er während dieser Zeit und auch später noch auszuhalten, ehe jene beiden glücklichen „Fünf“ kamen (der 5. November bei Roßbach und der 5. Dezember bei Leuthen), welche ihm die so nöthige Erleichterung und neuaufstrahlenden Siegesruhm brachten.

Wenn je, so ging besonders an Friedrich im Laufe des Sommers und Herbstes 1757 das Sprüchwort mit aller Härte in Erfüllung, daß ein Unglück selten allein komme; denn auf die Niederlage von Kolin hatte er den Tod der innig geliebten Mutter, den unglücklichen Rückzug des Prinzen von Preußen aus Böhmen nach der Lausitz, die Niederlage der Verbündeten bei Hastenbeck unfern der Weser gegen die Franzosen und die ihrer ferneren Hülfe ihn beraubende Convention von Kloster Zeven, die Niederlage des Generals Lehwald bei Großjägerndorf gegen die Russen, Winterfeldt's bei Görlitz gegen die Oesterreicher und den Tod dieses seines Lieblings zu beklagen. Dazu kam die Bedrückung und Gefährdung der westlichen und mittleren Provinzen durch französische Armeen, die Belastung Pommerns und der Mark Brandenburg mit Kriegssteuern durch die Schweden, der Ueberfall Berlins durch den österreichischen General Hadik, die Flucht der bedrohten Königin und der königlichen Familie nach der Festung Spandau, der Verlust der Lausitz, die Veröffentlichung der Reichsacht über ihn, die unter dem Druck solcher Umstände kein leerer Urtheilsspruch mehr war, die Besetzung Schlesiens durch das große österreichische Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen und Daun und daselbst die Bedrängung der eigenen Armee unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern.

So vielfachem Mißgeschick und so großen Gefahren ausdauernden, ja siegreichen Widerstand zu bieten, wird Friedrich auch den Muth und die Kraft haben? Fast könnten wir daran zweifeln, wenn wir gewisse briefliche Mittheilungen und sonstige Aeußerungen von ihm lesen, die aus den verschiedenen Abschnitten jener traurigen Zeit bekannt geworden sind. „Erinnern Sie sich,“ schreibt er gegen Ende Juni dem liebenswürdigsten und treuesten seiner französischen Umgangsgenossen, dem Marquis d'Argens,

„daß das Gefühl im Menschen mächtiger ist, als die kalte Vernunft. Ich habe den dritten Gesang des Lucretius gelesen und wieder gelesen; aber ich habe darin nur die Nothwendigkeit des Uebels und das Unnütze der Heilmittel gefunden. Linderung für meinen Schmerz gewährt mir die tägliche Arbeit, welcher obzuliegen ich verpflichtet bin, und die fortwährende Zerstreuung, welche mir die Zahl meiner Feinde verursacht. Wäre ich bei Kolin getödtet worden, so befände ich mich gegenwärtig in einem Hafen, wo ich die Stürme nicht mehr fürchten würde. Jetzt muß ich noch auf diesem stürmischen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können." — „Was fehlt mir noch," ruft er gegen denselben in einem Briefe vom 19. Juli schmerzerfüllt aus, „um nicht in der Lage des geplagten Hiob zu sein? Die Philosophie, mein Theurer, ist gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber sie wird zu Schanden durch das gegenwärtige Unglück." — „Wenn Sie," sagt er gegen Ende August, also zu einer Zeit, wo das Maaß seines Unglücks noch lange nicht voll war, beim Abschiede dem Herzoge von Bevern, dem er den Oberbefehl über die zur Sicherung Schlesiens bestimmte Armee übergeben, „wenn Sie eine Schlacht gewinnen, Lehwald die zweite und ich die dritte, so bin ich dennoch verloren!" — Sechs Wochen später (den 12. Oktober), als er in Thüringen Nachrichten über die Gefährdung Berlins und der Armee des Herzogs von Bevern erhalten hatte, sprach er sich mit thränenden Augen gegen seinen Bruder Heinrich ungefähr so aus: „Mein lieber Bruder, ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entschluß gefaßt ist. Briefe melden mir, daß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe; meine Emissäre müssen übermorgen nach Naumburg zurück sein. Ich weiß, daß sie mir wenig Tröstliches bringen; indeß will ich sie noch anhören, mich dann aber krank stellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Inzwischen werde ich Ihnen alle meine Geschäfte übertragen; Sie können alle Briefe an mich öffnen, und sobald Sie die Kunde meines Todes erhalten haben, lassen Sie die Armee mei-

nem Bruder (dem Prinzen von Preußen) den Eid der Treue leisten. Ich weiß recht wohl, daß nur persönlicher Haß gegen mich ganz Europa, völlig gegen seine Interessen, zu dem jetzigen Benehmen treibt, weswegen ich mich dem Wohle meiner Staaten opfern will. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist länger nicht zu ertragen und schlimmer als der Tod." —

Aber die Bitterkeit des Geschicks erreichte bald darauf noch einen höheren Grad, und — er gab sich den Tod nicht, den eine aufgeregte Phantasie als willkommen ihm anpries. Ueberhaupt würde man sehr irren, wollte man deren damalige Ergießungen, schriftliche wie mündliche, als Zeugniß für eine dauernde Seelenstimmung Friedrich's in jener Zeit betrachten und die menschliche Schwäche, die ihn nicht selten ergriff, mit gänzlicher Muth- und Rathlosigkeit verwechseln; vielmehr war sie nur die obsiegende Stimmung weicherer Stunden in den Tagen heftiger und oft wiederkehrender innerer Kämpfe, in denen er den Uebergang fand zu jener geistigen Erhebung, zu jener Willensfestigkeit und zu jenen Entschlüssen, durch die er noch in der zweiten Hälfte des Jahres wahrhaft groß zu erscheinen begann, und durch die er seiner Tüchtigkeit als Feldherr und Staatsmann erst den Erfolg im Ganzen sicherte. So schrieb er am Schlusse eines vor wenigen Jahren durch den Druck bekannt gewordenen Aufsatzes, den er mitten unter dem heftigsten Toben jener Stürme während des Juli 1757 gearbeitet: „Ich zweifle nicht, daß es in der Welt viel gescheitere Leute giebt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt; so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein und werde diese Gefühle bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren."

Fast um dieselbe Zeit, nämlich im August 1757, schließt er einen poetischen Brief in französischer Sprache an seine mit aller weiblichen Innigkeit ihm zugethane und um ihn besorgte Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, mit folgenden Versen:

„Ich weiß, ich bin ein Mensch, geboren nur zu Leid,
Doch gegen Mißgeschick halt' ich den Muth bereit. —
Und Du, geliebtes Volk, Du, dessen Noth mich rührt,
Für dessen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt,
Ich sehe Dich bestürmt, Dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hülferuf mir tief zum Herzen dringt.
Nicht acht' ich Rang und Glanz für edleren Gewinn,
Dich zu erretten, geb' ich gern mein Blut dahin.
Ja, Dir gehört mein Blut, Dir nur gehört mein Leben,
Mit Freuden sei's für Dich zum Opfer hingegeben.
Für's Vaterland fecht' ich, den Lorbeer wollt' ich brechen;
Ihr Krieger auf! es gilt jetzt, seine Schmach zu rächen.
An seiner Wälle Fuß soll nicht der Tod uns schrecken;
Wir siegen, — oder uns soll Staub und Trümmer decken!"

Dieser poetische Erguß veranlaßt uns zu der Frage, welches Mittel Friedrich vorzugsweise angewendet habe, um den Trübsinn in seiner Seele zu überwältigen? Daß ihm die Philosophie hierzu nicht sonderliche Dienste leistete, können wir aus der einen der oben angeführten Stellen entnehmen. Weit mehr sagte ihm damals bei seiner lebhaften, glühenden, dichterischen Phantasie die Poesie zu und gewährte Hülfe. Er beschäftigte sich mit der Lectüre von Tragödien, deren Inhalt mit seiner Lage Aehnlichkeit zu haben schien; er versenkte sich in seinen Seelenzustand wie in ein passendes Object für die Dichtkunst; er schilderte ihn in poetischem Gewande. Er besang seinen eigenen Tod, und gerade auf diese Weise, in der Schöpfunglust an seinen Versen, milderte er jenen Zustand und schrieb er sich gleichsam alle Qualen von der Seele herunter. Es wird von einem Augenzeugen berichtet, wie er mit der Racine'schen Tragödie Mithridates in der Hand, oft bei später Nacht laut darin lesend, in seinem Zimmer auf- und abgegangen sei, und wie er sich und sein Loos mit dem des genannten Königs verglichen, des unermüdlichen Kämpfers gegen die Römer, der, besiegt, sein Leben durch Gift zu enden gesucht; ferner, wie er, nachdem er an den Marquis d'Argens in Versen eine melancholische Epistel über seinen Tod vollendet (den 22. September 1757), desselben Abends um 8 Uhr den Abbé de Prades habe rufen lassen, damit dieser sie ihm vorlese („Ich

will Ihnen meine neuesten Verse zeigen; es sind vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe"), und wie er, als derselbe sie ihm zu kalt, zu gefühllos zu lesen schien, sie ihm entrissen, sie nun selbst mit dem Ausdruck der Leidenschaft vorgelesen und mit seinen Thränen benetzt habe.

Auf diese Weise liegt uns unmittelbar aus dem Lebensabschnitte Friedrich's, den wir hier betrachten, ein unzweideutiger Beweis vor, wie gerade jene poetischen Ergüsse und Beschäftigungen mit Poesie ihn auf eine für seinen Zustand wohlthätige Weise ganz und gar in Anspruch genommen und ihn dadurch nur um so mehr von der Ausführung eines entsetzlichen Entschlusses abgelenkt haben, die er öfters in Aussicht gestellt hatte, die er aber nur vielleicht für den einzigen Fall ernstlich beabsichtigte, wenn er das Unglück haben sollte, gefangen zu werden. Friedrich weist selbst auf die heilsame Wirkung seiner poetischen Versuche hin, z. B. in dem Briefe an seine Schwester Amalie, Aebtissin von Quedlinburg (d. d. Erfurt d. 27. September 1757): „Verse machen zerstreut mich, und so lange diese Zerstreuung dauert, fühle ich mein Unglück nicht. Der Geschmack an Poesie ist gleichsam neu in mir geboren, und wie schlecht auch meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst."

Hätte der gefeierte englische Geschichtschreiber Macaulay dergleichen Mittheilungen gekannt oder berücksichtigt, so würde er die damalige Neigung des Königs, sich mit poetischen Versuchen zu befassen, weniger sarkastisch beurtheilt und in's Lächerliche gezogen haben. Aber es begegnet ihm hier, wie bei vielen anderen Punkten seiner Betrachtungen über Friedrich: er übt weniger Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, als historische Kunst, vermöge deren er, ein darin mit Recht gefeierter Meister, für den Effect, auf welchen er ausgeht, den Stoff trefflich zurecht zu legen und denselben, zu glänzenden Bildern verarbeitet, der Anschauung vorzuführen weiß. —

Indeß nicht blos die Poesie unterhielt und zerstreute damals den König; ihr kamen hierin auch seine täglichen Berufspflichten

zu Hülfe. So schrieb er an den Marquis d'Argens: „In der täglichen angestrengten Arbeit finde ich meinen Halt gegen meinen Schmerz, und die große Zahl meiner Feinde nöthigt mir eine fortwährende Zerstreuung auf." Außerdem machte sich gegenüber den Regungen finsteren Lebensüberdrusses immer auf's Neue mit zäher Kraft das stets genährte Gefühl von seiner erhabenen Berufsstellung geltend, dann die Gewohnheit, früh sich selbst zu beherrschen, und (er zählte damals erst 45 Jahre) der Drang nach Thaten vollkräftigen Mannesalters.

So wurde — und das ist das Eigenthümliche von dieser Seite in dem Charakter des Königs — jener Seelenzustand nie in einer seiner Handlungen als Regent und Feldherr bemerklich. Wo er unter dem Eindruck der widrigsten und nachtheiligsten Verhältnisse eben erst mit der eigenen Niedergeschlagenheit gerungen, wo er noch mit der Niedergeschlagenheit in seiner nächsten Umgebung zu ringen hatte, fast in dem nämlichen Augenblick erschien er öffentlich, wie nach einem Siege, von stolzer Zuversicht getragen und erhob seine Generale, die bei ihm Lehre, Beispiel, Führung suchten. Es galt, allein, mit eigener Kraft nach allen Seiten hin zu helfen, zu rathen, zu retten.

Mochte demnach bereits halb Europa ihn nur noch wie einen großen Abenteurer anzusehen beginnen, dessen Rolle bald auf klägliche Weise ausgespielt sein werde; mochte sein eigenes Volk von Verlegenheit und Kümmerniß erfüllt werden; mochten auch die muthigsten Freunde und Verwandten in dieser Zeit voll Gefahren sich bangen Zweifeln an seiner Rettung und der düstern Aussicht auf Grab und Untergang hingeben; ja mochte er selbst bisweilen von der festen Ueberzeugung durchbebt werden, daß der Sturm so unheilvoller Tage ihn in die Gefahr unvermeidlichen Schiffbruchs vollends hineintreiben müsse: — er starrte auch damals nicht willenlos und verzweifelt der Zukunft entgegen; er wurde nie ganz von einem höheren Genius unbesiegbarer geistiger Elasticität und Willensstärke verlassen, mit dem er, ein zweiter Cäsar, mehr als einmal die dunkelsten Gewitterwolken gefährlicher Situationen, deren vernichtenden Blitzen er nicht ent-

gehen zu können schien, muthvoll zertheilte und sich so zum Herrn und Meister der Dinge machte.

Der fröhliche Siegestag von Roßbach

oder

der 5. November 1757.

Mitten aus der ihn aufgebenden Hoffnungslosigkeit, aus den ringsum ihn drängenden Gefahren, aus dem noch drückenderen Kampfe mit einem umdüsterten Gemüth erhob sich Friedrich spät noch im Jahre abermals zum Waffenkampfe und zog gegen die Reichsvölker und Franzosen unter dem Herzoge Joseph von Sachsen-Hildburghausen und dem Fürsten Rohan von Soubise, die er im Laufe des Septembers allmälig bis hinter Eisenach in's Gebirg zurückgetrieben und vergebens zu einer Schlacht zu bewegen gesucht hatte, und die im Oktober auf's Neue gegen Leipzig hin vorbrachen, um ihre Aufgabe, die Befreiung Sachsens, auszuführen. Er hatte nämlich nur eine kleine Truppenmacht unter dem kühnen Reiterführer Seydlitz in Thüringen zurückgelassen, einen anderen Theil aber seines dortigen, etwa 22,000 Mann starken Heeres zur Sicherung Magdeburgs gegen die große französische Armee unter dem Herzoge von Richelieu, einen dritten über die Saale zurück zur Beobachtung eines kaiserlichen Streifcorps in die Lausitz zu entsenden und mit dem Reste in eigener Person seiner durch die Oesterreicher bedrohten Hauptstadt Berlin zu Hülfe zu eilen für nöthig erachtet.

Schon waren die Feldherren und Offiziere der französischen und Reichsarmee der Hoffnung voll, ihre Aufgabe vollständig zu lösen und vielleicht noch Magdeburg in dem bevorstehenden Winter wegzunehmen; schon trugen sie sich mit dem Gedanken an lohnende Winterquartiere in Sachsen, — da auf einmal brach

Friedrich, nachdem die Gefahr für Berlin schnell vorüber, sich zurückwendend in Eilmärschen gegen Leipzig auf, sammelte hier am 27. und 28. Oktober die entsendeten Heerhaufen, überfiel und trieb zurück, nachdem er sich der Lützener Straße in's Reich bemächtigt, den 30. Oktober aus den nächsten Standorten den Feind und überschritt im Anfange Novembers bei Halle, Merseburg und Weißenfels in mehreren Abtheilungen die Saale. In dieser Zeit schwebte eines Tages sein Leben in großer Gefahr. Er befand sich nämlich bei der Colonne, die bei Weißenfels die Saale überschreiten sollte, und eilte, als der sich zurückziehende Feind die Brücke angezündet, an der Spitze des Vortrabes derselben zu, um sie zu retten. Ihn zu beobachten, waren zwei bewährte französische Offiziere auf einer Insel aufgestellt, die mit dem linken Ufer, welches die Franzosen innehatten, in Verbindung stand. Da erscheint der eine jener beiden, Namens Brunet, vor dem Befehlshaber des Corps, dem Herzog von Crillon, der unterdeß mit seinen Offizieren, auf den Rasen gelagert, ein Frühstück einnahm, und richtet die Frage an ihn, ob es erlaubt sei, den König von Preußen todtzuschießen, den sie, von ihrem Hinterhalte aus im Busche, an den Brückenpfeilern gewahrten. Crillon reicht Brunet ein Glas Wein und schickt ihn auf die Insel zurück mit dem Bemerken, daß er ihn und seinen Cameraden auf den Posten gestellt habe, Acht zu geben, ob die Brücke gehörig abbrenne, nicht aber, um einen General zu tödten, der allein vorkomme, zu recognosciren, viel weniger die geheiligte Person eines Königs, die stets verehrt werden müsse. Alle Anwesenden stimmten bei.

Die Feinde gaben die Ufer der Saale auf und bezogen, 2 Meilen südwestlich von Merseburg, bei dem Städtchen Mücheln ein Lager, diesmal voll Muth und sich stark genug fühlend (denn sie zählten zwar nicht, wie bis in die neueste Zeit gewöhnlich angenommen worden, an 64,000 Mann, da an 10,000 bis 15,000 Mann deutscher Reichstruppen beim Vorgehen des Königs durch dessen kühne Manöver von ihrer Armee abgedrängt worden waren, wohl aber über 40,000 Mann, also immer noch über das Doppelte des etwa nur 20,000 Mann starken preußischen Heeres),

einem Angriffe des Königs Stand zu halten oder nach den Umständen selbst eine Schlacht anzubieten. Dieser vereinigte am Abende des 3. November, etwa eine halbe Meile östlich ihnen gegenüber, bei Braunsdorf seine Heerestheile in einem Lager, des festen Willens, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, hier die Sache zu schnellem Ende zu führen, damit er Schlesien zu Hülfe eilen könne.

So stand abermals eine für Deutschland vielleicht entscheidende That in jenem Tieflandsbusen der mittleren Elbe bevor, auf dessen geschichtliche Wichtigkeit wir bereits oben in dem Umrisse des Schauplatzes des Krieges hingewiesen haben.

Als Friedrich am 3. November gegen Abend an der Spitze einer kleinen Reiterschaar von einer Höhe bei Braunsdorf die feindliche Stellung recognoscirte, fand er sie in hohem Grade leichtfertig gewählt; ja seine Husaren waren muthwillig genug, an diesem Tage und noch mehr in der Nacht vom 3. zum 4. November einzeln und in kleinen Abtheilungen in die Zeltreihen des französischen Lagers zu sprengen, die Wachtposten zu überfallen, niederzuhauen oder als Gefangene mit sich fortzureißen, Pferde und Waffen zu erbeuten und selbst Soldaten aus den Zelten zu holen. Er entschied sich sofort zum Angriffe für den folgenden Morgen. Allein die Generale der vereinigten Armee hatten schon um dieselbe Zeit, als die ersten preußischen Truppen sich bei Braunsdorf blicken ließen und der König die Stellung recognoscirte, diese als fehlerhaft erkannt und veränderten sie noch im Laufe der folgenden Nacht.

Bereits früh um 3 Uhr, bei trockenem Wege, warmer Witterung und hellem Mondschein, ritt Fiedrich mit der Generalität von Braunsdorf aus vor, um diese Veränderung näher in Augenschein zu nehmen, von der er durch Ueberläufer Nachricht erhalten hatte. Die Armee brach um vier Uhr auf. Die Soldaten sangen das Morgenlied: „Wach' auf, mein Herz, und singe," — und dann: „In Dich hab' ich gehoffet, Herr!" „Das schallte nun," berichtet ein Zeugniß, „weit und breit durch die Luft zu Gott und war überaus beweglich zu hören." Darauf machten die

Regimenter Behufs einer kurzen Anrede und der Segenspendung der Feldprediger Halt und setzten bald den Marsch unter dem Liede: „Es woll' uns Gott genädig sein," weiter fort.

Indeß kam es an diesem Tage noch nicht zur Schlacht; denn der König war nicht wenig erstaunt, die jetzige Stellung des Feindes, vermöge welcher er sich mit seinem linken Flügel an Mücheln lehnte und mit seinem rechten bis jenseits des westlich von diesem Städtchen gelegenen Dorfes Branderode erstreckte, vom Terrain äußerst begünstigt zu finden. Sie war durch Höhen, Gräben, Teiche und ein unfern Branderode liegendes Gehölz, das sogenannte Haken-Holz, wohl umschlossen und überdies durch vortheilhaft aufgestelltes Geschütz so verstärkt, daß er einen Angriff hier nicht für rathsam hielt und, eine Strecke die Armee zurückführend, ein Lager bezog, dessen linke Flanke durch das Dorf **Roßbach**, die rechte durch das Dorf Bedra gedeckt und dessen Front durch die damals weit mehr als jetzt morastigen Ufer des kleinen Baches Leyha gegen einen Erfolg versprechenden Angriff geschützt war. Nur ergab sich der Uebelstand, daß es von der Stellung der Feinde aus völlig übersehen und so auch die geringe Truppenstärke des Königs genau erkannt werden konnte; indeß veranlaßte wahrscheinlich gerade dieser letztere Umstand die glückliche Wendung, welche die Angelegenheit am folgenden Tage, den 5. November, für ihn nahm.

Die Anführer der vereinigten Armee hielten die rückgängige Bewegung des Königs für ein Zeichen der Furcht und für den Anfang eines wirklichen Rückzugs. Diese Annahme, verbunden mit der soeben durch den Anblick seines Lagers befestigten Ueberzeugung von ihrer numerischen Ueberlegenheit, weckte in ihnen den Plan, gegen den König am nächsten Morgen vorzugehen und, falls er schlage, durch einen unzweifelhaften glorreichen Sieg den Feldzug zu beendigen. Sie wünschten dies um so mehr, als ihre Truppen nicht mehr im Stande zu sein oder vielmehr nicht mehr Lust zu haben schienen, die Beschwerlichkeiten desselben länger zu tragen. Sie schoben daher sofort ihre Pikets mit Artillerie vor, ließen, obwohl wegen der Entfernung ohne Erfolg, vielfach ihre

Kanonen donnern und, wie wenn bereits eine Schlacht gewonnen wäre, alle Spielleute und Trompeter, die bei der Armee waren, alle Trommelschläger und Pfeifer sich in Thätigkeit setzen, — „ein Spektakel," sagt Friedrich, „bei welchem, wie wenig angenehm auch für Leute, die niemals Furcht gehabt hatten, doch in Betracht der damaligen Umstände Auge und Stimmung ruhig bleiben und dem französischen Leichtsinn und Ungestüm das deutsche Phlegma entgegengesetzt werden mußte." Diese leichtsinnige Ueberhebung ging so weit, daß französische Offiziere mit der Aeußerung witzelten, man erweise dem Markgrafen von Brandenburg viel Ehre, sich mit ihm in eine Art Kampf einlassen zu wollen, und daß der Fürst von Soubise, sonst ein ehrenwerther und überaus liebenswürdiger Mann, in arger Prahlerei den König von Preußen bereits als einen unfehlbar zu erwartenden Gefangenen nach Paris anmeldete, bei welcher Nachricht die Herzogin von Orleans die auf Ludwig XV. abzielenden, bitter ironischen Worte ausrief: „Ah, tant mieux; je verrai donc enfin un roi!" (Ah, desto besser; so werde ich endlich einen König sehen!)

Die Feldherren der vereinigten französischen und Reichsarmee, in Besorgniß, ihren Fang zu verfehlen, eilten, den schnell gefaßten Angriffsgedanken auszuführen; und da die Preußen am 4. November, ungeachtet der gegen sie gerichteten Kanonade, nicht aus dem Lager rückten und nicht angriffen, beklagte man sich am Frühmorgen des 5. November, daß Friedrich nicht angreifen wolle, und stellte prahlerisch in Aussicht, ihn nicht nur zu besiegen, sondern mit seiner ganzen Armee aufzuheben. Die Kurzsichtigen und Verblendeten! So sehr schlugen sie die Erfahrung, die sie durch den ganzen Feldzug zu machen hinlänglich Gelegenheit gehabt, in den Wind, daß nämlich der König, anstatt ihnen dauernd auszuweichen, nichts sehnlicher wünsche, als auf geeigneter Stelle möglichst bald nur einmal mit ihnen anzubinden, und daß es gar nicht in seinem Kriegssystem liege, den Angriff abzuwarten, sondern lieber der angreifende Theil zu sein und, wie auf österreichischer Seite über ihn bemerkt wurde, „das Prävenire zu spielen," getreu der Ansicht, die er bereits in seinen General-

Principien vom Kriege im Jahre 1753 ausspricht, indem er sagt: „Die ganze Force unserer Truppen besteht im Attaquiren, und wir würden thöricht handeln, wenn wir ohne Ursache darauf renonciren wollten.“ So wenig gedachten sie ferner der Meisterschaft seiner Schnelligkeit, Sicherheit und Gewandtheit in Leitung aller Heeresbewegungen und ihrer eigenen Jüngerschaft in der Ausführung geschickter Manöver, daß sie plötzlich auf den Einfall geriethen, ihn auf einem Terrain angreifen zu wollen, auf welchem er alle Künste der Taktik in Ausübung bringen und nicht befürchten durfte, durch ein Mißverständniß die Frucht seiner Dispositionen zu verlieren, auf einem Terrain, wo er jede Art von Truppen gebrauchen und eine durch die andere unterstützen konnte, und wo diese die erforderlichen Bewegungen und Entwickelungen mit Lebhaftigkeit und Ordnung zu vollziehen im Stande waren, „wo,“ wie ein Kenner und Mitkämpfer des siebenjährigen Krieges sagt, „die Kunst Alles und die Menge gar nichts vermochte.“

Und der eben angedeuteten Tüchtigkeit von Friedrich's Truppen gegenüber, wie stand es mit dem Reichsheere und den mit diesem verbündeten Franzosen? Das Reichsheer, welches den furchtbaren Namen einer Executionsarmee führte, weil es die auf dem Reichstage zu Regensburg gegen den König als deutschen Kurfürsten ausgesprochene Reichsacht vollstrecken sollte, war nicht blos aus den theilweise zufriedenstellenden Truppen der bedeutenderen Reichsstände, z. B. von Kur-Mainz, Kur-Köln, Kur-Baiern, Kur-Pfalz u. s. w., die mitunter schöne, brave und wohlexercirte Leute hatten, sondern auch aus den Zuzügen einer größeren Zahl überkleiner Contingente von souverainen Städten, Grafen und Reichsrittern gebildet. Es bot den Anblick seltsamster Buntscheckigkeit, zu der sich großer Mangel an Waffen, Pferden, Pontons und sonstigem Feldgeräth gesellte. Demnach würde es ungerechtfertigte Härte des Urtheils sein, wollte man den Zustand dieser Armee dem persönlich tapfern und echt soldatischen Führer, dem Prinzen von Hildburghausen, zur Last legen. Ueberdies war ein ansehnlicher Theil nicht nur der Gemeinen, sondern auch der Offiziere mit voller Gesinnung dem Könige von Preußen zu-

gethan, so daß sich schon bei der Werbung mehr als einmal die bedenklichste Widerspänstigkeit gezeigt hatte; ja in Würtemberg scheint die Theilnahme für ihn geradezu an Begeisterung gegrenzt zu haben. Hier liefen bei weitem die meisten Soldaten davon, als der Befehl zum Ausmarsch bekannt gemacht wurde. Es wird erzählt, der Herzog, ein eifriger Gegner Friedrich's, obwohl dieser früher sein Wohlthäter gewesen, sei wiederholt in Lebensgefahr gerathen. Erst mit Anwendung der äußersten Strenge, erst nachdem Hunderte von Empörern aufgehängt worden waren, gelang es, die Truppen über die Grenze zu bringen.

Und mit diesem Mangel an taktischer Abrichtung, in welcher Friedrich's Heer selbst über das österreichische und französische ein so bedeutendes Uebergewicht hatte, mit der Uneinigkeit, dem bösen Willen und der Fahnenflüchtigkeit im Reichsheere war im französischen der Mangel an kriegerischem Geist und, was hieraus als Folge sich ergiebt, an Enthaltsamkeit, unermüdlicher Rührigkeit und Opferfähigkeit der höheren Offiziere vereint, die, wie geklagt wurde, meist Günstlinge des verderbten Hofes Ludwig's XV., das Salonleben von Paris und Versailles in das Lager mitbrachten, nichts von militairischer Strenge und Unterordnung wußten und den Marsch mit einem unabsehbaren Troß belästigten, so daß sie durch alles Dieses die Vortheile großentheils verhinderten, welche ihre Armee durch leidliche Organisation, durch hinlängliche Ausrüstung mit Geschütz und allem sonstigen Heergeräth und durch die Gewöhnung des gemeinen Kriegers an Disciplin erringen zu können schien. Dazu kam Argwohn und Uneinigkeit zwischen den beiden Heeren, von den Oberfeldherren an bis zu den untersten Soldaten. Die Franzosen nämlich unterhielten nicht nur von der allgemeinen Beschaffenheit des Reichsheeres eine sehr geringe Meinung, sondern es war ihnen auch nicht unbekannt, daß viele Glieder desselben diesen Krieg nur mit höchster Unlust führten und im Herzen dem Feinde anhingen; die Reichsvölker dagegen klagten über arge Beeinträchtigung durch die Franzosen, die ihnen nicht nur alle in den durchzogenen Landschaften noch vorhandenen Lebensmittel für Menschen und

Thiere mit Uebermuth vorwegnahmen, sondern auch nicht wenige, ausdrücklich für jene bestimmt gewesene Zufuhren durch List und Gewalt an sich zu bringen wußten.

Solcher Gegner Feldherren nun, wenigstens der entschlossene Prinz von Hildburghausen (denn Soubise war wohl nie für einen kühnen Gedanken), gedachten jetzt, pochend auf vermeintlichen Schlachtenmuth und ihre überwiegende Zahl, dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts schnell und leicht den Garaus zu machen. Sie beschlossen nämlich, da das preußische Lager nur etwa von Osten, von der Saalseite her mit Vortheil angegriffen werden konnte, den Feind, während ihn der Graf St. Germain mit 6000 Mann auf einer Höhe, westlich dem Lager von Roßbach gegenüber, vorn beschäftigen sollte, mit dem Haupttheile der vereinigten Armee mittels eines südöstlichen Bogenmarsches an seiner linken Flanke und im Rücken zu fassen, falls der König Stand halte. Daß man jedoch mit dem bestimmten Plane sich in Bewegung gesetzt habe, ihn völlig zu umwickeln und dadurch zu vernichten, beruht wohl nur auf einer späteren Annahme, welche die Persönlichkeit der Oberführer der vereinigten Armee außer Acht läßt. Für diese erscheint jener Gedanke zu klar und zu großartig.

Aber die beabsichtigte Bewegung mußte durch weite Feldfluren geschehen, die durch einen von Westen nach Osten gerichteten und sowohl nach Süden wie nach Norden zu den nächsten Dörfern sanft ablaufenden Höhenrücken von der Lagergegend des Königs und dem östlich nach der Saale zu hinter ihm liegenden Terrain getrennt waren, und auf denen etwaige Bewegungen der Preußen, falls nicht besondere Späher vorausgeschickt wurden, hinter demselben leicht verborgen bleiben konnten; denn ungeachtet seiner Unbedeutendheit ist man, wie ich mich bei einer Bereisung der Gegend an Ort und Stelle selbst überzeugt habe, bis über ½ Stunde südlich von dem Höhenrücken, bis über das stattliche Dorf Reichardtswerben hinaus nicht im Stande, Reiter oder Wagen und noch viel weniger Fußgänger, die in der nördlichen Absenkung desselben einherziehen, im geringsten zu gewahren.

Nachdem am 5. November mit Tagesanbruch der General Graf St. Germain die vorhin angedeutete Höhe mit 9 Bataillonen und 15 Escadronen nebst 2 Batterieen Artillerie besetzt und das vorliegende Dorf Schortau und die vor demselben stehenden preußischen Husaren zu beschießen angefangen hatte, bemerkte man gegen 9 Uhr bei Roßbach, wo der König seit dem Mittag des 4. November im Edelhofe sein Hauptquartier hatte, daß die feindliche Armee treffenweise rechts ab und in der Richtung gegen Freiburg an der Unstrut hin marschire. Der König und Andere vermutheten, der Feind beabsichtige, sich über diesen Fluß zurückzuziehen, und wolle durch das Corps des Grafen St. Germain den Rückzug decken. Da berichtete später sein Flügeladjutant, der damalige Hauptmann von Gaudi, der in seinem höchst werthvollen und sehr umfassenden Manuscripte über den siebenjährigen Krieg dies selbst erzählt, von dem hohen Schlosse zu Roßbach, auf dessen Boden er sich auf Geheiß des Königs begeben, zurückkehrend, daß die feindlichen Colonnen nicht in der anfänglichen Richtung, sondern gegen die Orte Pettstädt und Reichardtswerben (also statt der Anfangs südlichen jetzt mehr in östlicher Richtung) ihren Marsch fortsetzten. Friedrich, der einer Abtheilung seines Heeres bereits Befehl gegeben hatte, sich zu einem Angriffe auf die Nachhut des seiner Ansicht nach auf dem Rückzuge befindlichen Feindes bereit zu halten, war wenig geneigt, jener Meldung Glauben zu schenken. Es dünkte ihn unwahrscheinlich, daß der Feind, welcher bisher jedes Gefecht so sorgfältig zu vermeiden gesucht habe, nun plötzlich mittels einer Umgehung seiner zum Angriffe vorrücken sollte; indeß wollte er sich doch selbst von dem wahren Stande der Dinge überzeugen und begab sich von Tische in eigener Person auf den Boden des Schlosses, begleitet von dem Prinzen Heinrich, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, dem Feldmarschall Keith und den General-Majors v. Geist und v. Seydlitz, die sämmtlich bei ihm zur Tafel waren. Auch dort oben verwarf er Anfangs den ihm gemachten Rapport seines Adjutanten in sehr ungnädigen Ausdrücken; doch nach einiger Zeit gewahrte er durch

sein Fernglas, daß die Spitzen der feindlichen Colonnen sich schon östlich von Pettstädt bei dem hochgelegenen Wirthshause Luftschiff zeigten und ihren Marsch gegen Reichardtswerben fortsetzten, also schon der linken Flanke seines Lagers gegenüber waren, um ihm dann in den Rücken zu kommen. Schnell war er nun zum Handeln entschlossen.

Bis dahin war die preußische Armee ruhig im Lager geblieben; Offiziere und Soldaten hatten ihr Mittagsmahl bereitet und genossen; der König selbst hatte noch um 12 Uhr in behaglicher Seelenruhe zu Mittag gespeist, so daß die Generale, die er dazu eingeladen, über seine kaltblütige Stimmung nicht wenig verwundert waren; ja der wachsame General v. Seydlitz hatte seinen Adjutanten nach dem Lager gesendet, um die Cavallerie satteln zu lassen. Da erging jetzt, in Folge jener Umschau auf dem Boden des Schlosses, plötzlich an die Armee der Befehl, die Zelte abzubrechen und sich in Marsch zu setzen. Dies geschah um halb 3 Uhr, und zwar mit solcher Schnelligkeit und Ordnung, daß der Befehl schon um 3 Uhr vollzogen und daß, wie französische Augenzeugen versichern, der ganze Akt einer décoration d'opéra zu vergleichen war.

Friedrich hatte für den bevorstehenden Kampf seine Reiterei einem Manne anvertraut, der bereits an dem Unglückstage von Kolin als ein bedeutsamer Stern für ihn sichtbar geworden, auf welchem seitdem mit Wohlgefallen sein Auge ruhte, und dem es besonders heute den 5. November und das Jahr darauf bei Zorndorf beschieden sein sollte, mit seinen Geschwadern, die ihm zujauchzten, so oft sie ihn, ihren grazievollsten und verwegensten Rosselenker, nur einhersprengen sahen, von der ganzen Welt angestaunte Wunder zu vollbringen und durch den Glanz, welchen er seitdem als der Reiterei genialster Führer, von dessen belebendem Wesen sie erfüllt und durchdrungen war, über diese Waffe brachte, zur Verherrlichung des preußischen Namens nicht wenig beizutragen. Der erst 36jährige Reiterführer von Seydlitz, bei Kolin als Oberst zum ersten Mal an der Spitze einer Brigade, seit dem 20. Juni Generalmajor und am Tage der Schlacht

bei Roßbach noch jüngster Reitergeneral, erhielt vom Könige das Commando über die sämmtliche Cavallerie, die er bei sich hatte, und jetzt den Befehl, mit derselben links abzumarschiren und sich hinter dem vorhin erwähnten Höhenrücken im flachen Grunde hinzuziehen. In einem Nu war sie in Bewegung. Auch die Infanterie wurde beordert, links mit Zügen abzumarschiren und der Cavallerie hinter dem Höhenrücken in derselben, d. h. in östlicher Richtung oder in der Richtung gegen die Saale hin zu folgen.

Unterdeß setzte sich der König zu Pferde und recognoscirte den Feind. Die Cavallerie ging so schnell vor, daß ihr die Infanterie nicht nachkommen konnte, obschon sie ihr Aeußerstes that. Unbemerkt vom Feinde, marschirte Seydlitz hinter der Erhebung fort, während er 5 Escadronen grüne Szekely-Husaren als Plänkler jenem entgegen schickte, um ihn zu verhindern, den Marsch der Armee zu entdecken, von deren Aufbruch, den sie auf einer Höhe bemerkt, die feindlichen Feldherren sich überzeugt hielten, der König beabsichtige damit einen eiligen Rückzug nach Merseburg, um der ihm drohenden Gefahr zu entgehen. Sie ließen es sich nicht im entferntesten träumen, daß damit eine vollständige Contre-Action gegen sie eingeleitet werde, und daß demnach er selbst sie bei ihrem Anmarsch in Front und Flanke anzufallen gedenke, — „ein kühnes, schönes und, wenn mit Energie vollführt, immer wirksames Manöver.“ Ihre Cavallerie eilte der Infanterie, die ungewöhnlich langsam marschirte, um einige tausend Schritte voraus, und in dem Glauben, die preußische Armee bereits umgangen zu haben, schwenkte sie, als die Teten der Colonnen die Nähe von Reichardtswerben erreicht hatten, links und marschirte auf die ½ Stunde nördlich geradeüber von diesem Dorfe gelegenen beiden Janushügel zu (zwei altgermanische Todtenhügel, von den Landleuten der dortigen Gegend meist Johannes-, auch Jahns-Hügel genannt), welche selbst jetzt noch, obwohl die Bauern in neuerer Zeit zu wiederholten Malen Abgrabungen vorgenommen haben, den höchsten Theil des mehrerwähnten Höhenrückens ausmachen.

Diesen Augenblick benutzte Seydlitz, welcher, besserer Umschau wegen auf dem Kamme jenes Höhenrückens einherreitend, gewahrte, daß er dem Feinde bereits die Flanke abgewonnen habe; sogleich ließ er, noch bevor dieser, der keine Späher vorausgeschickt hatte, die Nähe der Preußen zu entdecken und sich in Schlachtordnung aufzustellen vermochte, einschwenken (es war jetzt 3½ Uhr) und brach in demselben Moment, in welchem die weiter unten näher zu bezeichnende schwere Artillerie von den Janus-Hügeln ihr Feuer gegen das feindliche Heer begann, mit allen 38 Escadronen, worunter auch die schnell herangezogenen bisherigen 5 Plänkler-Escadronen Szekely-Husaren sich befanden, zum Angriff gegen die Reiterei des rechten feindlichen Flügels vor. Er selbst, der stattliche Ritter, hoch im Sattel aufgerichtet, das Auge glänzend von kriegerischem Feuer, führte das erste Treffen. Jetzt forderten die Trompeten zum kühnen Angriff auf; da sprengte er voran vor die Linie, schleuderte weit vor sich in die Lüfte die Thonpfeife, aus der er bisher geraucht, schwang den Säbel, rief „Drauf, Seydlitz!" und gab in scharfem Ritte den begeistert ihm folgenden Geschwadern mit den wiederholten Worten: „Marsch! Marsch!" die Richtung des Anpralls gegen die feindliche Reiterei an. Als deren Befehlshaber, der Herzog von Broglie, die preußische Reiterei plötzlich gegen sich hervorbrechen und sich rechts überflügelt sah, war er bemüht, seine Teten rechts zu ziehen und zugleich aufzumarschiren; doch dazu ließ ihm Seydlitz nicht Zeit; vielmehr hieb er schon ein, bevor jener Versuch kaum einigermaßen gelang, und es dauerte nicht eine halbe Stunde, so befand sich die feindliche Reiterei bereits in verwirrungsvoller Flucht. Nur die österreichischen Küraſſier-Regimenter Brettlach und Trautmannsdorf, die sich ebenso durch Disciplin wie durch Tapferkeit auszeichneten, und die französischen Regimenter la Reine und Fitz James hatten den Muth zu ernstlichem Widerstande gezeigt; sie formirten sich und thaten auch einen kurzen Chok; aber dieser blieb ohne Wirkung, da es ihnen nicht gelingen wollte, in Ordnung zum Aufmarsch zu kommen, und so war, obwohl der Fürst von Soubise selbst zu ihrem Beistande mit

8 Eskadronen herbeieilte und die Reiter großentheils mit Muth und Tapferkeit stritten, auch ihr Loos, bald geworfen zu werden.

Damals befand sich nahe bei Reichardtswerben ein tiefer Hohlweg von etwa 1000 Fuß Länge, der in Folge der Feld-Separation im Jahre 1851 verschwunden ist. Ihn mußte die fliehende Reiterei passiren, wollte sie nicht einen großen Umweg machen; daher jetzt bei ihr in noch höherem Grade unheilvolle Verwirrung. Viele wurden niedergeritten und von Rosseshufen zertreten und noch mehr von den nachsetzenden Preußen gefangen genommen. Die geschlagene Reiterei, die gewiß aus 45 Eskadronen bestanden, ließ sich auf dem Schlachtfelde nicht wieder sehen, sondern floh gleich in Einem fort bis hinter die Unstrut. Seydlitz (denn das eben gehörte zu der Eigenthümlichkeit dieses Reiterführers, daß er mit der entschlossensten und feurigsten Kühnheit ruhige Umsicht und Berechnung im Toben der Schlacht bewies), verfolgte sie nur bis hinter Reichardtswerben, marschirte darauf links ab und nahm westlich zwischen diesem Dorfe und dem nahe und höher gelegenen Tagewerben an dem Loh-Hügel eine solche Stellung, daß er nun der feindlichen Infanterie im Rücken und ganz geeignet zu stehen kam, um im rechten Augenblick auch auf sie mit Erfolg vorstürzen zu können.

Unterdeß war der König vor dem glücklichen Kampf seiner Reiterei, der ihn in die heiterste Laune versetzte, mit der Infanterie gleichfalls hinter dem sanften Höhenrücken verdeckt in der linken Flanke fortmarschirt, hatte sie dann, sobald Seydlitz den erfolgreichen Angriff begann, ebenfalls einschwenken lassen und rückte nun mit ihr in Linie vor, wobei er den Befehl ertheilte, daß sie sich zur Ueberflügelung der rechten feindlichen Flanke fortwährend links ziehe, der eigene rechte Flügel dagegen sich etwas zurückhalte und dadurch versagt bleibe. Zwar fehlte es dem letzteren ganz und gar an schützender Reiterei; dafür aber war er durch den in sumpfigen Ufern fließenden Leihabach vor jedem Angriff gedeckt. Als die feindlichen Feldherren, deren Infanterie der Cavallerie sehr langsam nachkam und bisher immer noch in Bataillons-Colonnen in 3 Treffen rechts abmarschirt sich gegen

Reichardtswerben bewegte, das Vorgehen des preußischen Fußvolks bemerkten, trafen sie eilig Anstalten, ihre Linien nach der Flanke aufmarschiren zu lassen; allein vergebens; denn eine aus 18 schweren Geschützen bestehende, vom Obersten Moller trefflich befehligte Batterie, welche der König gleich Anfangs auf den beiden Janushügeln hatte auffahren lassen, und welche von da beim Beginn des Reiterangriffs die Teten der feindlichen Cavallerie heftig beschossen und dadurch denselben nachdrücklich unterstützt hatte, entfaltete jetzt, indem sie unterdeß mit der Infanterie vorgegangen, ein so lebhaftes und wirksames Feuer gegen die feindlichen Colonnen, daß diese in Verwirrung geriethen, und die Führer Behufs rechtzeitiger Entwickelung ihrer Truppen zu keinem raschen Entschluß kamen. Diese konnte dann um so weniger gelingen, als die nachfolgenden Bataillone in der früher befohlenen Eile immer weiter vorrückten und dadurch den nothwendigen Raum zur Formirung einer Schlachtordnung immer mehr beengten. Es half nichts, daß sie die Teten ihrer Reserve, welche das dritte Treffen bildete, rechts zogen, um nicht überflügelt zu werden; denn durch die taktischen Bewegungen des gewandten Gegners, dessen Bataillone dieselben mit größter Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausführten, blieben die Colonnen ihrer Infanterie nicht nur überflügelt, sondern sie wurden binnen kurzer Zeit völlig in die Flanke genommen.

In der That, eine höchst üble Lage, in der sich diese, die an Zahl so sehr überlegen war, bereits jetzt befand: durch das heftige Feuer der großen Batterie auf's nachtheiligste belästigt und schon in Unordnung gerathen, ohne Raum und Zeit mehr zur Entwickelung ihrer Schlachtordnung, in ihrer rechten Flanke überflügelt, von der eignen Cavallerie verlassen, dazu noch von der ganzen Masse der preußischen Reiterei im Rücken bedroht! Da es den Führern nicht gelang, eine Formirung in Linie zu Stande zu bringen, so rückten sie, die Teten ihrer Colonnen in großer Tiefe, mit 50 Mann Front gegen die preußische Infanterie in der Nähe nordwestlich von Reichardtswerben vor; allein nun wurden sie von den Kartätschenladungen der unterdeß auf dem

linken Flügel des Königs aufgefahrenen Geschütze begrüßt und erlitten durch deren mörderischen Kugelregen einen sehr bedeutenden Verlust.

Als hierauf (es war 4 Uhr) die Bataillone dieses linken preußischen Flügels bis auf Gewehrschußweite an die feindliche Infanterie vorgerückt waren und erst bei einem Abstande von 40 Schritt in kaltblütiger Siegeszuversicht ihr Pelotonfeuer eröffneten; so geriethen die Franzosen (denn diese vorzüglich kamen in den Kampf) ganz außer Fassung und leisteten höchstens noch eine Viertelstunde Widerstand, obwohl auf preußischer Seite nur 7 Bataillone unter dem Prinzen Heinrich im Feuer standen und auch von diesen erst die Soldaten der beiden äußersten Bataillone an 12 bis 15 Patronen verschossen und die Mannschaften der übrigen noch weniger Schüsse gethan hatten. Zuerst wandten die vordersten Colonnen und bald darauf fast die ganze feindliche Infanterie des rechten Flügels muthlos den Rücken und nahmen in wilder Flucht Reißaus.

Auf diesen Augenblick hatte Seydlitz gelauert und erfüllte nun zum zweiten Mal an diesem Tage in seltenem Grade die Forderung, die an die Reiterei gethan wird, daß sie wie ein Waldstrom urplötzlich hervorbreche und Alles, was sie im Wege finde, niederstürze, zertrümmere und sich weithin über die Ebene ergieße, bis Berg und Thal ihr Schranken setzen, und daß es ihres Führers Sache sei, den Moment dafür gehörig zu wählen und zu benutzen. Mit seiner gesammten Reiterei zunächst die Abtheilung über den Haufen werfen, welche man ihm entgegenzustellen gesucht hatte, dann auf die fliehende Infanterie sich stürzen und Alles, was nur immer erreicht werden konnte, zu Gefangenen machen, war das eben so sicher, wie schnell ausgeführte Werk. Der Eindruck auf die Angegriffenen war so groß, daß zumeist fast gar kein Widerstand erfolgte. Zwar versuchten einige französische Brigaden, sich noch einmal zu setzen, und mehrere Regimenter, die der Fürst von Soubise von der Reserve herbeigeholt hatte, fochten mit Auszeichnung; allein diese Anstrengungen vermochten im Ganzen wenig zu helfen, so wie es um-

gekehrt den Preußen wenig schadete, daß Seydlitz mitten im Kampfe durch einen Flintenschuß in den Arm eine Wunde erhielt und sich eine kurze Zeit aus demselben zurückziehen mußte, um sich verbinden zu lassen. Er erschien bald wieder und warf ein französisches Regiment zurück, vor dem ein preußisches hatte weichen müssen.

Der König folgte dem Feinde in Schlachtordnung; allein es gab nichts mehr zu besiegen; die Schlacht war zu Ende, nachdem sie nur anderthalb Stunde gedauert hatte; denn der linke Flügel des Feindes, obwohl bis jetzt nicht zum Gefecht gekommen, trat gleichfalls den Rückzug gegen Freiburg an der Unstrut an, den der Graf St. Germain, welcher während der Schlacht mit seinem Corps auf der oben erwähnten Höhe müßig stehen zu bleiben für gut befunden hatte, zu decken bemüht war. — Als die feindliche Armee sich zur Flucht wendete, stand der preußische rechte Flügel an das östlich von Roßbach nahe gelegene Dorf Lunstädt gelehnt und der linke vorwärts Reichardtswerben. Der König ließ nun die ganze Linie zur Verfolgung des Feindes übergehen und machte, als es finster wurde, auf der Höhe von Obschütz und Markwerben Halt. Hier, ½ Stunde südwestlich von Reichardtswerben und in der Richtung gegen Freiburg und Naumburg, brachte die Armee die Nacht unter'm Gewehr zu, während er selbst, etwa ¾ Stunde östlich davon entfernt, unfern Weißenfels in Burgwerben sein Hauptquartier nahm und in dem dortigen Schlosse, wo schon alle Zimmer voll von gefangenen französischen Offizieren waren, in einer Bedientenstube übernachtete. Von hier aus sandte er noch an den General Seydlitz, den er zwei Tage darauf zum General-Lieutenant beförderte, den schwarzen Adlerorden. An demselben Abende des Schlachttages schrieb er auch von dort seiner schon erwähnten Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, Folgendes: „Endlich, theure Schwester, kann ich Dir gute Botschaft senden. Du wußtest ohne Zweifel, daß die Böttcher (so nannte man scherzweise die Franzosen, weil sie mit den Kreisen des Reiches agirten) mit ihren Reifen Leipzig nehmen wollten. Da bin ich hergeeilt und habe sie über die

Saale zurückgeworfen. Heute brachen sie in der Absicht auf, mich anzugreifen; aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht nach Lust. Die ganze Artillerie des Feindes ist in meinen Händen; seine Niederlage ist vollständig, und ich bin in vollem Marsche, sie über die Unstrut zu werfen. Nach so großem Drangsal endlich, Dank dem Himmel, ein glückliches Ereigniß: man wird sagen, daß 20,000 Preußen 50,000 Franzosen und Deutsche überwunden haben. Nun kann ich in Frieden in die Grube fahren, weil der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht ehrlos. Du, liebe Schwester, Du meine gute, himmlische, zärtliche Schwester, die Du das Geschick des Bruders, der Dich anbetet, der Theilnahme würdigst, würdige auch meine Freude der Theilnahme. Sobald ich Zeit habe, werde ich Dir mehr mittheilen. Ich umarme Dich mit ganzer Seele. Adieu!"

Der Verlust der Feinde an Todten belief sich, in wieweit man sie auf dem Schlachtfelde fand, auf 600 bis 700, an Verwundeten, unter welchen der Herzog von Hildburghausen, auf 2000, an Gefangenen über 5000 Mann, unter denen 5 Generale und gegen 300 Offiziere. Außerdem wurden 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten und 2 Paar Pauken nebst sehr viel Bagage und anderem Heergeräth, so wie eine Menge Ludwigskreuze erbeutet, welche für die Besieger der Preußen bestimmt waren, und mit welchen sich jetzt die preußischen Reiter schmückten. Wäre die einbrechende Nacht der feindlichen Infanterie auf der Flucht nicht zu Hülfe gekommen, so würde sie ohne Zweifel dem größten Theile nach von der verfolgenden preußischen Cavallerie gefangen worden sein. Unbedeutend war der Verlust des Königs: er betrug an Todten 3 Offiziere und 162 Mann, an Verwundeten 20 Offiziere und 356 Mann. Unter letzteren befanden sich Prinz Heinrich, welcher eine Contusion am Arme erhielt, und die Generale Seydlitz und Meineke.

Die Verfolgung des Feindes, zu welcher am 6. November Morgens das preußische Heer aufbrach, blieb im Ganzen ohne großen Erfolg; denn die Fliehenden waren allzu rasch gewesen

und hatten dadurch schon einen zu bedeutenden Vorsprung gewonnen. Bald trennten sich auch beide, Reichstruppen und Franzosen und setzten in gänzlicher Auflösung die Flucht fort; jene zogen sich, des Kriegsdienstes müde, fast alle in ihre Heimath zurück, und die Franzosen, die bereits am 7. November 11 Meilen vom Schlachtfelde in Langensalza angekommen, durchzogen einem großen Theile nach hordenweise plündernd und verheerend Thüringen und das Eichsfeld, so daß der Haß des Landvolkes gegen sie öfters bis zu gewaltsamer Selbsthülfe sich steigerte.

Friedrich, damit zufrieden, daß er von dieser Seite und aus dem Westen Deutschlands her für längere Zeit einen Feind nicht zu gewärtigen habe, ließ am 7. November von weiterer Verfolgung ab und ging nach Leipzig zurück, um mit etwa 14,000 Mann nach Schlesien zu eilen, wo ihn größere Gefahren und größere Anstrengungen erwarteten. Unterdeß bewirkte der Ruf der Schlacht bei Roßbach, die, wie wir gesehen, in der Hauptsache ein Reiterkampf, eigentlich auf den Feldern von Reichardtswerben geschlagen worden, einen gewaltigen, andauernden und sehr eigenthümlichen Eindruck. Ueberall nämlich freute man sich und erging sich in lustigen und witzigen Reden über die so ganz unerwartete derbe Züchtigung der in alle Welt auseinander gesprengten Armee, in den Ländern der Besiegten fast ebenso, wie in dem Staate des Siegers. In Frankreich wurde ferner seit jener Zeit (und der einen Monat später errungene unvergleichliche Sieg bei Leuthen erhöhte die Theilnahme) die Wahrnehmung gemacht, daß man in den Gesellschaften, in den Zirkeln, auf den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris und anderwärts der Gesinnung nach mehr Preußen als Franzosen begegnete. „Die Wenigen," sagt ein französischer Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts, „welche noch am französischen Interesse Theil nahmen, durften kaum wagen, damit laut zu werden."

In Deutschland, und zwar fast bei allen Stämmen, gleichviel ob im Bunde mit Friedrich oder mit seinen Gegnern, lebte auf's Neue das Gefühl gemeinsamen Vaterlandes auf; man

betrachtete den Sieg über die Franzosen als einen Nationaltriumph, als einen Triumph über ein Volk, das ebenso sehr durch die Bethörung, als sei es das erste, gebildetste und tapferste Volk der Erde, wie durch Verachtung des deutschen Namens, des deutschen Verdienstes und Charakters, der deutschen Sprache, Sitte und Geisteskraft, zuletzt noch durch die zügellose und wilde Plünderungs- und Verheerungswuth seiner Krieger den gerechten Unwillen der gesammten deutschen Nation verdiene. Der Spott ergoß sich nicht nur über das in der Roßbacher Schlacht vorzugsweise zu Schaden gekommene französische Heer, sondern auch über das mit ihm vereint gewesene und mit ihm davongelaufene deutsche Reichsheer, und selbst Weiber hielten derbe Aeußerungen über die Offiziere desselben nicht zurück. Man hörte die Spottnamen „Reißausarmee" und „Reichströpfe"; man nahm mit Wohlgefallen das Witzwort eines Juden auf: „Der Prinz von Hildburghausen habe unter den Fürsten das allergrößte Gefolge, denn er habe ihn außer seinen gewöhnlichen Bedienten noch mit 40,000 Läufern ankommen sehen;" man frohlockte fast über den allerdings sehr bezeichnenden Druckfehler einer kaiserlichen Kundmachung, in welcher statt der Worte, daß eine eilende Reichsarmee kommen würde, zu lesen war, „daß eine e l e n d e Reichsarmee kommen würde"; in einem Soldatenliede aber hieß es:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Zur Erinnerung an den so glorreichen und fröhlichen Sieg von Roßbach zieren gegenwärtig zwei Denkmäler die beiden Janushügel. Das ältere und kleinere derselben (denn die Höhe desselben, einschließlich des Postaments, beträgt nur 9 Fuß) ließen nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 preußische Offiziere verschiedener Regimenter vom dritten (York'schen) Corps, die auf ihrem Marsche diese Gegend berührten, auf dem zu dem Dorfe Reichardtswerben gehörenden östlichen Janushügel errichten. Es bildet ein in Gußeisen ausgeführtes dreiseitiges Prisma

auf einem Postamente von Sandstein. Bei weitem größer und stattlicher (denn seine ganze Höhe beträgt 38½ Fuß, die Breite 21¾ Fuß) ist das Denkmal auf dem westlichen Janushügel, welcher von jenem 400 Schritt entfernt und in der Feldflur des Dorfes Groß-Kaina liegt. Es wurde nach den speziellen Bestimmungen und auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm IV. erbaut und umschließt ein Relief von röthlichbraunem Sandstein, welches eine auf einem dahineilenden Rosse sitzende Victoria darstellt, die mit der linken Hand eine Standarte mit dem preußischen Adler und der Umschrift nec soli cedit erfaßt, während die rechte den Lorbeerkranz hält. Angefügt ist ihm auf Kosten des Friedrich-Vereins zu Magdeburg ein Häuschen, welches einem wackeren Invaliden als Wächter des Denkmals zur Wohnstätte dient. Die feierliche Grundsteinlegung fand statt zum hundertjährigen Andenken an die Schlacht den 5. November 1857, die Enthüllung des Monuments den 5. November 1861.

Von Roßbach nach Leuthen.

So war denn endlich eine der beiden glücklichen „Fünf" errungen, im Hinblick auf welche ein berühmter Italiener sagt, daß durch Friedrich's wunderbare Thaten die Geschichte das Ansehen eines Romans gewinne. Indeß während in Folge jenes glücklichen Tages nach Westen hin seine Feinde in alle Welt zerstiebt waren, während alle Welt das Lob seines fröhlichen Sieges posaunte, und er bereits der Mann Deutschlands, ja ganz Europas zu werden begann, bekannte er selbst in Bescheidenheit, was der Wahrheit gemäß war, daß nämlich derselbe nur die Bedeutung für ihn habe, ihm von der einen Seite soviel Luft verschafft zu haben, um nach der entgegengesetzten einen andern seiner Feinde aufsuchen zu können.

Dies geschah in einem ohne Magazine, in schlechter Jahreszeit, bei großentheils schlechten Wegen, innerhalb einer für die damaligen militairischen Verhältnisse außerordentlich kurzen Zeit von Leipzig aus vollführten und bis auf den heutigen Tag bewunderten Marsche; denn auch jetzt noch gilt Friedrich den Kennern als unübertroffenes Muster im Anordnen und Leiten der Märsche. Doch trotz seiner Mühen und Sorgen bewahrte er einen in Hoffnung ruhigen, nicht selten heitern, leichten und selbst zu Scherzen geneigten Sinn. So schrieb er auf dem Wege nach Schlesien, wo, wie er wußte, ihn so große Gefahren erwarteten, an den Marquis d'Argens: „Ich habe eine entsetzliche Menge Verse gemacht, die Sie, wenn ich am Leben bleibe, im Winterquartiere sehen oder, wenn ich umkomme, erben sollen, und für den letzteren Fall habe ich schon Befehl ertheilt, sie Ihnen einzuhändigen .... Leben Sie wohl, mein lieber Marquis. Vermuthlich liegen Sie im Bette; wachsen Sie ja nicht darin an und vergessen Sie nicht darauf, daß Sie mich in den Winterquartieren besuchen sollen. Sie haben indessen noch Zeit, sich der Ruhe hinzugeben; denn bis jetzt weiß ich nicht, wo ich mit Ihnen werde zusammenkommen können. Ich habe das Schicksal des Mithridat; es fehlen mir blos zwei Söhne und eine Monima. Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Faullenzer."

Wohl hatte Friedrich Ursache, getrosten Muthes zu bleiben, da seine Lage von Tage zu Tage bedenklicher wurde; denn während seines Marsches aus Sachsen war in Schlesien die damals wichtige Festung Schweidnitz, die Schlacht bei Breslau und darauf diese Hauptstadt selbst mit höchst ansehnlichen Kriegsvorräthen für ihn verloren gegangen. Der feindliche Oberfeldherr, Prinz Karl von Lothringen, des Kaisers Bruder, hatte eine bewaffnete Linie von der Elbe bis an die Oder gezogen, hatte von Landeshut aus bis Breslau alle Gegenden in seiner Gewalt, in denen er die vortheilhaftesten Stellungen wählen konnte. Sein Kriegsheer, zwischen 80,000 und 90,000 Mann stark, war aus versuchten, seit der Mitte des Jahres siegreichen und mit Muth erfüllten Soldaten zusammengesetzt, von denen besonders über

das vortreffliche Grenadiercorps selbst Friedrich hohe Achtung auszusprechen sich gedrungen fühlte, und zählte in seiner Mitte fast alle Führer, welche bei ihm in großem Rufe oder in großem Zutrauen standen. Gegen eine solche Kriegsmacht, meinte man in ihrem Lager, werde der König von Preußen in der späten und rauhen Jahreszeit mit einer Handvoll Leute nichts mehr zu unternehmen wagen; und thue er es, so werde diese „Potsdamer, diese Berliner Wachtparade für sie ein Frühstück sein, mit dem sie bald fertig werden würden." Auf diese Weise schien das österreichische Heer bereits einem gar behaglichen Sicherheitsschlummer und, wie ein Mitglied desselben bemerkt, dem süßen Traume hingegeben zu sein, Schlesien für ihre unzweifelhafte Eroberung zu halten, in der sie sich einer bequemen und erquickenden Winterruhe erfreuen würden.

Aber die im Uebermuth ihrer Siegesgewißheit so sprachen und handelten, machten die Rechnung ohne den Wirth. Friedrich hatte ihnen eine andere Rechnung zugedacht. „Angreifen müsse und angreifen wolle er die Oestereicher, auch wenn sie auf den Kirchthürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberge ständen." So sprach er, als er das Häuflein seiner Roßbacher Siegesgefährten bis Parchwitz an der Katzbach, wo er mit ihnen am 28. November anlangte, vorgeführt, hier die Ueberreste der bei Breslau geschlagenen schlesischen Armee, die entmuthigt, trübsinnig und in übler Verfassung auf dem rechten Oderufer von Breslau nach Glogau und von da unter Zietens treuer Führung ihm zugezogen, mit ihnen vereinigt und so die ganze ihm zu Gebote stehende Streitmacht auf wenig über 32,000 Mann gebracht hatte. Er hielt eine baldige Entscheidung durch eine Schlacht und die Vertreibung des Feindes aus Schlesien für durchaus nöthig, wollte er sich nicht entschließen, diese Provinz für immer zu verlieren. Er hatte daher nur die Wahl zwischen baldigem Siege und baldigem Untergange, und dieses Gebot der schlichten Nothwendigkeit, dieser Drang einer äußersten Lage bestimmte ihn zu dem unabänderlich festen Entschlusse eines unverzüglichen Angriffes auf den wohlgerüsteten, an Zahl ihm fast

dreimal überlegenen und überdies durch eine starke Stellung gedeckten Feind. Er war sich bewußt, daß er nur retten und behaupten wolle, was ihm öffentlich als Eigenthum zuerkannt worden; vermochte er das nicht, so konnte fortan das Leben nur dunkle Stunden ihm bieten. Für diesen Fall hatte er die Rechnung mit der Welt abgeschlossen; er athmete dadurch leichter und blickte unbefangener, dann und wann sogar heiter um sich. Wie ganz anders zeigt sich hier Friedrich in der Zeit seines jetzigen kühnen Vorhabens, dessen Gefahren auch die ruhigsten und beherztesten seiner Offiziere nicht ohne bange Gefühle erwogen, als im Frühjahre nach dem Prager Siege! Nichts von jenen vorgefaßten Meinungen starren Eigensinns und, bei aller Strenge gegen Fehler der Einsicht wie gegen Schwächen des Willens, von jenem unbegründeten Mißtrauen und jener verletzenden Schroffheit gegen hochgestellte und verdiente Offiziere, wie in den Tagen zwischen dem genannten Siege und der Niederlage von Kolin! Die bald nach dieser schnell auf einander folgenden Unglücksschläge hatten bei ihm eine außerordentliche Energie geweckt; sie trafen ihn zuletzt nicht mehr so empfindlich, wie bei jener ersten Prüfung, und der Name Roßbach, der in Jedermanns Munde war, erinnerte noch in aller Frische daran, daß auch das Glück wiederkehre, wenn er nur selbst es nicht durch übelangebrachte Laune von sich stoße.

Somit erwärmte er sich zwar an Siegeshoffnung, er rechnete mit gutem Grunde für den entscheidenden Augenblick auf sein Talent, auf die Geschicklichkeit und Hingebung seiner Offiziere, auf den Muth und die Disciplin seiner Truppen; er rechnete auch darauf, daß der Feind, dessen Eigenthümlichkeit er mehr und mehr kennen gelernt, und der eben erst in der nächsten Vergangenheit das Zweckmäßigste, was er zur Behauptung Schlesiens hätte thun können, nämlich ihm den Uebergang über die Katzbach und die Vereinigung mit der schlesischen Armee streitig zu machen, unterlassen hatte, auch in der nächsten Zukunft Blößen geben würde, die er zu seinem Vortheil benutzen könnte; — aber mit der Größe der Gefahr wuchs auch seine Geistesanstrengung, und

mit seinem Muthe hielt gleichen Schritt seine in der verzweifelten Lage doppelt rührige, von jedem Blendwerk einer mit Verachtung des Feindes verbundenen Selbstüberhebung freie Vorsicht, die nach allen Seiten hin Erwägungen und Berechnungen anstellte. „Uebermorgen werde ich," schrieb er den 1. Dezember von Parchwitz an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, nach Leipzig, „geradezu gegen den Feind aufbrechen, um ihn in seinem Posten hinter Lissa anzugreifen, was den 4ten oder 5ten oder 6ten dieses Monats geschehen wird. Wir werden ihn mit ebensoviel Nachdruck und Lebendigkeit als Vorsicht und zweckmäßiger Anordnung angreifen, und ich schmeichle mir, daß wir unter dem Beistande des Himmels ihn werfen werden."

Während seines Aufenthaltes zu Parchwitz war Friedrich vor Allem darauf bedacht, für Erkräftigung des Geistes wie des Körpers besonders bei den durch Zieten ihm zugeführten Truppentheilen der schlesischen Armee zu sorgen. Sogar der Wein wurde als Hülfsquelle benutzt, die niedergedrückten Gemüther wieder aufzurichten. Genug, er erschöpfte, wie er selbst gesteht, alle Mittel, welche die Einbildungskraft nur immer darbot und die Zeit gestattete, um bei den Truppen jenes Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches die Hoffnung auf Sieg eitel ist. Und so wendete er in jenen Tagen auch eine Gabe an, von der er, in wie vollem Maße er damit ausgerüstet war, doch nur in sehr seltenen Fällen Gebrauch machte. Mit dem Zauber seiner Redegabe zur Aufmunterung der Krieger, durch den er einst die Berliner Regimenter zum Wagniß der Eroberung Schlesiens mit sich fortgerissen, wollte er jetzt seine kleine Armee zur Rettung dieses Landes begeistern; er wollte sie von der Nothwendigkeit, das Alleräußerste zu wagen und das Allerschwerste zu vollführen (denn noch stand damals, wie er wußte, der ohnehin ihm an Zahl so überlegene Feind in dem stark befestigten Lager an dem kleinen Fluß Lohe zwischen Lissa und Breslau), überzeugen und ihren Eifer für seine Person und für das Vaterland auf eine unüberwindliche Höhe treiben. Daher ließ er in einer der späteren Nachmittagsstunden des 3. Dezember im Hauptquartiere zu

Parchwitz (nicht, wie früher fast allgemein angenommen wurde, am 4. Dezember zu Neumarkt oder am Schlachttage selbst, am 5. Dezember, bei einer Birke westlich von Leuthen) die Generale und Stabsoffiziere zu sich rufen und redete sie, dem Hauptinhalte nach, folgendermaßen an:

„Ihnen, meine Herren, ist bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Breslau's zu bemächtigen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlichen Kriegsvorräthe sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an Dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher in dem Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auf-

tritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Hier hielt Friedrich inne, wie wenn er Zeit zum Ueberlegen und zu freiwilligem Ausscheiden gewähren wollte. Die Zuhörer beobachteten eine heilige Stille, während welcher bei nicht wenigen Thränen ehrfurchtsvoller Rührung und begeisterter Vaterlandsliebe sichtbar wurden; nur der tapfere Major Billerbeck konnte sich in Beziehung auf den letzten Satz des königlichen Redners nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Ja das müßte ein infamer Hundsfott sein; nun wäre es Zeit!" — Friedrich fuhr mit freundlichem Lächeln also fort:

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

So lange, bemerkt hier der Verfasser der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, von Retzow, der entweder als Adjutant seines anwesenden Vaters, des Generals von Retzow, die Rede selbst mit angehört oder von Letzterem den Inhalt derselben vernommen, hatte Friedrich II. in dem Tone der Ueberzeugung geredet, um den Enthusiasmus seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König und kündigte die Strafen an, die er über Diejenigen verhängen wollte, die ihre Schuldigkeit verabsäumen würden.

„Das Regiment Cavallerie," sagte er, „welches nicht gleich,

wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnison-Regiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

„So verstand," fügt hier von Retzow hinzu, „der große König die seltene Kunst, zu einer und eben derselben Zeit Zutrauen zu erwecken und Gehorsam einzuprägen. Seine Beredtsamkeit und ein gewisser gemessener Ausdruck, den er auf seine Reden zu legen wußte, waren so hinreißend, daß — ich will es kühn behaupten — auch der rohste, gefühlloseste Mensch, ja selbst Derjenige, der mit ihm unzufrieden zu sein gegründete Ursache haben mochte, enthusiastisch für ihn werden mußte, wenn er Friedrich so aus dem Herzen reden hörte."

Und daß er vorzugsweise bei dieser Gelegenheit so aus dem Herzen und zum Herzen redete, ist uns zwar aus dem Vorstehenden schon klar geworden; doch wollen wir nicht unterlassen, uns die Kraft der eigenthümlichen Weihe, die über seine Ansprache ausgegossen war, vollständig durch die Worte des Dichters (Scherenberg) zu veranschaulichen, der, hier in Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Wahrheit, darüber in seinem Gedichte „Leuthen" also sich ausspricht:

„Und Alles, was noch drinnen und draußen an ihm war:
Sein seelenvoller Ausdruck, sein sturmgebleichtes Haar,
Sein Haupt gebeugt vor Jahren von Fürstensorg' und Leid
Und jenem Weltgewichte, zu tragen seine Zeit;
Sein gutes Recht der Nothwehr, sein rührend Löwenloos,
Daß Alle über Einen, wodurch allein er groß;
Die heil'ge Erde seiner Siege, auf der er stand,
Die Boden und Geschichte zum Worte gab und Pfand,
Die jene duft'ge Blume Erinnerung darum flocht;
Sein ehrlicher Lorbeer, den er sich selbst erfocht;
Die Mahlzeit, Hunger und Durst, die Lager, Hitz' und Frost,
Mit allen den Strapazen, die ganze Campagnekost,
Die redlich er getheilet mit Jedem aus dem Hauf',

Seit Alle sie verbrüdert die große Feuertauf',
Und Alles, was er drüber allein getragen hat,
Das aus des Lebens Grabschrift, den Zügen hart und satt,
Erzählt um so beredter, je mehr er davon still,
Je mehr ein mühsam Lächeln das Grab verhehlen will;
Das Alles, Alles, des Unglücks ganze Majestät,
Das Alles hielt zusammen an sie des Königs Red'."

Friedrich begnügte sich nicht mit der Ansprache an seine höheren Offiziere; vielmehr ritt er darauf am Abende in das Lager und unterhielt sich nun mit dem gemeinen Mann in populären Worten. Er traf zuerst auf die Gardes du Corps, die ihm in gewohnter Weise einen guten Abend wünschten. Er erwiderte ihn heiter, und als einige der alten Krieger, an ihn herankommend, in treuherziger Vertraulichkeit fragten: Was bringst Du uns noch so spät? antwortete er: „Eine gute Nachricht, Kinder, Ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen!" — Das soll gewiß geschehen, versicherten sie mit einem derben Soldatenschwur. — „Aber bedenkt nur, wo sie dort stehen, und wie sie verschanzt sind!" — Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch heraus, führ' Du uns nur hin. — „Nun, ich werde sehen, was Ihr könnt, legt Euch nieder und schlaft wohl!" — Gute Nacht, Fritz! rief ihm Alles nach. — Und so unterhielt er sich, an der ganzen Linie des Lagers hinunterreitend, mit jedem Regiment. Einem Pommerschen (damals von Manteuffel, das den Ruf unbesiegbaren Heldenmuthes den zweiten Tag darauf in der Leuthener Schlacht auf's Neue bewähren sollte) rief er zu: „Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark, als wir!" Das laß Du nur gut sein, antworteten die Soldaten, es sind doch keine Pommern darunter. Du weißt ja wohl, was die können. — „Ja freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl, morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle todt." — Ja, wiederholte das ganze Regiment, todt oder die Feinde geschlagen!

Die Rede des Königs an die höheren Offiziere und diese Unterhaltungen mit dem gemeinen Mann, von den Hörern mit

dem größten Eifer weiter verbreitet, übten eine bezaubernde Macht aus. Dieselbe zeigte sich noch an jenem Abende in dem lauten Jubel und in der Begeisterung, die bald durch das ganze Lager herrschte, und wohl selten mag in einem Kriegslager eine so hohe und so freudige Spannung der Kräfte eingetreten sein, wie sie hier sichtbar wurde. „Die alten Krieger," sagt der schon erwähnte Augenzeuge von Retzow, „die so manche Schlacht unter Friedrich II. gewonnen hatten, reichten sich wechselseitig die Hände, versprachen einander treulich beizustehen und beschworen die jungen Leute, den Feind nicht zu scheuen, vielmehr seines Widerstandes ungeachtet ihm dreist unter die Augen zu treten." — „Alle Vorstellungen der Gefahr," bemerkt ein anderer Augenzeuge, der später zu hohen militairischen Stellungen und als militairischer Schriftsteller zu weit verbreitetem Rufe gelangte von Tempelhoff, der damals als Bombardier im preußischen Heere diente, „verschwanden, und ein gewisses inneres, Sieg versprechendes Gefühl trat an ihre Stelle. Wenn man den Zustand der preußischen Armee untersucht, so ist es nicht schwer, sich zu überzeugen, daß der König den Feind schlagen werde, wo er ihn träfe. Sie bestand bis auf einige wenige aus lauter Landeskindern; denn die Ausländer waren größtentheils desertirt, und was davon noch übrig war, hatte den Charakter der Nation angenommen. Eine vorzügliche Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande war ein Hauptzug in demselben; und wenn ein Volk den Spartanern und Römern gleichgekommen ist, so waren es gewiß die damaligen Preußen. Bei dieser Denkungsart schien es, daß unter der Anführung ihres Königs der Sieg vor ihnen hergehen müsse." —

Friedrich benutzte unverzüglich die kampflustige Stimmung seines Heeres. Sogleich am folgenden Morgen ließ er es gegen den Feind aufbrechen, und obwohl erst der 5. Dezember die große Entscheidung brachte, so ward doch schon am 4ten ein Erfolg errungen, der von guter Vorbedeutung für diese war. Es gelang nämlich unter des Königs unmittelbarer Führung dem aus Husaren bestehenden Vortrabe, durch einen kühnen und listigen Angriff die von den Kroaten besetzte Stadt Neumarkt und die

jenseits gelegene Höhe zu gewinnen, welche bereits für die kaiserliche Armee, die an demselben Tage ihren festen Posten bei Breslau verlassen, zum Lager ausersehen war.

Bei Leuthen den 5. Dezember 1757. Friedrich als Ueberwinder des Feindes und seiner selbst.

Die Abends am 4. Dezember zu Neumarkt ihm zugekommene sichere Nachricht, daß das große feindliche Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Daun nicht blos aus seinem Lager bei Breslau und über den kleinen Fluß Lohe, sondern, um ihn anzugreifen, bereits bis über die Weistritz (das Schweidnitzer Wasser) vorgerückt sei, und daß dasselbe eine Strecke diesseits des letztgenannten Flußes stehe, erfüllte den König mit großer Freude; denn er wußte es jetzt in einer Stellung, die sein Unternehmen ungemein erleichterte. Lächelnd äußerte er in dem Zimmer, wo er die Parole ausgeben wollte, zu dem jungen Prinzen Franz von Braunschweig, den er lieb hatte: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen."

Sofort traf er auch die nöthigen Vorkehrungen und unterhielt die entsprechende Seelenstimmung, um sich, so viel an ihm lag, auf alle Weise den Erfolg zu sichern; daher, damit er dem feindlichen Oberfeldherrn zuvorkomme, am 5. Dezember schon früh um 4 Uhr Aufbruch seines etwa aus 32,000 Mann bestehenden Heeres weiter gegen Breslau hin; daher ferner die rücksichtsvolle, aus religiöser Regung hervorgegangene Schonung gegen seine Soldaten, als diese die erforderlich scheinende Stille des Marsches unterbrachen und unter Begleitung der Feldmusik als

frommen Morgengesang aus dem Liede: „O Gott, Du frommer Gott“ einige Verse anstimmten. „Meint Er nicht“, äußerte er vorn am Vortrabe zu Zieten, „daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?“ Daher ferner an dem feuchten und dunklen Morgen unter umsichtiger Deckung rascher Angriff und siegreiche Zurückwerfung der feindlichen Vorhut, jener drei tapferen sächsischen Reiterregimenter unter dem Grafen von Nostitz, welche am 18. Juni bei Kolin die Wendung der Schlacht zum Unglück für die Preußen auf so unerwartete und mörderische Weise hauptsächlich mit herbeigeführt hatten; daher darauf das ununterbrochene geregelte Vorwärts des Gros der Armee bis kaum eine halbe Meile von der österreichischen Schlachtlinie und, nachdem Friedrich diese auf einem Hügel südlich von dem Dorfe Heidau, höchst wahrscheinlich auf dem sogenannten Scheuberge, demselben, wo jetzt das Siegesdenkmal steht (eine 11 Fuß hohe, echt vergoldete Victoria auf einer 53 Fuß hohen römischen Säule von Granit), recognoscirt hatte, sofortige Rechtsschiebung seiner Truppen unter dem Schutze der Hügelreihe zwischen den Dörfern Borne, Radaxdorf und Lobetinz. Es galt, sagt er selbst, seine ganze Truppenmasse gegen die linke Flanke des kaiserlichen Heeres zu werfen, die größten Anstrengungen mit seinem rechten Flügel zu machen und seinen linken mit soviel Vorsicht zu verweigern, daß nicht ähnliche Fehler zu befürchten seien, wie die, welche in der Schlacht bei Prag vorfielen, und welche den Verlust der Schlacht bei Kolin berbeiführten. „Das Auge des gewöhnlichen Beobachters,“ bemerkt ein kenntnißreicher und unbefangener Beurtheiler aus dem damaligen österreichischen Heere, „würde eine Linie gutgewaffneter Krieger, die von Nippern aus bis an das Schweidnitzer Wasser eine Strecke Landes von mehr als einer deutschen Meile innehatte, furchtbar gefunden haben. Auf Friedrich's sieggewohntes Auge mußte dieser über alles Verhältniß weit ausgedehnte Körper eine ganz andere Wirkung hervorbringen, weil er sogleich einsah, daß er den Koloß leicht umstürzen würde, wenn es ihm glückte, ihn auf einer seiner Flanken zu untergraben.“

In dieser Schau erprobte Friedrich auf die glänzendste Weise an sich selber jene Eigenschaft, die er in seinem so berühmt gewordenen Unterricht für die Generale seiner Armee bei den Feldherren ganz besonders beansprucht, nämlich „sogleich im ersten Moment alle Vortheile zu beurtheilen, welche man von einem Terrain haben kann."

Welcher Art war nun jenes Terrain, das sich ihm am Morgen des 5. Dezember für eine entscheidende That darbot?

Das Schlachtfeld von Leuthen, etwa 2—2¾ Meile westlich von Breslau gelegen, umfaßt, im weitesten Sinne genommen, einen Oberflächenabschnitt, der in der Längenausdehnung von Osten nach Westen ungefähr 1¼ Meile und in der Breiteausdehnung von Süden nach Norden ungefähr eine Meile einnimmt. Derselbe gehört keineswegs zu den ganz flachen Gegenden des schlesischen Tieflandes, etwa wie die nördlich benachbarte Oder-Niederung oder der östlich anliegende Landstrich zwischen dem Burgflecken Lissa und der Hauptstadt; vielmehr steigt in ihm nicht nur der Boden im Ganzen höher an, sondern es finden sich auch auf demselben eine Menge bald stärkerer, bald geringerer, bald längerer, bald kürzerer Erhebungen, zwischen denen dann und wann theils engere, theils weitere muldenartige Vertiefungen liegen. Am bedeutendsten und zusammenhängendsten zeigen sich jene Erhebungen im äußersten Westen und Süden, dort in der schon erwähnten Hügelreihe südlich von dem Dorfe Borne an, die, wenn man auf ihr selbst sie beobachtet, bei der Breite ihres ungleichen Rückens fast in der Form einer kleinen welligen Hochebene sich darstellt, hier hinter den Dörfern Radaxdorf und Lobetienz in mehreren ansehnlichen Hügelkuppen und, an der östlichen Ecke der Westseite, in dem Kieferberge bei Sagschütz, jener Höhe, mit deren Erstürmung durch die Preußen die Schlacht des 5. Dezembers ihren Anfang nahm.

Im Ganzen bietet diese Gegend den Anblick offener, zu reichlichem Getreidebau benutzter Feldfluren dar, die nur theilweise auf der Nordseite und noch mehr in der Nähe der Ostgrenze (also gegen Lissa und das Schweidnitzer Wasser oder die

Weistritz hin) von Gehölzen und Gebüschen unterbrochen werden. Die Mitte, besonders zwischen den hochgelegenen Dörfern Frobelwitz und Leuthen, ist von dergleichen ganz frei. Dies war größtentheils auch der Fall zur Zeit der Schlacht, wie denn überhaupt, wenn man von dem Zuwachs und der Verschönerung einiger Dörfer und der Austrocknung einer Zahl Sumpfstellen in den kessel- und muldenartigen Vertiefungen des wellenförmigen Terrains absieht, eine Vergleichung des jetzigen Anblicks der Gegend mit den karthographischen Darstellungen derselben aus den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nur unbedeutende Veränderungen gegen damals ergiebt.

In ihr stellte der kaiserliche Oberfeldherr in den Frühstunden des 5. Dezember zwischen den Dörfern Gohlau, Sagschütz und Nippern (der Raum von Norden nach Süden betrug über eine Meile) sein stattliches, an 80,000 bis 90,000 Mann starkes Heer so auf, daß von dem Hauptheile desselben nach der damals gewöhnlichen Methode die Infanterie in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel zu stehen kam. Letztere wurden jeder noch durch ein besonderes Flankencorps verlängert und gedeckt. Während die Infanterie in zwei Treffen, vor deren Front in west-östlicher Erstreckung die mit Grenadier Compagnieen besetzten Dörfer Frobelwitz und Leuthen lagen, freies Schußfeld und freie Uebersicht über das Vorterrain hatte, war der rechte Flügel nebst Flanke theilweise durch einen Busch verdeckt, theilweise auch, besonders näher an Nippern, durch einen Bach mit sumpfigen Rändern, durch Teiche und Brüche gegen Anlauf und Umgehung geschützt. Nicht minder war am äußersten linken Flügel durch den damals sehr umfassenden Mittelteich von Gohlau, durch Gräben, Sumpfstellen und Gehölze der Zugang mit keineswegs unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden.

Man kann nicht sagen, daß die Aufstellung des österreichischen Heeres in der erwähnten Gegend eine von Seiten des Oberfeldherrn in vollfreier Selbstbestimmung genommene, eine ausgewählte Position gewesen sei; denn wiewohl er mit dem entschiedenen Willen, gegen den aus Sachsen nach Schlesien

vorgedrungenen König angriffsweise zu verfahren, das Lager bei Breslau verlassen hatte; so war doch in Folge der am Nachmittage des 4. Dezembers zu ihm gelangten Nachricht von der unerwarteten Nähe des gefürchteten Gegners sein früheres Selbstbewußtsein und Sicherheitsgefühl in dem Grade gesunken, daß er die begonnene Offensiv-Bewegung nicht weiter fortsetzen wollte. Es würde mit der Waffenehre seines kampfbegierigen und seit dem 18. Juni siegreichen Heeres wenig verträglich gewesen sein, dasselbe sogleich wieder hinter die Weistritz zurückzuführen; vielmehr erwartete er die Schlacht, statt sie entgegentragend dem Feinde gewissermaßen aufzudringen, und zwar wollte er sie zur Stelle annehmen. Um dies aber mit dem Gefühl der Sicherheit thun zu können, mußte zuvor die Stellung, in deren Nähe man sich am Abend des 4. Dezembers bei dem bisherigen Vorwärtsmarsche eben befand, früh am 5. Dezember ohne Zeitverlust überhaupt erst eingenommen werden; denn es war in Betracht der damaligen Schwerfälligkeit der ganzen Kriegsmaschine überaus gefährlich, von dem Gegner bereits in dem Momente der Entwickelung, des Aufmarsches, der Einordnung der Truppen in die Schlachtfront unterbrochen zu werden.

Daß sich Friedrich für den Angriff des linken feindlichen Flügels entschied, stellte, abgesehen von anderen Rücksichten (vergl. meine Arbeit „der Tag von Leuthen" 3te Ausgabe S. 71), im Falle des Gelingens einen ganz zweifellos überwiegenden Vortheil im Verhältnisse zu einem Angriffe auf den rechten Flügel in Aussicht; denn der einzig mögliche Rückzugspunkt der Oesterreicher lag in der Verlängerung ihres linken Flügels; durch des Königs Maaßnahmen aber wurden sie von der geraden Linie auf diesen Punkt, d. h. auf Schweidnitz, abgeschnitten, und sie konnten dann, wie auch später wirklich geschah, die Rückzugslinie nur mit der äußersten Noth und Anstrengung auf dem Umwege über Breslau zu gewinnen trachten.

Also wohl war der kurze Moment Friedrich's auf dem Hügel bei Heidau ein bedeutungsvoller; denn mit des taktischen und strategischen Künstlers Auge sah er, wie der Dichter sich

äußert, auf des Gegners Bau und faßte schnell zusammen in einen Blick die Schau.

Und was er richtig erschaut, gelang auch in der Ausführung. Es gelang durch die einsichtsvolle wechselseitige Unterstützung und opferfreudige Hingebung seiner Generale und Offiziere, durch die Disciplin und Manövrirfertigkeit seiner begeisterten Truppen, durch die Täuschung und Ungewißheit der Gegner über seine Absicht, womit manche fehlerhafte Vorkehrungen verbunden waren, die dann wieder andere Uebelstände nach sich ziehen mußten, und durch seine richtige Wahrscheinlichkeitsberechnung bezüglich derselben, die er sich mit gutem Grunde erlauben konnte in Rücksicht darauf, was er von Anstalten zur Schlacht soeben bei ihnen mit eigenen Augen gesehen, und auch darauf, wie er sie früher fast bei allen Gelegenheiten in der Langsamkeit und Unbehülflichkeit ihrer Bewegungen kennen gelernt hatte.

So geschah es, daß die Erfüllung der beiden Bedingungen zum Siege ermöglicht wurde, nämlich die linke Flanke des Gegners zu gewinnen, ohne daß letzterer lange zuvor über diese Absicht zur Gewißheit kam, und dann schnell die Angriffslinie zu bilden nach der einfachen Methode Friedrich's, d. h. durch einen einfachen Marsch vorwärts in schiefer oder schräger Schlachtordnung, und zwar an jenem Tage mit halbrechts in Echelons oder in stufenweise unter einem bestimmten Abstande aufeinander folgenden Abtheilungen; denn so bereitete er dem Feinde die unerwartete und schon hierdurch mit verwirrender Kraft auf ihn einwirkende Gefahr, an dem einen Ende seiner Aufstellung durch eine Masse von Kräften angegriffen zu werden, denen er nicht lange würde widerstehen können, indem ja der König nicht allein diesen äußersten Theil des angegriffenen Flügels durch den allmäligen Andrang der ganzen preußischen Linie übermäßig belastete, sondern auch des Gegners Flanke fortwährend überflügelte und seine Aufstellung im Rücken faßte, ohne daß für denselben Zeit vorhanden war, an dem angegriffenen Punkte dem Mangel an Kräften durch erst herbeizuziehende Truppen abzuhelfen und so der immer weiter vorwärts schreitenden Auf-

rollung seiner erschütterten und verwirrten Linie mit Erfolg entgegenzutreten.

Und dieses auf Seiten der Preußen bei ruhigem Heldenmuthe im ganzen Verlauf der Kampfesanstrengung wahrhaft kunstmäßige Ineinandergreifen und Zusammentreffen der verschiedenen Führer und Waffengattungen nach einem Ziele hin und die selbst bis zur größten Zufriedenheit des strengen Meisters gelungene Ausführung seiner Schlachtidee, kurz, die Unterstützung des Feldherrn durch die Armee nicht minder als der Armee durch den Feldherrn war es auch, welche vorzüglich dazu beitrug, der schiefen Schlachtordnung Friedrich's seit der Schlacht von Leuthen, die gleichsam das Resultat aller früheren Erfahrungen war, einen so allgemeinen Ruf zu verschaffen, der dann, gleich wie manches geniale Kunstwerk des Friedens, eine Menge geistloser Nachahmer und seltsame Fehlgeburten zur Folge hatte; „denn", sagt Scharnhorst, „nur in der individuellen Lage, in der Friedrich sich befand, nur bei dem Verhältnisse der Ausbildung der Taktik in den gegenseitigen Heeren, nur bei dem System, welches die feindlichen Feldherren befolgten, nur in der verzweifelten Lage, in der der König war, waren jene Maßregeln, jene Anordnungen vortheilhaft angewandt. In anderen Lagen und Verhältnissen erfordern sie Abänderungen, Modificationen, neue Combinationen, Hülfsmittel und Erfindungen, wenn man sich gleiche Erfolge versprechen will."

Veranschaulichen wir uns jetzt in den Hauptzügen kurz den Verlauf des gewaltigen Ereignisses, dessen möglichst vollständige Veranschaulichung ich dem Publikum in meiner Schrift „der Tag von Leuthen" (S. 92—117 der 3. Ausgabe) vorgelegt habe. Als die preußische Armee von Borne aus ½ Meile weit ihren Marsch rechts oder südlich hin fortgesetzt und darauf an den Höhen hinter den Dörfern Radaxdorf und Lobetinz, nun schon dem äußersten linken Flügel des Feindes gegenüber sich befindend, eine fast östliche Richtung gegen das Dorf Schriegwitz eingeschlagen hatte, war sie den bei Sagschütz stehenden Völkern des hier kommandirenden Banus Grafen Nadasdy, der uns schon

von der Koliner Schlacht her bekannt ist, bis auf ¼ Meile nahe gekommen. Sie mußte daher einschwenken und hatte nun folgende Stellung: die Cavallerie des rechten Flügels unter Zieten (43 Eskadronen) stand östlich von Schriegwitz, die beiden Infanterie-Treffen von Schriegwitz bis hinter Lobetinz, hinter ihnen die Cavallerie-Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg (25 Escadronen) und auf dem linken Flügel 40 Escadronen unter dem Generallieutenant von Driesen, Radaxdorf vor der Front. In Uebereinstimmung mit seiner Absicht, in schräger Schlachtordnung anzugreifen, hatte Friedrich dem rechten Flügel, welchen Fürst Moritz von Dessau befehligte, noch 9 Bataillone der Avantgarde als verstärkenden selbstständigen Truppenkörper zuertheilt, und zwar so, daß jetzt nach dem Einschwenken 6 Bataillone bei der Cavallerie die rechte Flanke bildeten, während die übrigen 3 Bataillone unter dem Generalmajor von Wedell vor dem ersten Treffen der Infanterie standen, neben sich eine Batterie von 10 schweren Zwölfpfündern.

Es war bereits 1 Uhr, als Wedell, unterstützt von eben dieser schweren Artillerie, mit seinen 3 Bataillonen gegen den Kieferberg von Sagschütz den Angriff begann, und als fast gleichzeitig die 6 anderen Bataillone der Avantgarde in den Kampf verwickelt wurden, indem Nadasdy gegen die Kavallerie des rechten preußischen Flügels hervorbrach. Die muthige und unerschrockene Haltung der Avantgarde erzielte an beiden Stellen eine vollständige Wirkung. Die würtembergischen Hülfstruppen des östeereichischen Heeres, welchen der Posten des Kieferberges anvertraut war, liefen nach einigen Salven bei der Erstürmung desselben durch die 3 Bataillone davon, und Nadasdy's Reiter mußten sich in größter Ueberstürzung vor dem wirksamen Feuer der 6 Flanken-Bataillone zurückziehen, das auch die Besatzung eines rechts vorwärts liegenden Busches (des Kaulbusches) vertrieb, welche die Angriffe der Kavallerie Zietens zu gefährden die Bestimmung hatte. Ebenso schnell und glücklich ging darauf die Eroberung einer weiter östlich auf einem Hügel postirten Batterie von 14 Kanonen von statten, um welche sich die fliehen-

den würtembergischen Bataillone, vermehrt durch Landsleute und die in ihrer Nachbarschaft aufgestellten baierischen Hülfstruppen, gedrängt hatten. Sowohl hier, wie weiter rückwärts abermals geworfen, flohen sie theils gegen Leuthen zu, theils über Gohlau hinaus, um hinter der österreichischen Reiterei Schutz und Aufnahme zu suchen, die sich hierher zurückgezogen und keinen Angriff auf das preußische Fußvolk gemacht hatte, obwohl sie dazu die Gelegenheit hätte wahrnehmen können und müssen.

Gegen diese aus Dragonern bestehende Cavallerie führte nun Zieten seine Regimenter vor, nachdem er sich mit großer Mühe durch das durchschnittene Terrain zwischen Sagschütz und dem Mittelteiche von Gohlau hindurchgearbeitet hatte; aber jetzt stellten ihm zwei Gräben neue Terrainhindernisse entgegen, so daß der gemeinschaftliche Chok unterbrochen wurde. Indeß wiewohl der Erfolg dadurch einige Augenblicke zweifelhaft blieb, wurde die österreichische Cavallerie doch mit namhaftem Verlust geworfen und wich allmälig bis in die Nähe von Lissa zurück. Sie war für den ferneren Verlauf der Schlacht verloren. Indem mit ihr auch die Infanterie Nadasdy's auseinandergesprengt worden, war eigentlich der linke Flügel der Oesterreicher durch die Avantgarde und durch die Reiterei des rechten Flügels der Preußen total geschlagen, — gewiß für diese eine rasche und glänzende Einleitung zur Schlacht. Zieten vereinigte wieder seine Regimenter in der Nähe des zu den Dörfern Leuthen und Rathen gehörenden Busches, und die 9 Infanterie-Bataillone schlossen sich dem rechten Flügel der unterdeß mit halbrechts avancirten Armee an. Durch das energische Eingreifen desselben unter dem Fürsten Moritz von Dessau, der sich besonders an diesem Tage als einsichtsvoller und rastlos thätiger Führer erprobte, geriethen denn auch bald die dem Nadasdy'schen Corps zu Hülfe beorderten kaiserlichen Truppen in große Bedrängniß; denn dieselben hatten meist zu weit entfernt gestanden; sie kamen jetzt fast alle zu spät und außer Athem an. Unmöglich konnte demnach der Aufmarsch so ermüdeter Mannschaften in der Nähe eines planvoll geführten und trefflich eingeübten Feindes, der,

bereits in formirter Linie, von der Front und in den Flanken sie faßte, irgendwie gelingen; daher sie denn auch, sowie sie ankamen, zurückgeschlagen und beinahe blos durch die Kanonade brigadenweise auf einander geworfen wurden.

Während einerseits die geworfenen Abtheilungen des linken österreichischen Flügels gegen das Dorf Leuthen zurückwichen, und andrerseits von dem kaiserlichen Oberfeldherrn auch der rechte Flügel gegen dasselbe weiter vorgezogen wurde, um eine wenigstens einigermaßen frontale Stellung gegen die Angriffslinie der Preußen zu erstreben, gab der König, indem er die Cavallerie des linken Flügels noch bei Radaxdorf zurückhalten ließ, seinen beiden Infanterie-Treffen gleichfalls die Richtung auf Leuthen, um es anzugreifen; denn man konnte das Zusammendrängen der österreichischen Massen, unter denen durch das Ueberraschende und Energische der Anstalten des Gegners bereits Verwirrung einzureißen begonnen hatte, nach jenem Punkt hin auf preußischer Seite unschwer wahrnehmen. Die beiden Treffen avancirten in der vorzüglichsten Ordnung gegen Leuthen, das in der ansehnlichen Länge von 1800 Schritt vor ihnen lag, und hatten nun vor, in und hinter diesem Dorfe einen heißen und mörderischen Kampf zu bestehen. Insbesondere kostete in dem Dorfe selbst viele Menschenleben das heldenmüthige Ringen um den katholischen Kirchhof, der mit zahlreichen und darunter mit Kern-Truppen besetzt war, und dessen erhöhte Lage und starke Mauer den Vertheidigern Schutz gewährte. Allein mit der Eroberung des Dorfes war die Entscheidung noch nicht herbeigeführt; denn die daraus vertriebenen Oesterreicher setzten sich nördlich in der Nähe desselben wieder; eine zahlreiche Artillerie und frische Truppen, die bis jetzt an der Schlacht noch nicht Theil genommen hatten, standen hier zur Hülfe bereit und wurden theilweise durch ein etwas erhöhtes Terrain und einige tiefgehende Gräben gegen die aus dem Dorfe vorrückenden Preußen unterstützt, so daß letztere eine halbe Stunde hindurch nicht im Stande waren, weitere Fortschritte zu machen.

Eine verhängnißvolle halbe Stunde! denn die preußischen

Bataillone waren in dem ungewohnten Gefechtsterrain innerhalb Leuthens auseinandergekommen; auch hatten die bereits erlittenen Verluste nicht unbedeutende Oeffnungen im ersten Treffen verursacht, und es schien, bevor diese nicht mit frischen Truppen aus dem zweiten Treffen und vom linken Flügel ausgefüllt würden, schlechterdings unmöglich, die Schlacht der vollen Entscheidung näher zu führen. So kam ein Bataillon nach dem andern und endlich der ganze linke Flügel, der dem ursprünglichen Schlachtentwurfe gemäß versagt bleiben sollte, in den Bereich des Treffens, so daß aus dem früheren schiefen Angriffe ein frontaler wurde.

Da sollte endlich durch die Reiterei die Entscheidung herbeigeführt werden. Der commandirende General der österreichischen Reiterei des rechten Flügels, Graf Luchesi, hatte sich nämlich westlich von Frobelwitz her der allgemeinen Bewegung seiner Armee nach Leuthen zu angeschlossen und war dadurch allmälig, westlich von letzterem, wieder auf den rechten Flügel der neuen österreichischen Schlachtstellung gekommen. Von hier aus glaubte er den linken Flügel der preußischen Infanterie, dessen Flanke ihm bloßgegeben schien, fassen zu können und traf alsbald Anstalten zum Angriff. Welch gefährlicher Moment für das preußische Fußvolk daselbst, das eben noch die hartnäckige Gegenwehr eines Theiles des rechten feindlichen Infanterie-Flügels auszuhalten hatte!

Aber über diesen Moment wachte längst mit scharfem Auge der besonnene Führer des linken preußischen Cavallerie-Flügels, der ritterliche Generallieutenant von Driesen. Derselbe war, als Luchesi sich näher an Leuthen zog, von Radaxdorf her mit seiner Reiterei gleichfalls näher gegen Leuthen vorgerückt, ohne in dieser Bewegung von jenem, wahrscheinlich wegen mehrerer dazwischen liegenden Höhen, bemerkt zu werden, und gab ihr eine Richtung, durch welche sie die österreichische Cavallerie nicht nur überflügelte, sondern auch ein Zusammenstoß fast auf deren Flanke treffen mußte. Zwar suchten Luchesi's Reiter, das Hervorbrechen Driesen's kaum gewahrend, diesem Zusammenstoß aus-

zuweichen, und, ohne sich der preußischen Cavallerie oder Infanterie entgegenzuwerfen, in vollem Galopp hinter ihre eigene Infanterie sich zu retten; allein hierzu ließ ihnen die preußische Reiterei nicht mehr Zeit; denn da ein Theil derselben sie bereits umfaßt hatte, so war es das Werk eines Augenblicks, sie zu ereilen und in sie einzuhauen. Sie erschien sofort nur noch als eine auseinanderstiebende Masse, die, bald darauf vollständig aufgelöst, in unaufhaltsamer Flucht gegen Saara und Lissa hin unsichtbar wurde. General Luchesi hatte in diesem blutigen Durcheinander das Leben verloren.

In Folge der Niederlage und der verwirrungsvollen Flucht ihrer Cavallerie gerieth auch die Infanterie des rechten österreichischen Flügels hinter Leuthen, die sich jetzt vollständig entblößt sah, ganz und gar außer Fassung, warf, da sie überdies die verfolgende preußische Reiterei in ihrem Rücken erblickte, größtentheils die Gewehre weg und folgte in gänzlicher Zerstreuung der fliehenden Cavallerie in der Richtung nach Lissa. Das geschah um die Zeit, als kurz zuvor bei den Truppen weiter östlich auf der Nordseite von Leuthen, unmittelbar hinter den Gärten und Gräben daselbst, die Flucht fast allgemein geworden war. Einige Regimenter, wie Wallis und Durlach, die dort bei den beiden Windmühlen mit rühmlicher Entschlossenheit Widerstand zu leisten fortfuhren, wurden größtentheils gefangen genommen, indem sich auf Driesen's Geheiß Generalmajor von Meyer mit seinem berühmten Dragoner-Regimente Bayreuth (jetzt Königin-Cürassiere) und mit den Carabiniers ihnen in den Rücken geworfen hatte.

Von diesem Augenblick an, zwischen 4 und 5 Uhr bei bereits beginnender Dunkelheit des sehr trüben Dezembertages, war der Kampf überall zu Gunsten Friedrich's entschieden; der Feind war, wie er selbst sagt, total und en détail geschlagen und floh in voller Unordnung, alle Regimenter durcheinander gemischt, den Brücken des Schweidnitzer-Wassers bei Lissa und bei den benachbarten Dörfern zu.

Schon um 7 Uhr Abends war Friedrich im Besitz von Lissa, war er hier im Schlosse durch Geistesgegenwart in einem

bedenklichen Augenblicke auf unerwartete Weise Gebieter über eine große Zahl feindlicher Offiziere, die weit eher sein Schicksal hätten bestimmen können, und sogleich darauf in frischer Thätigkeit liebenswürdiger, wenn auch kurzer Berichterstattung an seinen Bruder Heinrich nach Leipzig. Wohl fühlen wir ihm, dem im Laufe des Jahres schwer und lange geprüften Feldherrn und Könige, das Gewicht der Worte nach, die er an seinen Wirth, den damaligen Besitzer des genannten Schlosses, Baron Mudrach, an diesem Abende richtete: „Kann Er Faro spielen?" und als dieser, sich seiner früheren Spiellust erinnernd und über den Sinn der Frage ungewiß, zögernd dieselbe bejahen wollte: „Nun, so weiß Er, was Va banque ist; das hab' ich heute gespielt!" Wohl fühlen wir auch der Armee die Innigkeit der Worte nach, als sie, an demselben Abende ihrem gekrönten Feldherrn gegen Lissa hin nachziehend, kurz zuvor noch in der Stille ernsten Nachdenkens über das vollbrachte blutige Tagewerk, nun auf einmal, nach dem Vorgange eines alten Grenadiers, in den Choral einstimmte:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!" —

Ein Dankesopfer, das in Betracht der dabei obwaltenden Umstände (man denke an die Stille der sehr dunklen Dezembernacht und an das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß!) an rührender Erhabenheit kaum seines Gleichen hat, und das uns der bekannte Sänger in einem der Lieder seines preußischen Grenadiers also veranschaulicht:

„Auf diesem Hügel saßen wir,
Sah'n uns'res Sieges Frucht,
Sah'n uns'res Feindes Musquetier'
Und Reiter auf der Flucht!

Der Schrecken Gottes trieb sie fort;
Sie liefen taub und stumm
Aus ihrer Schlacht von Ort zu Ort,
Sah'n sich nicht einmal um!

Wir aber saßen Mann bei Mann,
Und dachten keinen Spott,
Und stimmten all' auf einmal an:
„Nun danket Alle Gott!“

O dieses Lied ihm singen so!
So preisen seine Macht,
Geh'n wir, wir alle, frei und froh
Noch einmal in die Schlacht.“

Wohl auch fühlen wir der Armee das Erhebende des Beifalls nach, den der König noch an dem Abende des 5. Dezember an und durch die Generale und später vor aller Welt in dem authentischen Schlachtberichte gegen sie aussprach. „Die ganze Armee, vom Offizier bis zum gemeinen Mann, habe Wunder der Tapferkeit gethan. Man dürfe nur die That reden lassen. Dieser Tag werde ihren Ruhm sowohl, wie den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen.“

Aber noch gönnt er nicht ihr, nicht sich selber die ersehnte und nöthige Ruhe; noch will er als Folge des ruhmreichen Tages vor Ablauf des Jahres das Werk vollenden, das der energische Wille als Ziel gesetzt; darum die baldige Einschließung und dann die anstrengende und standhafte Belagerung der schlesischen Hauptstadt, bis sie sich mit ihrer ganzen Besatzung ergiebt; darum trotz aller Ungunst des Wetters, das Anfangs viel Regen, dann viel Schnee und heftige Kälte brachte, unabläßige Verfolgung des durch Hunger, Frost und Krankheiten heimgesuchten fliehenden Feindes und deshalb fortwährendes Drängen mit Befehlen und Zumuthungen an den mit der Verfolgung beauftragten, ohnehin so pflichttreuen und unermüdlichen Zieten. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen“, schreibt er ihm, „bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Also, mein lieber Zieten, nur immer im Sattel, nur immer dem Feinde auf den Hacken!“

Und welche Gesinnung und Stimmung bekundet Friedrich außerdem noch in jenen Tagen? Als ein alter General nach der Schlacht ihm seinen Glückwunsch abstattete, sagte er: „Das, das hat ein Höherer gethan!“ Ja, antwortete der treue Diener,

und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen. „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen! — Na — es kommt wohl Eins zum Andern.“ Auch als seine Generale nach der Capitulation von Breslau ihn beglückwünschten, entgegnete er: „Gott hat es gethan!“ — An den Feldmarschall Keith schrieb er: „Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das Herr Gott Dich loben wir anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Nie habe ich so viele Hindernisse zu überwinden gehabt; aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!“ An den Prinzen Heinrich: „Das Glück ist wieder zu mir gekommen; aber schicken Sie mir die allerbeste Scheere, die Sie finden können, damit ich ihm die Flügel beschneide . . . . . Jetzt haben wir Genugthuung für all' die Schmach, die uns widerfahren, und der gute Ruf unserer Truppen ist vollständig wieder hergestellt.“ Und an den Marquis d'Argens am 19. Dezember: „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsar'n bin ich nicht werth die Schuhriemen zu lösen. Die Noth, diese Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben.“ Am 26. Dezember: „Alles, was Ihre Beredsamkeit an mir erheben will, besteht in weiter nichts, als in ein wenig Entschlossenheit und viel Glück. Sie werden mich nachgerade so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können versichert sein, daß alle die Dinge, die in der Ferne so sehr in's Auge fallen, in der Nähe oft sehr klein sind.“ Der englische Gesandte Mitchell aber berichtete im Anfange des Jahres 1758 nach London: „Ich hatte in Breslau eine Audienz beim Könige. Ich fand ihn vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und dessen Folgen mit der Bescheidenheit, welche einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finsteren Blicke des Glücks überwältigt wird.“

In der That, Friedrich erscheint hier als ein anderer, wie im Frühjahre nach dem Triumphe bei Prag. Er hat unter-

deß die Gebrechen eines allzu üppig emporgeschossenen Frühruhmes zu büßen und an sich den Spruch zu erfahren Gelegenheit gehabt: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Er ist durch den Schlag, der gegen Ende der ersten Hälfte des unvergeßlichen Jahres jenseits der Sudeten ihn getroffen, gegen Ende der zweiten Hälfte desselben zum Siege diesseits gestärkt worden und hat seit jener empfindlichen Prüfung aus der Stimmung verwegener Selbstüberhebung den Weg der Läuterung zu besonnener Kühnheit gesucht und gefunden, — wahrlich, von allen Siegen, die er errungen und ob deren er gepriesen worden, keineswegs der geringste, ein Sieg, an welchem sich jeder Preuße, vom Throne bis in die Hütte, ja jeder Deutsche, gleichviel, ob der Stamm, dem er angehört, zu Friedrich's Feinden oder Freunden zählte, hoch in seinem Gemüthe auferbauen kann, und an welchen demnach vorzugsweise zu erinnern, nicht ungeeignet schien bei Gelegenheit der kurzen Darstellung seiner vollendetsten und bewundertsten Feldherrnthat, von der selbst Napoleon, obwohl, wie schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt worden, sonst karg und spröde in der Anerkennung Friedrich's, auszusagen sich gedrungen fühlte, daß sie allein hinreichen würde, um ihm den Ruhm der Unsterblichkeit und einen Platz unter den ersten Feldherren zu verschaffen.

Am Ende des denkwürdigen Jahres 1757.

Das Jahr 1757 ist, wie uns aus den bisherigen Darstellungen bereits klar geworden, ein ewig denkwürdiger Abschnitt des siebenjährigen Krieges. Wir mögen auf die hervorragenden Talente und Charaktere, auf die leitenden Persönlichkeiten, auf den Schauplatz, die Gewaltigkeit, Mannichfaltigkeit und den Wechsel der Ereignisse oder auf die Theilnahme fast der ganzen Welt an denselben zurückblicken, — in allen diesen Beziehungen ist gar nicht zu verkennen, daß das Jahr 1757 gewissermaßen die Eigen-

thümlichkeit des ganzen langen Kampfes umfaßt oder doch in den Grundstrichen klar andeutet. Zwar ist auch später noch groß das Gedränge von Völkern, die gleichsam aus allen vier Weltgegenden herbeieilen, um sich mit Oesterreich in Lorbeer und Beute zu theilen; aber bei den gleichen oder ähnlichen Maximen der Feldherren ändert sich in der Hauptsache nichts, und auch im Jahre 1763, das den Krieg beendet, ist man im Wesentlichen der Entscheidung nicht weiter, als man am Ende von 1757 sein konnte.

Sehen wir insbesondere auf die Bedeutung, Wucht und den überraschenden Wechsel der Ereignisse, so ist die Betrachtung dieses Jahres vorzugsweise geeignet, ein hohes Interesse zu erregen, das durch kein anderes in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gemindert wird. F r i e d r i c h glänzt im Anfange desselben mit weithin strahlendem Ruhme als glücklicher Sieger und glaubt, wie er später selbst gesteht, binnen kurzer Zeit auf den Wällen von Wien den Frieden diktiren zu können. Da sinkt er seit dem Tage von Kolin in den Augen der Welt unrettbar dem Verderben zu; aber er mag immerhin bei Kolin auf's Haupt geschlagen worden, es mag dann Unheil der verschiedensten Art von allen Seiten gegen ihn losgestürzt und selbst die Gefahr unvermeidlichen Schiffbruchs für ihn ganz nahe gewesen sein, — er hat zuletzt dennoch den Feldzug gewonnen, und am Ende desselben steht Europa gleichsam betäubt von den plötzlichen Umwandlungen des Glücks, bei welchen die Entwürfe in's Ungewisse geriethen, Pläne ebenso geschwind vereitelt als gefaßt und zahlreiche Heerhaufen, kurz zuvor noch im Siegesglanze stolz einherziehend, fast in e i n e m Tage von der Erde wie weggespült waren.

Bei dieser letzten allgemeinen Hinweisung gedenken wir vor Allem des traurigen Looses, welchem das stattliche österreichische Heer seit dem 4. Dezember anheimfiel; denn es hatte seit dem genannten Tage, wo es, nahe an 90,000 Mann stark, aus dem Lager bei Breslau in voller Frische und Kampfeslust gegen die kleine preußische Armee aufbrach, bis kurz vor Weihnachten, wo

es auf seinem mühseligen Rückmarsche wieder in Böhmen anlangte, theils in offenem Kampfe gegen Friedrich, theils durch den überwältigenden moralischen Eindruck seines Sieges im freien Felde und bei der Einnahme von Breslau einen Verlust von mindestens 45,000 Mann erlitten, also von mindestens 13,000 Mann mehr, als überhaupt die Zahl der preußischen Truppen betrug, die der König am 5. Dezember zur Schlacht geführt hatte; denn es war, nach der Versicherung glaubwürdiger Stimmen, bei dem Einmarsche in Böhmen, mit Einschluß der leichten Truppen, höchstens 37,000 Mann stark, und unter diesen befanden sich, wie der Protomedicus angab, an 22,000 Kranke! Fühlte sich doch der Oberfeldherr, Prinz Karl von Lothringen, im höchsten Grade von dem Schicksale seiner Krieger ergriffen, in einem Briefe an seinen Bruder, Kaiser Franz I., das offene Bekenntniß abzulegen gedrungen, „wie die schöne österreichische Armee nicht wenig delabrirt, von langem Feldzuge abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montur, mit einem Wort in so mißlichen und erbarmungswürdigen Zuständen, als sie noch niemals gewesen, und muß dennoch wegen der Nähe des Feindes ohne Zelte lagern.“ Er bemerkte noch, wie er die jetzigen Umstände für weit ungünstiger halte, als die im Frühjahr nach der Schlacht bei Prag; denn damals habe eine zweite Armee zu Gebote gestanden, um den Fortschritten des Feindes Einhalt zu thun, jetzt aber sei nur noch der Rest einer von den unentbehrlichsten Stabs- und Oberoffizieren entblößten und in große Verlegenheit gesetzten Armee vorhanden.

Und der französische Graf Montazet, der im Auftrage seiner Regierung während des Jahres 1757 die österreichische Armee begleitete, berichtete im Laufe des Dezembers an den Kriegsminister nach Paris unter Anderem: „Ich bin wahrhaft wüthend, und mein Gemüth ist zerrissen von dem Schauspiele, das sich meinen Augen seit dem 5ten dieses Monats darbietet. Meine Wuth würde meinen Muth vermehren, wenn ich davon Gebrauch machen könnte; aber Jedermann ist niedergeschlagen und entmuthigt; die Truppen sind seit unserem Rückzuge in einem bewei-

nenswerthen Zustande, und Se. Königl. Hoheit (Prinz Karl von Lothringen) wagt nichts zu unternehmen, um nicht den Rest der Bataillone, die er noch hat, zu verlieren, überzeugt, daß, wenn er drei Monate Frist gewinnt, die Armee wieder herzustellen, er leicht das vorgesteckte Ziel erreichen wird. — Das ist hier, um die Wahrheit zu reden, eine vollständige Verwirrung und Auflösung. Der Prinz Karl und der Feldmarschall Daun wollen nichts auf sich nehmen und fragen die ältesten Generale um Rath. Der Himmel kennt die Rathschläge, die diese ihnen ertheilen können! Ich werde bei nichts zu Rathe gezogen. So stehen hier die Dinge; sie sind ganz geeignet, um einen in Schrecken zu versetzen!" —

Dazu kam die düstere Aussicht für die nächste Zukunft, daß die Armee gleichsam von Neuem errichtet, von Neuem zum Kriege gebildet und wegen des überaus großen Verlustes an Gepäck und an allen Arten von Kriegsgeräth (über 160 Kanonen und gegen 4000 Kassen-, Proviant-, Fourage- und andere Wagen u. s. w.) auf's Neue ausgerüstet werden mußte. Wie sollte aber jene Erneuerung in Kürze und auf eine Erfolg versprechende Weise vor sich gehen, da ein großer Theil der tüchtigsten Offiziere, deren man zur neuen Einrichtung und Ausbildung des Heeres so dringend bedurfte, in die Kriegsgefangenschaft gerathen war?

Obwohl man im Innern Oesterreichs die Größe des Verlustes, den es während des Dezembers in Schlesien erlitten, kaum vollständig kennen lernte, und obwohl man sich von Seiten des kaiserlichen Hofes bemühte, die begangenen Fehler der Kriegführung öffentlich zu vertreten und insbesondere den Prinzen Karl in Schutz zu nehmen; so ließ sich dennoch die Aufregung im Heere, in Wien, in der Monarchie über die Niederlage bei Leuthen, die vor Allen ihm zugeschrieben wurde, nicht beschwichtigen. Nichts half die öffentliche Bekanntmachung in der Hauptstadt, „daß sich Niemand bei harter Ahndung unterstehen solle, von diesem Prinzen in Absicht seiner letzten unglücklichen Schlacht unanständig zu reden, indem sich Se. Königl. Hoheit in dieses Treffen nicht anders als auf vorhergegangene Ordre des Hofes

und mit dessen Bewilligung eingelassen, folglich nichts weiter gethan hätte, als die Befehle der Kaiserin-Königin Majestät zu vollziehen"; der Wiener Spott und Witz wurde dadurch von neuen Versuchen nicht abgeschreckt, und man erstaunt, in Betracht jener Zeit, wenn man liest, in welcher Weise man sich mit Satyren und Spottbildern an Gebäuden, die Scheu und Ehrfurcht geboten, z. B. an dem Dom von St. Stephan, an der kaiserlichen Burg u. s. w. hervorwagte. Besonders war der eine Anschlag großes Aufsehen zu erregen geeignet. Die drei Feldherren Daun, Nadasdy und der Prinz waren nämlich abgebildet, wie sie im Kriegsrathe saßen. Daun sprach: „Mit Verstand und Muth." Nadasdy: „Mit Schwert und Blut." Der Prinz, auf eine Flasche zeigend: „Der Wein ist gut." Diese freche Anspielung auf die Trinklust des Prinzen bei heiteren Gelagen, wo er bisweilen ein Glas guten Weines zuviel genossen, verursachte bei Hofe bitteren Unwillen. Die ganze Wiener Polizei wurde in Bewegung gesetzt und in allen Straßen ein Preis von 500 Dukaten für den Angeber des Verfassers ausgerufen. Doch kein Angeber meldete sich, und am anderen Morgen fand man genau an allen Stellen des von der Polizei abgerissenen Anschlags einen andern Zettel des Inhalts:

„Wir sind unser vier:
Ich, Tinte, Feder und Papier;
Keines von uns wird das Andre verrathen.
Ich — auf Deine fünfhundert Dukaten!"

Ganz natürlich begann seit dem 5. Dezember in Preußen eine andere Stimmung vorzuherrschen, und dies um so mehr, je mehr durch die begeisternden Erzählungen und Briefe der Krieger, welche bei Leuthen gekämpft hatten, und durch die Berichte, welche über die täglich bedeutsamer hervortretenden Folgen der Schlacht sich aussprachen, der Sieg in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit bekannt wurde. In Berlin und an vielen anderen Orten wurden die Siegesfeste mit besonderer Theilnahme gefeiert, und diese zeigte sich bei allen Volksklassen und Ständen. Eine Menge Volksgedichte kamen zum Vorschein. So sang man z. B.

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann."

Ein anderes Volksgedicht lautete so:

„Großer König! Haupt der Helden!
Lorbeerreicher Friederich!
Was wird man in Wien jetzt melden!
O! was thut der Herr durch Dich!
Oestreich wollte Dich verschlingen,
Neunmal war Dein Gott mit Dir:
Frecher Neid, erstaune hier!"

Der Dichter Gleim, der Verfasser „preußischer Kriegslieder eines Grenadiers", verläßt diesmal den gewohnten Ton; er will einen höheren anstimmen; er will, wie er selbst sagt, „mehr im Tone des Psalmes als der Siegeslieder seinen Gesang ertönen lassen." Und so erschien überhaupt Vielen der Sieg in dem Grade wunderbar, daß man ihn als eine besonders gnädige Fügung des Himmels betrachtete und dadurch sich vorzugsweise religiös erregt fühlte. Aus der schlesischen Stadt Brieg hieß es in einem Schreiben vom 30. Dezember: „Wir erfuhren, was wir nie geglaubt hätten, daß die Oesterreicher ihre Retranchements verlassen, um den Ruhm zu haben, den König mit seiner Wachtparade (denn so nannten die Feinde die Königl. Armee) aufzuheben, nach Breslau zu führen und daselbst die Befehle des Hofes zu Wien Seinetwegen zu erwarten. Aber siehe da, diese kleine Armee war der Hammer, mit welchem der Herr der Heerschaaren sich gefallen ließ, der Feinde Köpfe und ihre Haarschädel zu zerschlagen und die Völker zu zerstreuen, die so gerne kriegen." Einem höheren Offizier ward nach Dresden über den Verlauf der Schlacht und deren Folgen geschrieben und dabei hinzugesetzt: „Es ist lügenhaft zu schreiben; allein Gott hat es gethan!" Daß Friedrich selbst in religiöser Regung auf den Beistand des Himmels hinwies, ist früher schon (S. 110) erwähnt worden.

Die Beweise von Theilnahme wurden auch außerhalb des

preußischen Staates mitten aus den verschiedensten Kreisen der menschlichen Gesellschaft kundgegeben. So schrieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig: „Indem ich Gott preise, daß er das Leben Ew. Majestät beschützt hat, statte ich Ihnen, Sire, meinen tiefgefühlten Glückwunsch zu dem Siege ab, den Sie soeben davongetragen haben. Sie geben der Nachwelt die Lehre, daß ein mächtiger König Unglück haben kann, aber daß ein großer König es auszugleichen wissen muß. Wäre mein Herz weniger ergriffen, so würde ich bemüht sein, Ew. Majestät besser meine Ehrenbezeigung über die schöne That auszudrücken; aber, Sire, sie hat mich in die Stimmung versetzt, besser zu empfinden, als zu sprechen." Nach der Schweiz konnten nicht genug Portraits des Königs geschickt werden. In Paris war er der Held des Tages und der Liebling der Menge. Auch in Italien ertönten die Lobeserhebungen von Bewunderern, und in England stieg seine Beliebtheit bis zu dem Grade, daß man seinen Geburtstag mit ähnlichen Ehren, wie den des eigenen Königs, und seine Triumphe durch Erleuchtungen feierte. In beiden Häusern des Parlaments sprach man mit allgemeiner Begeisterung von ihm, gab ihm die schmeichelhaftesten Ehrentitel und machte Vorschläge zu einer Subscription für ihn. Diese Stimmung trug natürlich viel dazu bei, daß im Frühjahr 1758 auf's Neue ein Freundschafts- und Subsidien-Vertrag zwischen Friedrich und England abgeschlossen wurde.

Wenn im Laufe des Winters die Lücken in seiner Armee sich nicht blos mit Landeskindern, sondern auch mit vielen Ausländern und Ueberläufern wieder füllten, wenn neue Freicorps entstanden und Leute aus aller Herren Ländern ihm zuliefen; so darf dies ohne Zweifel als eine Folge davon betrachtet werden, daß Friedrich durch seine letzten Großthaten nach der harten Unglücks- und Prüfungszeit des Jahres 1757 weithin in der Welt der Mann des Volkes zu werden begonnen hatte.

Er selbst ließ sich durch alle diese Zeichen der Zuneigung und Huldigung, während er sie in seinem und des Staates In-

teresse verwerthete, keineswegs zu Täuschungen darüber und zu einer des Königs und Helden unwürdigen Eitelkeit verlocken und wünschte als die schönste Frucht seines Sieges einen baldigen Frieden, auf den er auch gegründete Hoffnungen schöpfen zu können glaubte. In einem Briefe vom 21. Dezember an den Feldmarschall Keith, dem er über die Vorgänge in Schlesien schreibt, sagt er: „Um wieviel weiter reicht doch das Alles, als ich geglaubt hätte! Sie können annehmen, daß dieser Zug dem Feinde mehr als 42,000 Mann kostete, und wenn dies nicht zum Frieden führt, so würde ihn mir kein Kriegserfolg geben können!" „Es hat großen Anschein", schreibt er den 26. Dezember an den Marquis d'Argens, „daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden. Niemand wünscht ihn mehr, als ich."

Auch seine vertrauten Räthe wünschten und hofften diesen. So schloß sein treuer Cabinets-Rath Eichel, matt und müde von seinen angestrengten Arbeiten, an den Minister Grafen Podewils einen Brief den 12. Dezember 1757 mit den Worten: „Ich wünsche nur von Herzen, daß uns der Allerhöchste bald den Endzweck aller Bataillen und Kriegs-Operationen, nämlich einen guten und honorablen Frieden schenken möge!" Und auch der eben genannte Minister und der Minister Graf Finckenstein hofften mit Bestimmtheit auf einen ehrenvollen Frieden und wiesen alle preußischen Gesandten an, „die Nachricht von diesem (dem Leuthener) Siege überall, wo es ihres Amtes sei, mit Bescheidenheit zu notificiren und über den Eindruck zu berichten."

Sah man auf die öffentlichen Zustände in den Staaten ringsum, so konnten die Hoffnungen auf den auch von den Völkern ersehnten Frieden vollständig gerechtfertigt erscheinen. Oesterreich hatte der Feldzug ganz außergewöhnliche und schmerzlichst empfundene Opfer an Menschen, Schätzen und unerfüllten Erwartungen auferlegt. Von den französischen Feldherren war der eine, der Prinz von Soubise, bei Roßbach geschlagen, und der andere, der Herzog von Richelieu, die mittleren Elb-

gebiete des Königs, das Magdeburgische und Halberstädtische, gänzlich aufzugeben bewogen worden. Die Russen hatten sich von selbst bis an die östliche Grenze der preußischen Lande, bis Memel, zurückzuziehen für gerathen erachtet, und die Schweden waren durch den alten Feldmarschall Lehwald über die Grenzen des Staates hinausgetrieben worden, so daß letzterer am Ende des Jahres dem bei weitem größten Theile nach von dem Feinde verlassen war, während Friedrich's Truppen noch ganz Sachsen, Schwedisch-Pommern und einen Theil von Mecklenburg besetzt hielten.

Indeß wie sehr auch der König, unterstützt darin von England, es sich angelegen sein ließ, durch befreundete oder mit Vertrauen beschenkte Personen am österreichischen und französischen Hofe Versuche zu Friedensunterhandlungen zu machen; so war doch der Erfolg davon nicht nachhaltig, und die auf sie gerichteten Hoffnungen sanken schon bald nach Beginn des neuen Jahres; denn sehnte sich auch die Kaiserin Maria Theresia persönlich nach dem Frieden, so blieb sie gleichwohl noch zu sehr von bitteren Gefühlen gegen den auf's Neue siegreichen König erfüllt und wollte, da die bereits begonnenen Rüstungen für den nächsten Feldzug abermals sehr bedeutende Summen verschlangen, nicht ohne Genugthuung und einigen Gewinn den Frieden annehmen. Dazu kamen bald darauf die Reizungen einer unversöhnlichen Gegenpartei gegen Friedrich am französischen Hofe, der ohnehin den Wahn unterhielt, die gegen England erlittenen transatlantischen Verluste in Deutschland wiedererobern zu können; und so hatte der König Ursache, bereits in einem Briefe vom 16. Januar 1758 dem Grafen Algarotti zu Bologna, der ihn zum Siege von Leuthen beglückwünscht hatte, eine unerfreuliche Aussicht für das genannte Jahr kundzugeben. „Zwar waren die Folgen dieses Ereignisses," schrieb er ihm, „ebenso reißend, als wichtig; gleichwohl scheinen die Vorhersagungen, welche Sie für Wiederherstellung des Friedens darauf bauen, zu früh zu kommen, und es hat ganz das Ansehen, daß ich noch dieses Jahr ein Gegenstand der Unterhaltung für

die Zeitungsschreiber und der Neugierde für Ihre Neuigkeitssüchtigen sein werde."

Der blutige Morgen von Hochkirch.

Nicht den Frieden also, wie allgemein gehofft und von dem Könige Friedrich erstrebt wurde, brachte das Jahr 1758, sondern erbitterte Fortsetzung des Kampfes, auf die er gefaßt und vorbereitet war. Seine westlichen Feinde, die Franzosen, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig überlassend, der sie mit Talent und Glück zurückdrängte, brach er selbst zuerst gegen die Oesterreicher los. Unerwartet dem kaiserlichen Oberfeldherrn Grafen von Daun, der einen Einfall in Böhmen besorgte, warf er sich auf Olmütz, bewerkstelligte, nachdem bei der fruchtlosen Belagerung dieser Festung viel Zeit, Mannschaft und Kriegsgeräth verloren worden, mit ebensoviel Kühnheit als Gewandtheit einen glücklichen Rückzug voll Mühen und Gefahren nach Böhmen und Schlesien und suchte darauf die unterdeß aus Preußen bis in die Neumark vorgedrungenen Russen auf. Jenseits der Oder und nördlich von Küstrin traf er in einem flachen, von Wäldern und Morästen eingeschlossenen Niederungslande bei Zorndorf den unförmlichen Koloß ihres Heeres und sprengte ihn den 25. August in einem Kampfe, dessen Eigenthümlichkeit theils durch das bekannte Wort bezeichnet wird, daß er „ein Schlachten und keine Schlacht" zu nennen war, theils darin sich kundgiebt, daß es wohl bei keiner andern Schlacht dem ausgezeichneten Feldherrntalente des Königs so schwer geworden ist, die Zügel der Gefechtsleitung festzuhalten, als in dieser, und daß es in ihr dennoch Momente gegeben hat, in welchen sie ihm aus der Hand gewunden waren. Im Gegensatze zu der oft bewährten Haltung seiner trefflichen Infanterie, wendeten sich durch die überraschend zähe und wahrhaft barbarisch zu nennende Tapferkeit der Russen

mit Scheu erfüllt und dadurch um Gleichgewicht und Zuversicht zu sich selbst gebracht, eine nicht geringe Zahl preußischer Bataillone zur Flucht, und so war es an diesem blutigsten Tage des siebenjährigen Krieges jenem gebornen Reiterführer, dem General v. Seydlitz, zweimal, zuerst auf dem linken und später auf dem rechten Flügel, beschieden, als Schutz- und Siegesgenius der Preußen herbeizueilen und mit unwiderstehlicher Kraft die Entscheidung zu erzwingen. Als der englische Gesandte, Sir Mitchell, auf dem Schlachtfelde den König mit den Worten anredete: „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Tag gegeben!" antwortete derselbe, auf Seydlitz zeigend: „Ohne diesen würde es schlecht aussehen!" Dankesworte, die auch nach beendetem Kriege noch öfters wiederholt wurden. Seydlitz lehnte die Ehre, welche der König dadurch ihm beilegte, von sich ab, indem er sagte: „Euer Majestät Cavallerie hat den Sieg erfochten und sich der größten Belohnungen werth gemacht."

Als die Russen einige Tage nach der Schlacht in östlicher Richtung von dannen zogen, verfolgte sie Friedrich nicht weiter, sondern überließ ihre Bewachung dem Grafen Dohna mit einem Theile des Heeres. Er selbst eilte mit dem andern seinem Bruder Heinrich nach Sachsen zu Hülfe, der hier, mit wie großem Talent er auch einen schwierigen hinhaltenden Vertheidigungskrieg führte, sich gegen die bedeutende Uebermacht des Reichsheeres und Dauns kaum länger behaupten zu können schien.

Seine plötzliche Nähe veranlaßte Letzteren zu einer rückgängigen Bewegung von der Elbe und zu der Lagerung bei Stolpen. Der österreichische Feldherr, der ebenso sehr des Königs entschlossene Gewandtheit fürchtete, wie er der Geschicklichkeit der meisten seiner Unterbefehlshaber mißtraute, widerstand jedem Versuche, womit jener ihn reizte, um ihn aus der sehr starken, fast unangreiflichen Stellung herauszulocken und zu einer Schlacht zu bewegen. Schon begannen die Tage rauher, die Wege schlechter, die Zufuhren schwieriger zu werden; den König erfaßte bereits Ungeduld, einen Schlag zu thun. „Bis der Schnee fällt," schrieb er am 4. October an den ihm befreunde-

ten Lord Marischal, „werde ich auf dem Seile tanzen müssen. Sie kennen gar nicht alle die Mühe und Sorge, welche ich zu übernehmen genöthigt bin, um eine so verwickelte Maschine zu leiten, bei welcher der geringste Zufall Alles verderben kann. Wie gern gäbe ich die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin!" — Endlich wirkte eine Veränderung der Stellung: General von Retzow ging auf seinen Befehl mit etwa 12,000 Mann bis über Bautzen vor, um Zittau und Gabel, die Magazine Daun's, zu bedrohen, er selbst bis Bischofswerda. Da marschirte dieser unter behutsamer Deckung allmälig bis in die Gegend von Löbau in der Ober-Lausitz, worauf Friedrich ihm nach, in der Meinung, daß er nach Böhmen zurückweiche.

So zog sich unerwartet gegen Ende des Feldzugs zwischen beiden Feldherren im Norden der Sudeten ein schweres Unwetter zusammen, das am Anfange desselben im Süden und später im Westen von ihnen gedroht hatte. Die Gegend, wo es geschah, ist wichtig genug, um sie in ihren Hauptzügen uns zu veranschaulichen. Ich lege diese hier dar, wie ich sie bei eigener Besichtigung und Untersuchung des Terrains in mir aufgenommen habe.

Reiset man auf der großen Straße oder auf der Eisenbahn, die aus Schlesien nach Dresden führt, von Löbau nach Bautzen, so gewahrt man, unfern der ersteren dieser beiden Städte, links, also südlich, eine auch in unserer Zeit theilweise stark bewaldete Bergkette, die zwar nicht zu den höchsten Erhebungen des Lausitzer Berglandes gehört, aber im Verhältniß zu der nördlich ihr vorliegenden Nachbarlandschaft sehr bedeutend hervortritt. Letztere, östlich und nördlich, oder, um sie näher zu begrenzen, von Löbau bis Weißenberg und von Weißenberg bis etwa 3000 Schritt vor Klein-Bautzen von dem meist tief eingeschnittenen Löbauer Wasser eingeschlossen, kann im Ganzen als eine Höhengegend von sehr coupirter Beschaffenheit bezeichnet werden. Sie hat nur eine größere Ebene, nämlich an ihrem nordwestlichen Ende, die Ebene von Burschwitz und Klein-Bautzen, welche durch die sogenannten

Kreckwitzer Höhen von dem Thale der Spree getrennt bleibt; in der Hauptsache aber, also ganz besonders in der größeren östlichen Hälfte zwischen dem Löbauer Wasser und der vorhin erwähnten Bergkette, welche von dem etwa 3000 Schritt nördlich ihr vorgelegenen und wegen hoher Lage mit seinem Kirchthurme weithin sichtbaren stattlichen Dorfe Hochkirch den Namen des Hochkircher Gebirges führt, ist sie theils mit längeren Erhebungen, theils und ganz besonders mit größeren und kleineren Kuppen versehen, von denen eine Zahl in förmliche Spitzberge ausläuft. Zu den ausgezeichnetsten unter ihnen gehören der Stromberg, 3000 Schritt südlich von Weißenberg, und noch 3000 Schritt südlicher der Spittelberg bei dem Dorfe Wohla. Sowohl durch alle diese Höhen, als auch durch mehrere in nördlicher Richtung gehende Thäler, deren Bäche dem Löbauer Wasser zufließen, insbesondere durch deren morastige Ufer und durch die steilen Thalränder erhält die Gegend den Charakter einer sehr durchschnittenen, so daß sie für Truppen mehrentheils nur auf den vorhandenen Wegen gangbar ist.

In dieser Gegend nun, und zwar in deren östlichem Theile bei dem kaum ½ Meile nördlich von Löbau gelegenen Dorfe Kittlitz, nahm der österreichische Generalissimus den 7. October auf dem vorhin erwähnten Spittelberge Stellung, den rechten Flügel hinter den Stromberg, den er in der Nacht zuvor hatte besetzen lassen, den linken Flügel bis unmittelbar an die Hochkircher Bergkette lehnend. Letzterer wurde durch eine Stellung gesichert, welche das Corps des General Laudon am nordwestlichen Fuße derselben nahm, jener durch den Prinzen von Baden-Durlach, welcher sein Corps auf der rechten Seite des Löbauer Wassers an der Straße von Löbau nach Reichenbach postirt hatte, um die Görlitzer Straße gegen den General von Retzow zu behaupten, der bei Weißenberg stand.

Noch immer glaubte der König, als er am 10. October Morgens zur Verfolgung des Feindes die Armee von Bautzen aufbrechen und in vier Colonnen gegen Löbau hin marschiren ließ, der Nachricht, daß Daun einen völligen Rückzug nach

Zittau und Böhmen angetreten habe, und doch lief — bereits ein unzweideutiges Zeichen, daß jene Nachricht falsch sei — die ohne Bedeckung einherziehende preußische Bagage auf dem Marsche Gefahr, von der Laudon'schen Reiterei abgeschnitten zu werden. Da endlich fiel der bisher stark über der Gegend lagernde Herbstnebel, der eine freie Umsicht verhindert hatte, und Friedrich, mit der Avantgarde etwa 1½ Meile von Bautzen in der Gegend des Dorfes Hochkirch angekommen, sah nun auf einmal die ganze österreichische Armee so nahe vor sich, daß seine Avantgarde sich bereits theilweise im Bereich ihrer schweren Geschütze befand. Sie stand vor ihrem Lager von Kittlitz unter'm Gewehr und schien des Anmarsches der Preußen, den sie deutlich wahrnehmen konnte, gewärtig zu sein.

Trotz dieser Umstände faßte Friedrich den Entschluß, sich zwischen dem Hochkircher Gebirge und dem Löbauer Wasser zu lagern. Er stellte den rechten Flügel der Armee auf den kleinen Höhen zwischen Hochkirch und dem über 2000 Schritt nördlich davon gelegenen Rodewitz, wo er selbst das Hauptquartier nahm, und den linken Flügel westlich hinter dem Grunde des Dorfes Tschorna auf, so daß derselbe etwas gegen Weißenberg, also etwas gegen das Retzow'sche Corps vorgeschoben war. Südlich von Hochkirch, d. h. gegen die Hochkircher Bergkette, bildeten unmittelbar vor dem Dorfe 3 Bataillone eine Flanke und vor diesen besetzten 2 Freibataillone die am Abhange der Dorfhöhe befindlichen Birkenwäldchen, dergleichen heut noch dort vorhanden sind. Zu größerer Stärke der Stellung wurde vor jedem der beiden Flügel eine große Batterie errichtet und mit Erdaufwürfen versehen; alle übrigen Positionsgeschütze und die Bataillons-Kanonen wurden vor der Front der Truppen vertheilt. Das Lager hatte eine Ausdehnung von 5000 Schritt, während das österreichische 9000 Schritt lang war.

Die gesammte gegenwärtige Streitmacht Friedrich's betrug mit Einschluß des 12,000 Mann starken abgesonderten Retzow'schen Corps nicht mehr als 42,000 Mann, worunter 13,000 Mann Reiterei; dagegen gebot Feldmarschall Daun über ein

Heer von ungefähr 90,000 Mann, worunter 15,000 Reiter, und stand davon mit 65,000 Mann unmittelbar dem Könige bei Kittlitz gegenüber. Wenn Letzterer schon dadurch im Nachtheil sich befand, so war er dies noch weit mehr durch die gewählte Stellung. In der That, während des ganzes siebenjährigen Krieges hat die preußische Armee eine kühnere, eine gewagtere Stellung nicht genommen, und gegen die Größe der Gefahren, die damit verbunden waren, kommt der Umstand kaum in Betracht, daß sie theilweise durch das tiefe Thal des Löbauer Wassers und durch dessen steile Thalränder gegen directe Angriffe gesichert und für die rechte Flanke des Daun'schen Heeres drohend war; denn nicht nur befand sich ein Theil von ihr auf einem durch Gründe, Bäche und Hohlwege durchschnittenen Terrain, sondern es fehlte auch dem Lager an innerem Zusammenhang, indem der linke Flügel durch das Thal des Dorfes Niethen von der übrigen Stellung gänzlich getrennt war. Es kamen für denselben weder ausreichende Communicationen zur Verbindung mit dem rechten Flügel zu Stande, noch waren zwischen ihm und dem Retzow'schen Corps direkte Verbindungen begünstigt; ja eine solche wurde durch die Besetzung des wichtigen Stromberges von Seiten der Oesterreicher sogar in hohem Grade benachtheiligt. Man erwäge nun noch, daß für diese von der Höhe ihrer Hauptstellung ein freier Ueberblick über die ganze Gegend und daß deshalb für die Preußen kaum die geringste Bewegung und Veränderung der Stellung, ohne von dort bemerkt zu werden, möglich war. Dagegen blieben die kaiserlichen Truppen in allen ihren Bewegungen durch die vorliegenden Höhen und Waldungen verdeckt, und dies um so mehr und um so leichter, als Daun durch die Stellung des Laudon'schen Corps im Besitze des Hochkircher Gebirges blieb und den rechten Flügel des preußischen Lagers gänzlich umfaßte, und daß er mit der großen Menge seiner leichten Truppen (etwa 6000 Mann), auf deren Gewandtheit und Treue er sich verlassen durfte, die Waldungen am Fuße dieser Berge besetzt hielt. Dadurch konnten die preußischen Vorposten leicht auf die gewöhnlichen Lager-Feldwachen beschränkt und konnte auch durch die auf einige hundert Schritt vorgeschobenen Frei-

Bataillone nur wenig Sicherheit gewährt werden. Indem die Patrouillen nicht 300 Schritt über die Vorposten vorgehen durften, ohne gefährdet zu sein, wurde dem Feinde die Möglichkeit gegeben, nächtliche Bewegungen von der Bergseite her unvermerkt bis ganz in die Nähe des preußischen Lagers vorzunehmen. Nächtliche Beunruhigungen von Seiten der leichten österreichischen Truppen fehlten daher auch selten, aber gewöhnlich liefen sie nur auf ein bloßes Geplatze und viel Lärm hinaus. Der preußische Soldat gewöhnte sich an diese sogenannten Panduraden auf den Vorposten und hielt den Lärm für unbedeutend, so lange nicht die Kugeln durch die Zelte flogen. Um so mehr mußte ein ernster Angriff, den etwa Daun beabsichtigte, den Charakter einer Ueberraschung oder eines nächtlichen Ueberfalls haben.

Friedrich wurde bei Zeiten auf die Gefahren, die ihm drohten, aufmerksam gemacht. Schon als die Stellung gewählt wurde, konnte ihm nicht entgehen, daß die anwesenden Generale das Bedenkliche derselben sogleich erkannten; ja der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau, der Held von Leuthen, der einst beim Beginn der Koliner Schlacht in Freimuth seine Bedenken geäußert hatte, verfehlte auch jetzt nicht, Vorstellungen zu machen. Der General-Quartiermeister der Armee, von Marwitz, dem befohlen wurde, das Lager auszustecken, nahm Anstand, dies zu thun, indem er seinerseits die Unglücksfälle nicht verantworten könne, denen die Armee in einer solchen Stellung ausgesetzt sein würde. Als hierauf Friedrich, der ihm, obwohl er hoch in seiner Gunst stand, wegen Ungehorsams Arrest ertheilte, in eigner Person die Alignements des Lagers bestimmt hatte und dieses nun der Ingenieur-Lieutenant Marquardt aussteckte, wurden dessen Fourierschützen während ihres Geschäfts bereits von den Oesterreichern mit Kanonenschüssen begrüßt. Als ferner der Marschall Keith unter Bedeckung von 4 Bataillonen und 10 Escadronen einen Brot-Transport von Bautzen nach Hochkirch der Armee zuführte, nahm General Laudon nicht Anstand, in der Entfernung einer halben Meile vom Lager einen Angriff auf denselben zu wagen. So wenig stark war auf dieser Seite

die preußische Stellung, und so wenig Respekt flößte sie dem Feinde ein!

Wie in aller Welt konnte aber Friedrich eine solche Stellung nicht blos wählen, sondern auch mehrere Tage hindurch und so lange beibehalten, bis er furchtbar in ihr aufgeschreckt und aus ihr heraus gezwungen wurde? Sein Verharren erklärt sich aus seinem Charakter, der von Eigensinn und Uebermuth nicht frei war, aus seiner hohen Meinung von dem Achtung, ja Furcht gebietenden Eindruck, den er und sein Heer bei dem Feinde hervorbringe, und aus seiner Ansicht von der Eigenthümlichkeit und dem bisherigen Benehmen des feindlichen Feldherrn. Gewiß, er erkannte die Nachtheile seiner Stellung; aber es fiel ihm schwer, dem Feinde, bei dem ersten Erblicken desselben, die Ehre einer rückgängigen Bewegung zu erweisen. Als Feldmarschall Keith die Aeußerung that: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden!" antwortete er: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Insbesondere traute er, gestützt auf seine Wahrnehmungen seit dem Rückzuge nach der Koliner Schlacht, dem Marschall Daun eine kühne Unternehmung nicht zu. Er konnte sich der einmal vorgefaßten Meinung nicht entwinden, derselbe werde sich nach Zittau und Böhmen zurückziehen. Hatte er doch, wie er glaubte, die sichersten Nachrichten aus dem feindlichen Lager selbst, und alle diese deuteten bestimmt auf einen bevorstehenden Rückzug der kaiserlichen Armee. Es war ihm nämlich, heißt es, gelungen, einen Major derselben zu erkaufen und durch ihn Alles zu erfahren, was in Daun's Lager vorging. Behufs sicherer brieflicher Mittheilung wurde ein Korb voll Eier gewählt, unter denen ein ausgeblasenes immer das Schreiben enthielt. Zufällig begegnete der Ueberbringer dem Feldmarschall, der ihn fragte, was er zu verkaufen habe, und, da er von Eiern hörte, ihm befahl, sie nach seiner Küche zu bringen. Hier wurde der Verrath entdeckt, und Daun benutzte ihn nun zu seinem Vortheil. Er schenkte dem Briefschreiber unter der Bedingung das Leben, daß er den König durch falsche Nachrichten, die er ihm in die Feder dictiren

würde, gegen jede Gefahr eines Angriffs sicher mache. So wurde der Briefwechsel einige Tage unterhalten, und da der Berichterstatter nur immer von dem bevorstehenden Aufbruche oder Rückzuge des österreichischen Heeres nach Böhmen schrieb, so meinte der König, Grund genug zu haben, um wiederholten Mittheilungen mehrerer seiner Generale, die alle vom Gegentheil sprachen, keinen Glauben zu schenken. Er gefiel sich um so mehr in seiner Meinung, als er die Absicht hatte, den feindlichen Feldherrn gänzlich aus der Lausitz zu drängen, und als nicht in Abrede gestellt werden konnte, daß ihm die eingenommene Position den geradesten Weg zu seinem nächsten Operations-Object, nämlich über Görlitz nach Schlesien zur Entsetzung von Neisse, darbot. Er strebte sogar, gewisse, in solcher Lage so natürliche Vorsichtsmaßregeln zu unterdrücken, indem er z. B. befahl, daß die Armee unangekleidet in ihren Zelten ruhe. Ja auch in dieser wurde des Königs Meinung die herrschende, und man beachtete um so weniger die nächtlichen Angriffe der Kroaten.

Demnach waren auf der Seite des kaiserlichen Feldmarschalls die Vortheile so überwiegend, auf der anderen Seite alle Umstände so nachtheilig, daß sich ihm die Gelegenheit zu einem sichern und Erfolg verheißenden Angriffe förmlich aufdrängte. Wie wenig er daher auch geneigt sein mochte, von einem System abzugehen, dem schnell entschlossene und kühn zufahrende Thatkraft fremd war; so faßte er doch diesmal gleich nach der ersten Recognoscirung der feindlichen Stellung den Entschluß, den König anzugreifen. Muthige und einsichtsvolle Generale, wie Laudon, Lascy und Odonnel, bestärkten ihn in diesem Vorsatze; ja seine Armee selbst schien ihn zu einer entscheidenden That drängen zu wollen; denn in dem ganzen österreichischen Heere empfand man das Benehmen des Königs als eine Geringschätzung und Beleidigung, und man hörte von Offizieren im Lager die Worte: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle kassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade hingehen lassen."

Und doch fehlten nicht 24 Stunden, und die Herausforderung wäre zu spät angenommen gewesen! Als nämlich Friedrich

mehr und mehr sich überzeugte, daß Daun weder Anstalten zu einem Abmarsche noch zu einem Angriffe treffe, entschloß er sich den 12. October, seine Stellung zu verlassen, um sich durch neue Bewegungen seinen Operationszwecken mehr zu nähern. Demgemäß wollte er das von Daun rechts stehende und getrennte Corps des Prinzen von Baden-Durlach, der gegen den General von Retzow die Straße nach Reichenbach und Görlitz decken sollte, von der Daun'schen Armee ganz abschneiden und es isolirt schlagen, bevor diese ihm helfen könnte. Allein zu einer solchen Operation war die für mehrere Tage nothwendige Verpflegung nicht zur Stelle; dasein aber mußte sie, indem man späterhin die Verbindung mit den Verpflegungspunkten Bautzen und Dresden aufzugeben genöthigt war, und so wurde die für den 13. October in Aussicht genommene Ausführung des trefflichen Planes auf den 14. Oktober verschoben, dessen blutiger Morgen bereits ein ganz anderes Resultat herbeiführen sollte. „Schön und kühn," sagt ein neuerer militärischer Beurtheiler, „war die Disposition zum Abmarsch der Armee entworfen. Es konnte dem König nicht mißlingen, das Durlach'sche Corps aufzureiben. Daß Daun dann eiligst nach Böhmen zurückkehrte, war gewiß, oder er hätte seinen Charakter ganz verleugnen müssen. Heut zu Tage würde dieses Manöver ausgeführt worden sein, denn man hätte nicht nöthig gehabt, sich der Verpflegung wegen aufzuhalten; damals übte sie aber einen solchen Einfluß auf alle Operationen, daß selbst ein Friedrich sich dem fügen mußte. So kam dieses Manöver nicht zur Ausführung, welches sonst eins der glänzendsten des siebenjährigen Krieges geworden wäre."

Wenn Daun nur langsam und erst am 14. October das Glück zu ergreifen wagte, wozu sich ihm schon seit dem 10. dieselbe vortheilhafte Gelegenheit darbot; so kann dagegen seinen Voranstalten zum Ueberfalle und der Ausführung desselben das Lob der Zweckmäßigkeit nicht vorenthalten werden. Zeigte er doch von jeher in Allem, was sich auf Vorsicht und Behutsamkeit bezog, den Meister. Sein Angriffs-Entwurf beruhte im Allgemeinen auf der Idee, vor Tagesanbruch den rechten Flügel des

preußischen Lagers bei Hochkirch zu überfallen, während gleichzeitig Angriffs-Truppenmassen dem Centrum und dem linken Flügel näher rücken sollten, um nach dem Gelingen des Ueberfalls die errungenen Vortheile auch von diesen Seiten zu sichern und zu vergrößern, — gewiß eine zweckentsprechende Idee, da die zum Hauptangriff bestimmten Truppen denselben von der Seite des Hochkircher Gebirges verdeckt machen konnten und hier auf eine Flanke des feindlichen Lagers stießen, welche überdies vom Laudon'schen Corps schon ziemlich in den Rücken genommen war.

Damit sein Vorhaben möglichst verborgen bliebe und der König in voller Sicherheit erhalten würde, nahm Daun noch zu neuen Vorsichtsmaßregeln Zuflucht, so daß er mehr vor einem ihm selbst drohenden Angriff in Furcht zu sein schien. Nicht nur ließ er neue Befestigungen durch Aufwürfe von Schanzen und Batterieen vor der Front des österreichischen Lagers ausführen, sondern er ordnete auch die Verhauung der Waldungen des Hochkircher Gebirges zur Deckung des linken Flügels an und ließ unablässig daran arbeiten.

Endlich waren die zum Angriffe nothwendigen Vorbereitungen und die Colonnenwege durch die Waldungen und Berge im Laufe des 13. Octobers vollendet, und Abends 8 Uhr verließen, unter Anführung des Marschalls selbst, die Truppen des linken Flügels das Lager, während die Wachtfeuer in demselben sorgfältig unterhalten wurden, passirten in drei Colonnen das Gebirg und standen am 14. October bereits früh um 4 Uhr am nördlichen Fuße desselben, wo sie regimenterweise hintereinander aufmarschirten. Wie dunkel auch die Nacht (denn es war zwar Mondschein, aber der dickste Nebel bedeckte ringsum die Landschaft) und wie beschwerlich die Wege, Alles war geglückt und die Ausführung der Märsche mit der größten Ordnung und mit möglichster Stille geschehen. Auf daß den feindlichen Vorposten das Getöse verborgen bliebe, welches mit dem Marsche zahlreicher Colonnen und mit einem starken Zuge Artillerie nothwendig verbunden war, mußten während der Nacht eine Menge Arbeiter in den Waldungen durch Fällen der Bäume, durch stetes Anrufen und Singen

die Aufmerksamkeit der Hörenden ablenken und täuschen. In der That schrieb man auch auf preußischer Seite den Lärm der eifrigen Fortsetzung der bereits am Tage zuvor begonnenen Befestigungs- und Sicherheitsarbeiten der Oesterreicher zu. Ueberhaupt stieg dort nicht die geringste Ahnung auf von der nahe drohenden Gefahr, da die preußischen Vorposten sich auch in dieser Nacht zu wenig gegen die Gebirgsseite hin vorwagten, und da noch am Abende des 13. Octobers auf die Aussage von Cavallerie-Patrouillen, daß sie Bewegungen im österreichischen Lager bemerkt hätten, bei des Königs vorgefaßter Meinung für den Abmarsch Daun's nach Böhmen kein Gewicht gelegt wurde, und dies um so mehr, als die Aussagen vieler österreichischen Ueberläufer, welche über die Absichten Daun's in Unkenntniß waren, sämmtlich nur dessen Aufbruch in's Nachbarland bestättigten.

So blieb die preußische Armee in sorgloser Stimmung und überließ sich entkleidet dem Schlafe; selbst die Pferde der Cavallerie hatten abgesattelt werden müssen. Nur einige Offizier-Gesellschaften waren einen großen Theil der Nacht hindurch heiter bei Musikchören zusammen. Als auch diese gegen 3 Uhr Morgens verstummten, fesselte tiefer Schlaf fast das ganze Lager. —

Die zu dem ersten Angriff auf das preußische Lager bestimmten Truppen des linken österreichischen Flügels waren, wie bereits mitgetheilt worden, in der Nacht vom 13. zum 14. October überall an den betreffenden Punkten angelangt und befanden sich schon eine Stunde vor dem zum Angriff verabredeten Zeitpunkte auf beinahe Musketenschußweite vor den preußischen Vorposten des rechten Flügels formirt, ohne daß diese erfuhren, was einige hundert Schritt vor ihrer Front sich zutrug. Auch das Corps des General Laudon, das um Mitternacht aus seinen bisherigen Standorten aufgebrochen und vor jenen Colonnen mehr links und vorwärts gezogen, hatte, ohne im Geringsten bemerkt zu werden, Morgens um 4 Uhr die ihm angewiesenen Stellen erreicht. Daß Daun dieses Corps auch mit Cavallerie verstärkt, daß er überhaupt

das Gros der Cavallerie auf den linken Flügel beordert, war unstreitig sehr zweckmäßig; denn dasselbe war hier nicht nur dem Terrain nach am besten aufgestellt, sondern es bedrohte daselbst auch die Rückzugslinie des Feindes.

Noch deckte Nacht und Nebel die Erde. Die Thurmuhr von Hochkirch hatte eben die fünfte Morgenstunde verkündet. Da knallten einige Schüsse in der Nähe der preußischen Freibataillone, die südlich von Hochkirch vor der Flanke standen; sie kamen von den Panduren des Laudon'schen Corps, die, von der regulären Infanterie der nächsten Daun'schen Colonne unterstützt, den Angriff begannen und gegen jene zwei in den oben erwähnten Birkenwäldchen aufgestellten Freibataillone vordrangen. Dieselben wurden überfallen, gegen die Feldwachen der drei Grenadier-Bataillone der Flanke vor dem Dorfe zurückgeworfen und unmittelbar verfolgt. Ein Kleingewehrfeuer von Panduren war alle Nächte vorgekommen und hatte die Preußen wenig oder gar nicht in ihrer Ruhe gestört; allein das jetzige war bald stärker, als das einer gewöhnlichen Pandurade; daher ergriffen die Grenadiere, ein großer Theil ohne Stiefeletten und Tornister, die Waffen, um dem näher kommenden Feinde entgegenzurücken, während das rechte Flügel-Bataillon der Front (das erste Bataillon des Regiments Markgraf Karl) die große, aus 6 Feldstücken und 20 Zwölfpfündern bestehende Batterie vor Hochkirch, den eigentlichen Schlüssel der ganzen Stellung, besetzte.

Mit welcher Ueberraschung für die Preußen der Kampf begann, möge uns folgende Darstellung eines bewährten Augenzeugen und Theilnehmers an demselben, des schon früher genannten, im Jahre 1807 als preußischer General-Lieutenant gestorbenen Tempelhoff, veranschaulichen. „Ich war," erzählt er, „damals Unteroffizier und stand mit zwei 24pfündigen leichten Kanonen in der Flesche bei der Feldwache von dem Grenadier-Bataillon Plotho. Da wir alle Nächte von den Kroaten beunruhigt wurden, so vermutheten wir wieder einen Besuch. Ich war daher um 3 Uhr aufgestanden, setzte mich mit meinen Kanonieren bei der Feldwache an's Feuer und hielt mich gefaßt, den Feind zu bewillkommnen.

Da aber bis gegen Anbruch des Tages Alles still war, so glaubten wir, daß wir diesen Tag nichts würden zu thun bekommen als mit einem Male der Lärm bei den Freibataillonen anging. Dies dauerte wohl eine gute halbe Stunde, und das Bataillon Plotho war bis auf die Stiefeletten größtentheils angezogen und stellte sich rechts und links der Flesche, die vor demselben aufgeworfen war. Wir konnten aber wegen des dicken Nebels nichts vom Feinde sehen, ungeachtet die Morgendämmerung schon anbrach. Ich ließ die Kanonen abfeuern, um zu erfahren, ob etwas vor der Batterie wäre; allein da kein Schuß wieder geschah, so bestärkte uns dies noch mehr in dem Gedanken, daß das Geknacker nichts weiter als ein Angriff der Freibataillone sei. Da aber doch das Feuer immer näher kam, so richtete ich die Kanonen nach der Gegend hin, wo der Feind stand, und that noch einige Schüsse, und hierauf bekamen wir eine Salve von einigen Bataillonen, die sich uns schon auf ein paar Hundert Schritt genähert hatten. Das Bataillon Plotho fing hierauf auch an zu feuern, und ich feuerte so geschwind, als die Kanonen nur geladen werden konnten. Ich mochte ungefähr 15 Schuß gethan haben, als ich mit einem Male zu Boden stürzte und ganz betäubt dalag. Ich glaubte, ich wäre durch eine Flintenkugel blessirt, weil mir das Blut über's Gesicht lief; als ich aber von meinem Fall aufstehen wollte, sah ich hinter mir die Batterie voll österreichischer Grenadiere, die von hinten durch die Zelte gekommen waren und fand hernach, daß mir einer mit dem Kolben einen Schlag auf den Kopf gegeben und so mich niedergeworfen hatte.

Das Bataillon Plotho wurde nunmehr auf allen Seiten angegriffen, und ich war ein Zeuge von einem Infanteriegefechte, das vielleicht Alles übertrifft, was man sich Mörderisches vorstellen kann. An's Schießen wurde gar nicht gedacht, weil die Leute keinen Platz zum Laden hatten; desto mehr wurde aber mit Bajonetten und Kolben gemordet! Ich wurde bei dieser Gelegenheit gefangen, aber auch bald darauf von unserer Cavallerie wieder befreit, die in die feindlichen Grenadiere einhieb."

Sowohl dem genannten, wie den beiden anderen Grenadier-Bataillonen der Flanke (Dieringshofen und Benkendorf) gelang es, die feindliche Infanterie über die Fleschen hinauszuwerfen und bis in die Birkenbüsche vorzudringen, wo die Freibataillone gestanden; allein nun begann gegen sie ein Rückenangriff; denn die Kroaten, die sich unterdeß, von regulärer Infanterie gefolgt, in das verlassene Lager der preußischen Flanke geschlichen hatten, richteten von da ein mörderisches Feuer gegen sie, die im Vordringen begriffen waren. Somit wurde im Rücken wie in der Front Gegenwehr nöthig. Dieselbe war hartnäckig und verzweifelt, und da die Gegner, besonders die Grenadiere, in gleicher Tapferkeit ausharrten, so artete das Gefecht bald überall in einen um so blutigeren Kampf von Mann gegen Mann aus, als bei der Dunkelheit der Nacht Oesterreicher und Preußen sich bald untereinander mischten und eine gegenseitige Erkennung unmöglich war. Daher war jeder Soldat nur darauf bedacht, sich durch blindes Umherschlagen und Stechen zu vertheidigen, meist ohne zu wissen und ohne sich viel darum zu bekümmern, wen er treffe, ob Feind oder Freund. Oft wieder betastete man sich wechselseitig, um zu unterscheiden, wobei die Blechkappe, wie die Gegner sie nannten, den preußischen, die Bärmütze den österreichischen Grenadier kenntlich machte. Endlich vermochten die Preußen nicht mehr Stand zu halten; sie mußten sich mit Zurücklassung ihrer Artillerie gegen Hochkirch durchschlagen, um sich hinter diesem Dorfe wieder zu formiren. Dies wurde zwar bewerkstelligt, aber nicht ohne großen Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen; denn gleichzeitig mit dem eben erwähnten Angriffe brach die Laudon'sche Cavallerie so heftig und überlegen gegen das rechts von Hochkirch vorgeschobene Zieten'sche Cavallerie-Regiment vor (welches der besorgte Zieten schon eine halbe Stunde nach dem das Gegentheil bestimmenden Befehle des Königs in aller Stille wieder hatte satteln lassen), daß sich dasselbe — und es geschah in Ordnung — gegen die Aufstellung der Infanterie hinter diesem Dorfe zurückzog, worauf sowohl Laudon aus einer Batterie von 8 Stücken, als auch andere Truppen mit den in

den Fleschen eroberten preußischen Kanonen das ganze Lager des rechten feindlichen Flügels beschossen.

Dieser zunehmende Donner der Geschütze auf dem rechten preußischen Flügel verrieth den ernsten Charakter des Gefechts und weckte den übrigen Theil der Armee. Die Mannschaften kleideten sich schnell an, eilten aus den Zelten und traten in's Gewehr. Der König selbst, der sich schnell angekleidet und zu Pferde nach dem Standorte der nächsten Truppen des Centrums begeben hatte, hielt den ganzen Auftritt nur für einen falschen Lärm und untersagte ihnen das Ausrücken; allein als bald darauf wiederholte Meldungen von den ersten Niederlagen anlangten, ertheilte er den Befehl zur Unterstützung des rechten Flügels. Der Kampf, der unterdeß auf's Neue begonnen, war, wie die früheren Gefechte, weder zusammenhängend noch erfolgreich auf Seiten der Preußen, und er konnte dies auch bei der Dunkelheit des Morgens, bei der Unmöglichkeit eines weiten und klaren Ueberblicks und einer auf diesen gegründeten sicheren Leitung füglich nicht sein. Nur die Flammen des wahrscheinlich durch Haubitz-Granaten in Brand gerathenen Dorfes Hochkirch warfen einiges Licht über die furchtbare Scene. Als der Tag angebrochen war, verdüsterte ein dicker Nebel so sehr alle Gegenstände, daß höchstens ein Umkreis von 30 Schritten übersehen und oft kaum Mann gegen Mann erkannt werden konnte. Zwar leisteten die Bataillone in fast übermenschlicher Anstrengung das Aeußerste; zwar gelang es ihnen wiederholt, den tapfern Feind nicht nur aus dem Lager der Flanke, sondern auch über die Fleschen bis in die Birkenwäldchen zurückzuwerfen, wo Anfangs die Freibataillone gestanden; allein jedes Mal wurden sie hier von einer sich immer auf's Neue verstärkenden Truppenmasse zugleich in Front, Flanke und Rücken aus Geschütz und kleinem Gewehr beschossen und dadurch genöthigt, sich wieder durch und neben Hochkirch bis hinter dieses Dorf zurückzuziehen. Dabei wurde stets die Gefahr erhöht durch die Seitenangriffe der Laudon'schen Reiterei, die es auch mehr als ein Mal verhinderte, daß Zieten mit seinem und dem Regiment Czettritz gegen die linke Flanke der

Oesterreicher einen Erfolg erwirkte; denn es war ihr vermöge ihrer Stellung und Stärke jedes Mal leicht, ihn in Flanke und Rücken zu nehmen und dadurch zum Rückzuge zu veranlassen.

Gewaltig waren auf diese Weise die Verluste der Preußen, und gar manche hochgeachtete und theure Helden sanken bei den mit der größten Anstrengung und Anfangs fast immer mit glücklichen Fortschritten angestellten Versuchen, entweder die von den Oesterreichern weggenommene große Batterie des rechten Flügels vor Hochkirch oder dieses Dorf selbst und die von ihm südlich nach dem Gebirge zu anliegende Gegend bis zu den Birkenwäldchen, also die ganze ursprüngliche Stellung wiederzugewinnen. So wurde bei dem Dorfe Feldmarschall Keith, bereits zweimal verwundet, durch eine Gewehrkugel niedergestreckt, als er an der Spitze des Regimentes Kanaker in heftigem Frontal-Angriffe, dem nichts widerstehen konnte, die Batterie erobert und den Birkenbusch davor erreicht, darauf aber, von Neuem gleichzeitig in Front, rechter Flanke und von den österreichischen Grenadieren von Hochkirch aus im Rücken angegriffen und endlich auch durch eine Kanonade in der linken Flanke gefaßt, sich mit dem Bajonette einen Rückzug durch die Feinde bahnen mußte; — so stürzte Prinz Franz von Braunschweig, durch eine Kanonenkugel getödtet, nachdem er, wie Keith, Hochkirch rechts lassend, mit dem Regiment Itzenplitz aus dem Centrum in der Richtung gegen die große Batterie glücklichen Erfolg erkämpft, auf dem durch Beschießung beider Flanken abgenöthigten Rückzuge; — so auch wurde Fürst Moritz von Dessau durch zwei Kleingewehrkugeln tödtlich verwundet und fiel in die Hände der Feinde, nachdem er schon einmal das Dorf erstürmt, die Oesterreicher bis gegen die Birkenbüsche hinausgetrieben, darauf sich, immer wieder, wie die vorhin genannten Führer, in Flanke und Rücken genommen und dazu noch Flanken-Angriffen der feindlichen Reiterei ausgesetzt, nur mit Mühe zurückgezogen und mit den Regimentern Itzenplitz und Prinz von Preußen zur Wiedereroberung des Dorfes auf's Neue, obwohl wegen der unterdeß auf den Höhen vor diesem aufgepflanzten zahlreichen Artillerie vergebens vorge-

wagt hatte. Lauter Namen, die aus dem unvergeßlichen Jahre 1757 hoch aufglänzten und schwer zu ersetzen waren. Der König selbst achtete das stärkste Feuer nicht und wurde nur durch dringende Vorstellungen des Markgrafen Karl bewogen, an seine persönliche Sicherheit zu denken.

Noch verdient aus den blutigen Wirren des nächtlichen Kampfes die Vertheidigung des Dorfkirchhofes durch den Major von Langen eine besondere Erwähnung. Als nämlich nach der Eroberung der großen Batterie am rechten preußischen Flügel Daun nach 5½ Uhr mit der nur mühevoll wiederhergestellten Schlachtordnung seiner durch die ersten tumultuarischen Angriffe in der Dunkelheit der Nacht und bei der Unkenntniß des Terrains in Verwirrung gerathenen Truppen seine Angriffe gegen Hochkirch selbst richtete, vertheidigten das bereits brennende Dorf 2 Bataillone, nämlich das 1. Bataillon des Regiments Geist und das 2. Bataillon des Regiments Markgraf Karl, jenes die Gärten des Dorfes, dieses unter dem Major von Langen den (auch heute noch) mit einer dicken Mauer umgebenen und südöstlich, also auf der damaligen Angriffsseite, im Verhältniß zur nächsten Umgebung etwas höher gelegenen Kirchhof besetzt haltend. Jenes gab bei dem zunehmenden Brande ringsum und bei dem gleichzeitigen überlegenen Angriffe der österreichischen Grenadiere die Vertheidigung auf, und nun besetzten letztere das Dorf; umsonst waren jedoch alle Bestrebungen, dem Major von Langen den Kirchhof zu entreißen. So stand das Gefecht fast eine Stunde; die Oesterreicher hatten das Dorf, die Preußen den Kirchhof. Daun schickte zur vollständigen Gewinnung Hochkirchs nacheinander 7 Regimenter vor; aber alle ihre Angriffe scheiterten an Langen's muthiger und geschickter Vertheidigung. Erst gegen halb 7 Uhr, erst als nach einstündiger Gegenwehr sein Bataillon bereits alle Patronen verschossen hatte und zugleich der Angriff einer österreichischen Brigade in der Richtung von Osten her immer näher kam, entschloß er sich, den Kirchhof zu verlassen. Ueberall vom Feinde umgeben, glaubte er nur im Durchschlagen Rettung zu finden; allein bei dem nun entstande-

nen Handgemenge mit dem Säbel und dem Bajonete fand der größere Theil seiner Soldaten den Tod oder gerieth verwundet in Gefangenschaft. Auch er, der heldenmüthige Führer, erlitt hier so schwere Wunden, daß er ihnen am 21. October erlag, geehrt von dem ganzen Heere, geehrt auch von dem Feinde, der sowohl ihn, wie seinen wackern, gleichfalls tödtlich verwundeten Kampfgenossen, Lieutenant von Marwitz, der preußischen Armee nachgeschickt hatte. Als Friedrich den Tag nach der Schlacht die Regimenter musterte, sagte er: „Das zweite Bataillon von Markgraf Karl hat sich gestern ausnehmende Ehre erworben: ich werde es ihm auch gewiß nie vergessen; es ist Schade um den braven Major Langen.“ Auch nach dem Kriege noch, auch in seiner Geschichte desselben, gedenkt er mit besonderer Theilnahme der ruhmvollen That.

Es war bereits 7 Uhr des Morgens; der Nebel begann einigermaßen zu sinken und gestattete nach und nach überall einen weiteren Gesichtskreis, wo nicht der Pulverdampf des Gefechts und der dicke, aus dem brennenden Dorfe aufsteigende Rauch diesen verhinderten. Man erkannte, daß Hochkirch verloren sei; gleichwohl vermochte der König immer noch nicht die Ueberzeugung aufzugeben, er könne dem Feinde die errungenen Vortheile wieder entreißen; und so mußten die noch übrigen Bataillone des Centrums die letzten Versuche zur Wiedereroberung des Dorfes machen. Allein das Endergebniß aller dieser Bemühungen war, daß sie gezwungen wurden, sich mit dem Verluste zahlreicher Mannschaft, die gefangen wurde, vor das kaum ½ Stunde nördlich von Hochkirch gelegene Dorf Pommritz zurückzuziehen.

Endlich war der Nebel vollständig gesunken und ein heller Tag leuchtete über dem Schauplatz des grausen Nachtkampfes. Friedrich benutzte sofort die freie Umsicht zur wahren Erkennung der Lage der Dinge. Als er sah, daß Daun sich bestrebte, die Schlachtordnung seiner Truppen wiederherzustellen und sich in mehreren Linien vor und zu beiden Seiten von Hochkirch zu formiren, war er, trotz der erlittenen großen Verluste, ohne Zögern entschlossen und bemüht, eine neue Schlachtordnung

zu gewinnen, um einem etwaigen ferneren Andrange des Gegners Widerstand leisten zu können, während gleichzeitig mehrere, weiter östlich aufgestellte Bataillone den Grund von Niethen trefflich vertheidigten und das Andringen des Feindes (unter den Generalen Wiese und Colloredo) hemmten. Die neue Schlachtordnung, die der König bildete, ging von den Höhen hinter Pommritz gegen den davon nordwestlich gelegenen tiefen und steilen Grund von Drehsa, wo bereits der früher dahin beorderte Major von Möllendorf (derselbe, der als Hauptmann in der Schlacht bei Leuthen so entschlossen die Erstürmung dieses Dorfes entschied) die Laudon'sche Reiterei, welche in der Absicht vorgegangen, dem preußischen Heere den Rückzug abzuschneiden, mit seiner Artillerie auf das Wirksamste zurückgewiesen hatte und somit dem ihm jetzt zunächstgestellten rechten Flügel Sicherheit zu gewähren im Stande war. Allein Marschall Daun erneuerte auf dieser Seite des Schlachtfeldes den Kampf nicht mehr, nachdem er nach zweistündiger großer Anstrengung mit abwechselndem Glück und nicht anders, als mit Einbuße des Kernes seiner Truppen einen wenig über 1000 Schritt breiten Terrainabschnitt erstritten hatte.

Was geschah unterdeß auf dem linken preußischen Flügel und bei dem Retzow'schen Corps, dessen Anmarsch der König nach Beginn des Gefechts befohlen und auf dessen Eintreffen er sehnlichst gehofft?

Der Angriff des rechten österreichischen Flügels auf den linken preußischen begann, der gegebenen Disposition zufolge, erst dann, als der Erfolg des Daun'schen Angriffs gegen Hochkirch sicher war, also ungefähr erst gegen 8 Uhr oder zu der Zeit, wo von dem Könige die Stellung bei Pommritz formirt wurde. Allein mehrere Versuche des Herzogs von Ahremberg, der die erste, und des Herzogs von Ursel, der die zweite Colonne commandirte, wurden durch das preußische Kanonenfeuer und durch die Tapferkeit der beiden Bataillone Wangenheim und Heyden vereitelt; und als es endlich gegen 9 Uhr gelungen war, die große Batterie des linken preußischen Flügels zu nehmen, begnügte

sich damit der Herzog von Ahremberg und beendete seinen Angriff und das Gefecht gegen diesen; denn bereits hatte die Avantgarde des Retzow'schen Corps ihre Vereinigung mit demselben bewirkt, ohne von dem Prinzen von Baden-Durlach gehindert zu werden. Dieser hatte nämlich der nach dem Schlachtentwurfe des Feldmarschalls ihm zugefallenen Aufgabe durchaus nicht auf eine genügende Weise zu entsprechen gewußt. Anstatt das Corps des Generals von Retzow anzugreifen und, konnte er es nicht schlagen, wenigstens festzuhalten, griff er nur zu der halben Maßregel, mit dem bei weitem kleineren Theile seiner Truppen den Prinzen von Löwenstein zu detaschiren, der siegreich zurückgeworfen wurde. Zwar entstand durch diesen Kampf der Nachtheil für den General von Retzow, daß er den vom Könige erhaltenen Befehl erst nach Versäumniß einer Stunde zu erfüllen im Stande war; indeß er ward doch nicht verhindert, seine Vereinigung mit Letzterem auszuführen. Die Stellung, welche er jetzt etwa 2000 Schritt östlich von Klein-Bautzen bei Belgern nahm, war so vortrefflich gewählt, daß, nach des Herzogs von Ahremberg eigenem Geständniß, sie allein ihn vom weiteren Verfolgen abhielt, und daß der Prinz Heinrich von Preußen ihr die Rettung der Armee zuschrieb.

Friedrich, auf diese Weise durch Retzow gegen den Herzog von Ahremberg geschützt, konnte nun mit größerer Sicherheit das Heer den Rückzug antreten lassen, zu dem er sich entschließen mußte, da er zu ansehnliche Verluste erlitten hatte und bei der umfassenden Aufstellung der Oesterreicher überall eine Erneuerung des Gefechts unthunlich fand. Die nunmehrige Aufstellung der Cavallerie unter Zieten und Seydlitz auf der Ebene von Burschwitz und Klein-Bautzen zur Deckung des Rückzugs, der darauf folgende Marsch der Infanterie durch den Grund von Drehsa unter dem Schutze der Grenadierbataillone des linken Flügels auf den Höhen davor, dann der Marsch der Infanterie und der Bagage in zwei Colonnen gegen die sogenannte kleine Spree und über dieses Wasser bei Burschwitz und Klein-Bautzen, die Defilirung von Seydlitzens Cavallerie durch eben diese

Dörfer, der darauf folgende Zug der Nachhut und des Retzow-schen Corps und endlich der 4 Bataillone von der Schwedenschanze bei Belgern, die Wahl und Besitznahme einer neuen Stellung der preußischen Armee auf den Kreckwitzer Höhen, deren Front durch die erwähnte kleine Spree gedeckt wurde, — dieses Alles ging in solcher Ordnung, Ruhe und Kaltblütigkeit vor sich, daß es den Anschein hatte, als werde ein Manöver auf dem Exercierplatze ausgeführt, und daß auch Daun mit seinem Heere mehr bewundernd zuzusehen und das Sprüchwort in Anwendung bringen zu wollen schien, dem geschlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen.

Der kaiserliche Oberfeldherr nämlich beunruhigte, abgerechnet Anfangs eine erfolglose Kanonade, den Rückzug der preußischen Armee nicht weiter; er war zufrieden mit den errungenen Vortheilen, treu seinem Grundsatze, diese lieber als ein bereits sicheres Gut zu behaupten und mit Vorsicht zu bewahren, als die noch wache Vertheidigungslust des Feindes durch Verfolgung des Sieges bis zur Verzweiflung zu steigern und so vielleicht Alles wieder auf's Spiel zu setzen. Er ließ sein Heer in das verlassene Lager von Kittlitz zurückgehen und nur das Grenadier- und Carabinier-Corps und die Division des Grafen Colloredo das Schlachtfeld besetzt halten, sowie gleichzeitig den Prinzen Durlach eine Stellung zwischen Weißenberg und Drehsa beziehen. Als Siegestrophäen nahm er 101 Geschütze, unter diesen 52 schwere Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und den größten Theil der Zelte mit. Obwohl Sieger, hatte er doch schwere Einbuße zu beklagen; denn der Kern seiner Armee war ruinirt, da fast alle Grenadier-Compagnieen und 10 Infanterie-Regimenter außerordentlich mitgenommen waren. Im Ganzen kam wohl sein Verlust dem preußischen in der Zahl wenigstens fast gleich, und das will viel sagen! denn dieser betrug an Todten, Verwundeten, Vermißten und Gefangenen 246 Offiziere und über 8800 Mann.

Daß der preußische Verlust so bedeutend war, kam daher, weil die Truppen immer bataillonsweise in's Feuer gingen, um Hochkirch wiederzugewinnen, — ein Verfahren, dessen Zweckwidrig-

keit sich nur durch die allgemeine Verwirrung entschuldigen läßt, die bei einem so plötzlichen Ueberfalle im Dunkel der Nacht nicht ausbleiben konnte. Daß aber diese Truppen mit stets gleichem Muthe Angriffe auf Angriffe machten und durch keinen noch so großen Unfall, der ihnen im ungleichen Kampfe mit dem tapfern Feinde begegnete, ihrer Ausdauer ein Ziel setzen ließen, sowie daß sie den Rückzug, den der König anordnete, und der allgemein bis auf den heutigen Tag als meisterhaft anerkannt ist, nach einer solchen Schlacht mit einer solchen Ordnung ausführten, gereicht ihnen zur größten Ehre und ist der rühmendsten Erwähnung werth.

Der bei Hochkirch überfallene, geschlagene und von der öffentlichen Meinung Europa's für verloren erachtete König.

Wiederum hatte Friedrich nahe an 9000 Mann seiner Kerntruppen verloren, verloren wiederum, in unmittelbarer und mittelbarer Folge der Schlacht, sechs Helden aus dem unvergleichlichen Kreise der Führer, mit denen er den Krieg eröffnet: die Feldmarschälle Keith und Fürst Moritz von Dessau, die Generale Prinz Franz von Braunschweig, von Retzow, Geist und Krockow. Und ein Theil der noch brauchbaren Krieger war durch den harten Schlag dermaßen erschüttert, daß es schien, als ob in neuer Gefahr kaum mit Sicherheit auf sie gerechnet werden könne. Wie, wenn jetzt die halbwilden Fremdlinge, die seit der blutigen Lehre bei Zorndorf langsam gegen Osten zurückkehrten, sich wendeten und abermals verheerend, sengend und mordend gegen das Herz seiner Staaten vordrangen? wenn das starke Reichsheer in Sachsen sich ermannte und von der andern Seite drängte? wenn besonders in der Nähe Feld-

marschall Daun sich entschloß (und nur eines muthigen Entschlusses schien es zu bedürfen), schnell den möglichsten Nutzen aus dem frischen Siege zu ziehen? Es war gar nicht abzusehen, in welche Verlegenheiten der König hierdurch gerathen und was das Ende des Feldzugs bringen würde.

Er durchblickte vollständig seine Lage; aber schon von der ersten Stunde des Unglücks an zeigte er jene geistige Spannkraft und Kühnheit, die in entscheidenden Momenten ihm so eigenthümlich war, und die auch Napoleon als ein besonderes Kennzeichen seiner Größe hervorhebt. „In Wahrheit", schrieb Friedrich den 15. October seinem Bruder Heinrich, „das Unglück ist groß; aber man muß es mit Standhaftigkeit und Muth wieder gut machen." — „Daun hat mir einen glupschen Streich gespielt," sagte er am Tage der Schlacht zu dem Adjutanten von Retzow (dem Sohne des öfter erwähnten Generals); aber er soll sehen, wie ich ihn fassen werde." Und den Tag darauf: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, und das Spiel ist nicht verloren. Wir werden uns einige Tage hier erholen, dann nach Schlesien gehen und Neisse befreien." Zwei Tage nach der Schlacht, den 16. October, schrieb er an seinen einsichtsvollen und thätigen, freilich oft rücksichtslos durchgreifenden schlesischen Minister von Schlabrendorf: „Mein lieber Etats-Minister von Schlabrendorf! Da ich mit der Verpflegung meiner Armee pro November bereits versehen bin, so müsset Ihr nur besorgt sein, daß Ihr die pro Dezember zusammen habet und parat haltet, indem ich Euch, ohne daß Ihr Jemand, es sei auch wer es wolle, davon etwas decouvriret, im Vertrauen sagen will, daß ich mich über Görlitz nach Schlesien zu ziehen gedenke. Ihr müsset also die nöthigen Anstalten unter der Hand machen, daß vorerst auf 14 Tage Mehl für meine Armee dorten parat gehalten werde. Den Tag und den Ort meines Einmarsches in Schlesien kann ich also noch nicht bestimmen; überhaupt aber kann ich Euch soviel sagen, daß Ihr Eure Anstalten in der Gegend von Lauban, Naumburg und da zurück machen müsset, indem meine Absicht dahin gehet, um Breslau zu decken. Ein

Mehreres werde ich zu seiner Zeit, wenn es nöthig sein wird, durch Umwege Euch wissen lassen. Daß der Feind Neisse wegnehmen sollte, glaube ich keineswegs; nun aber müsset Ihr dem Commandanten von Kosel Courage einsprechen, damit er sich gut halte."

So war Friedrich nicht blos entschlossen, mit dem siegreichen und viel stärkeren Gegner den Kampf, wenn es sein müßte, auf's Neue aufzunehmen und somit dem etwaigen Drängen des nächsten Augenblicks Stand zu halten; sondern er faßte auch sofort, das Ganze festhaltend, ferne Ziele in's Auge, um ihm dadurch die Früchte des Sieges sobald und so vollständig als möglich zu entwinden. Daun's Handlungsweise aber war der Art, daß das eben Gesagte ausgeführt werden konnte. Treu seinem oben angedeuteten Grundsatze, lieber das schon Gewonnene zu behaupten, als durch Verfolgung des Sieges den noch wachen Vertheidigungsmuth der Preußen bis zur Verzweiflung zu steigern und vielleicht Alles wieder auf's Spiel zu setzen, hatte er nicht blos den König ungestört vom Schlachtfelde abziehen lassen, sondern er versäumte auch nachher die sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu vortheilhaften Unternehmungen. So beanstandete er z. B., sich der Stadt Bautzen mit der dortigen preußischen Bäckerei zu bemächtigen; so, die Vereinigung des Prinzen Heinrich von Dresden her mit dem Könige, die dieser dringend begehrte, die aber für den Augenblick nicht leicht durchzuführen war, zu hintertreiben; vielmehr verschanzte er sich, der Sieger, in seinem neuen Lager nahe dem Schlachtfelde und brachte kostbare Tage damit hin, Dank- und Freudenfeste zu feiern. Daher denn auch dieser Sieg, der zweite und letzte, den er über Friedrich davonzutragen das Glück gehabt, in der österreichischen Armee weit weniger Aufsehen machte, als bei Hofe, wo man, wie gewöhnlich, nur die eine, nämlich die glänzende Seite davon zu sehen bekam. Man lobte zwar allgemein des Feldmarschalls Entschließung, die gute Gelegenheit zu einem Ueberfall benutzt zu haben; man verkannte dabei nicht die großen Verdienste von Führern, wie Laudon, Lascy und Odonnel, als den vorzüg-

lichsten Förderern des Sieges; allein das ganze Heer fühlte es tief, daß man auf halbem Wege stehen geblieben und daß der Siegeslorbeer ein unfruchtbarer sei.

Betrachten wir den entscheidenden Moment näher.

Während Friedrich in Sachsen und der Lausitz verweilte und dann bei Hochkirch auf's Haupt geschlagen wurde, hielt in Schlesien der kaiserliche General Harsch die Festung Neisse eingeschlossen, und es war für jenen kein Geheimniß, was der starke Zug schweren Geschützes, der von Olmütz nach Schlesien beordert war, zu bedeuten habe. Indem er diese Maßregeln jetzt mit der Wirkung zusammenhielt, die ein soeben über ihn gewonnener Sieg bei den Oesterreichern hervorbringen mußte, war unschwer einzusehen, daß eine förmliche Belagerung von Neisse die Folge davon sein werde. Aber die Gefahr für diesen, damals höchst wichtigen Platz war eine Gefahr für ganz Schlesien, und sie abzuwenden, gab es kein anderes Mittel, als mit einer Armee dahin zu marschiren. In Wahrheit, die Lage Friedrich's, wenn auch nicht mehr so gefahrvoll, wie am Tage der unglücklichen Schlacht, war doch voll Schwierigkeiten! Zwischen ihm und Schlesien stand Daun's große und siegreiche Armee; und wie sah es, wenn er nach diesem Lande aufbrach und es, was nicht leicht war, überhaupt erreichte, auf der andern Seite aus? wie in Dresden und überhaupt in Sachsen? Denn das Corps, welches, wenn er, wie er mußte, seinen Bruder Heinrich an sich heranzog, dort unter General Finck zurückblieb, war viel zu schwach, um jenes zu behaupten, und doch konnte geschehen, daß es nicht blos mit dem jenseits der Elbe in der Nähe befindlichen Reichsheere zu thun haben, sondern daß auch Daun, der die sicheren Erfolge in's Auge zu fassen pflegte, wo nicht mit seiner ganzen Armee, doch mit dem größten Theile derselben einen Versuch machen würde, Dresden und somit Sachsen zu erobern. Gewiß eine verhängnißvolle Alternative für Friedrich, die zugleich die schleunigste Entscheidung forderte! Er wählte, wie wir bereits aus seinen Aeußerungen entnommen haben, den Zug nach Schlesien; er entbot ferner den General Grafen von Dohna aus Pom-

mern, sowie den General von Wedell aus der Uckermark zur Verstärkung der Vertheidigungskräfte Sachsens, und zwar zu einer Zeit, da weder die Russen noch die Schweden ernstliche Anstalten trafen, Winterquartiere zu nehmen. Berlin und die Marken wurden preisgegeben. Dies war der denkwürdige Beschluß, der durch die Art seiner Ausführung und durch seine Erfolge die Mitwelt in Erstaunen setzte und immer auf's Neue die Bewunderung der Nachwelt erwecken wird; denn selten wohl hat sich Standhaftigkeit, kaltblütige Ruhe, Weisheit und vorsichtsvolle Thätigkeit bei so kritischer Lage, in schönerer und wirksamerer Vereinigung gezeigt, als in dem Spätherbste des Jahres 1758 an Friedrich wahrgenommen wird.

Auch Feldmarschall Daun hatte einen Zug des Königs nach Schlesien nicht außer Berechnung gelassen; aber er glaubte, daß dieser sich dahin den Weg nur durch eine Schlacht öffnen könne und werde. Daher die starke Verschanzung seiner ohnehin von Natur festen Stellung. Sicher in seiner Voraussetzung, schrieb er an den General Harsch, welcher jetzt zu einer förmlichen Belagerung von Neisse überging: „Vollziehen Sie die Belagerung in Ruhe; ich halte den König fest; er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so werde ich mir eine gute Zeche bezahlen lassen.“

Aber Friedrich wich dieser ihm zugedachten Zeche aus; er war diesmal, gegen seine Natur, nicht der angreifende Theil. Er täuschte den Gegner und entwischte ihm, die größte Vorsicht und Schlauheit mit Kühnheit verbindend, durch einen Umgehungsmarsch von außerordentlicher Geschwindigkeit gegen Görlitz hin. Zwar eilte ihm jetzt Daun nach; allein da er eine feste Stellung an dem Berge Landskrone einnahm und behielt, ohne ihn aus dieser heraus anzugreifen, so zog Friedrich an ihm vorüber und über Lauban nach Schlesien hinein, während Prinz Heinrich von der letztgenannten Stadt aus den Weg durch's Gebirge nach Hirschberg hin einschlug und gegen Daun sicherte.

Schon war Friedrich bis auf wenige Meilen Neisse nahe gerückt; aber schon auch hatte, in Folge dieses bedrohenden und

gefürchteten Marsches, General Harsch die Belagerung der erwähnten Festung aufgehoben, und ihr folgte ein eiliger Schluß der Berennung von Kosel. Schlesien war befreit, und auf's Neue wendete sich Friedrich nach Sachsen, woher die Nachrichten sehr bedenklich lauteten; denn Feldmarschall Daun war, als der König von Lauban aus weiter nach Schlesien vorging, nach Sachsen zurückmarschirt, um in Verbindung mit der Reichsarmee sich Dresdens zu bemächtigen. Die Preußen vertheidigten es verzweifelt. Ein Theil der schönen Vorstädte dieser reichen Stadt, die damals bereits 60,000 Einwohner zählte, wurde bis auf den Grund niedergebrannt. Es war klar (denn der unerschütterlich tapfere Commandant General v. Schmettau hatte es als eine unausbleibliche Folge weiteren feindlichen Drängens verkündigt), daß die eigentliche Stadt, wenn überhaupt, dann Straße für Straße bis in das kurfürliche Schloß mit dem Bajonet genommen werden müsse.

So standen die Dinge, als die Botschaft kam, daß Friedrich in Eilmärschen sich nähere. Daun hielt nun dafür, daß für ihn, ohne eine Schlacht zu liefern und den Ruhm des Feldzugs auf's Spiel zu setzen, die weitere Belagerung von Dresden nicht ausführbar sei, und traf Anstalten, sein Heer nach Böhmen zurückzuführen, während die Reichsvölker sich zum Rückzuge nach Franken anschickten. Es war unterdeß die zweite Hälfte des Novembers herangekommen; das kalte Wetter unterbrach alle weiteren militairischen Operationen, und Friedrich schlug, wie im vorigen Jahre, sein Winterquartier in Breslau auf, wo er vom 14. Dezember 1758 bis zum 24. März 1759 verweilte. Er hatte am Ende des Feldzugs die Genugthuung, daß, außer den beiden entfernten und unvertheidigten Provinzen Ostpreußen und Kleve, alle seine Länder von den Feinden verlassen waren, wogegen er über Sachsen, Mecklenburg, das schwedische Pommern, Anhalt und über einige westphälische Gebiete wie über eroberte Länder verfügen konnte.

So wunderbar war die Veränderung der Dinge in den letzten beiden Monaten seit dem blutigen Morgen von Hochkirch!

Hätte er hier statt einer Niederlage, durch die er und sein Staat der Vernichtung geweiht schien, einen glänzenden Sieg davon getragen, der Feldzug wäre höchst wahrscheinlich wenige Wochen früher, kaum aber anders beendet worden. Der Ausdruck des Staunens darüber in Europa blieb auch nicht aus, und sein Ruf gewann noch seit jenem gefahrvollen Tage. Aus Bologna schrieb den 5. Dezember Graf Algarotti: „Es scheint mir, Sire, wenn es den Sterblichen erlaubt ist, über die schönen Thaten der Götter ein Urtheil zu fällen, daß die That von Hochkirch noch ruhmvoller ist für Ew. Majestät und die Truppen, welche Sie zu bilden verstanden haben, als selbst der Sieg von Zorndorf . . . Aber was ist schöner, Sire, als das Ende des Feldzugs! In der Zeit, da Ihre Feinde die lebendigste Hoffnung nährten, siehe! da machten Ew. Majestät durch die verständigsten und bestgeleiteten Märsche und durch den schönsten Contrapunkt des Krieges alle ihre glänzenden Entwürfe mit Einem Schlage ganz und gar in Rauch aufgehen, und machten sie sogar auf's Neue das Gewicht des preußischen Kriegskörpers fühlen."

Die Welt würde damals noch mehr erstaunt sein über die geistige Spannkraft Friedrich's, durch die allein er jenen Umschwung zu Wege brachte, hätte sie die tiefen Seelenleiden gekannt, mit denen er in derselben Zeit zu kämpfen hatte. Wir wissen, daß es zu den härtesten Prüfungen seines Lebens gehörte, gerade in denjenigen Momenten von Gram, häuslichem Unglück und Kummer heimgesucht zu werden, die für ihn als Feldherrn und Herrscher die unheilvollsten waren. So begann für ihn bereits im vorigen Jahre, nicht lange nach der Niederlage von Kolin, jener schmerzliche und tief verletzende Zwist mit seinem Bruder und muthmaßlichen Nachfolger, dem dieser liebenswürdige Prinz im Jahre 1758 erlag; so hatte er damals den Tod der innig geliebten Mutter zu beweinen, die 10 Tage nach der genannten Schlacht in Berlin starb. Ich übergehe die Epistel an seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, in der er gegen sie, die allein seinen Schmerz ermessen konnte, seine kindlichen Gefühle ausspricht; ferner das ehrende Denkmal von Pietät, das er der Mutter in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges gesetzt; aber

selbst in seinen späteren Lebensjahren, noch im Jahre 1779, in einem Gespräche mit dem Breslauer Philosophen Garve über Glückseligkeit, äußerte er: „er habe in seinem Leben die größten Leiden des Herzens erfahren, und," setzte er, wie der genannte Philosoph berichtet, „mit einem Tone der Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie so rührend wiederkam, hinzu: wenn Er wüßte, was mich z. B. der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklicher gewesen bin, wie jeder Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

Jetzt, zur Zeit des Ueberfalles bei Hochkirch, wiederholten sich ähnliche Unglücksfälle; auch jetzt trafen ihn zugleich mit diesem öffentlichen Unheil Schläge, die in ihm den Menschen erschütterten; auch jetzt konnte er, wie damals, sagen: „Ich bin von allen Seiten erfaßt und gebeugt: häusliche Leiden, verborgener Gram, öffentliche Unglücksfälle, einbrechende Noth, das ist meine Nahrung!" Zunächst hatte er unter den bei Hochkirch gebliebenen höheren Offizieren den Verlust von Freunden zu beklagen, die seinem Herzen theuer waren. Dahin war der junge Prinz Franz von Braunschweig, dessen Liebenswürdigkeit und unverkennbares militairisches Talent ihm so sehr zugesagt; dahin vor Allen der würdige Feldmarschall Keith. Friedrich beklagte gemeinschaftlich mit dem Bruder des Gebliebenen, dem vielseitig gebildeten und für den König in aufrichtiger Ergebenheit thätigen Lord Marischal, den schweren Verlust. Es war ein gerechter Stolz, mit dem dieser an eine alte Freundin schrieb: „Mein Bruder hinterläßt mir eine schöne Erbschaft; er hat an der Spitze einer großen Armee in ganz Böhmen die Contribution erhoben, und 70 Stück Dukaten sind sein ganzer Reichthum!" — und mit dem er, noch kürzer und bezeichnender, dem Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, der sich wegen Nachrichten zu einer Lobrede auf den edlen Todten an ihn gewendet, nur die wenigen Worte als Antwort zusandte: Probus vixit, fortis obiit. (Brav im Leben, tapfer im Tode.)

Aber Friedrich verlor in jener Zeit auch seine nächste

und ihm wertheste Verwandte, jene Frau, die ihm Freundin gewesen von der Stunde seiner Geburt an, die Gefährtin seiner Jugendträume, seiner Jugend-Plagen und Leiden, die treueste Helferin in den Drangsalen der letzten Jahre, die, wie gefährlich auch ihre zarte Gesundheit durch das Unglück, welches der Krieg über den Liebling ihres Herzens brachte, ergriffen wurde, doch nicht müßigem Wehklagen Raum gab, sondern ihm Bundesgenossen und den Frieden zu erwirken strebte. An dem Tage nämlich, an welchem er bei Hochkirch überfallen und geschlagen wurde, starb seine ältere Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Schon die Ahnung des Verlustes machte ihn erzittern und preßte ihm schwere Seufzer aus. In einem Briefe an den Prinzen Heinrich vom 18. October, als bereits Nachrichten über ihren sehr bedenklichen Gesundheitszustand, aber noch nicht über ihr Hinscheiden angelangt waren, fügte er eigenhändig die viel bedeutenden Worte hinzu: „Grand Dieu, ma soeur de Bareit!“ An einen Freund schrieb er kurz darauf: „Rauben Sie mir, ich beschwöre Sie, die Hoffnung nicht, welche die einzige Zuflucht der Unglücklichen ist. Denken Sie, daß ich mit meiner Schwester von Bayreuth erzogen bin, daß diese erste Anhänglichkeit unauflöslich ist, daß die innigste Zärtlichkeit unter uns niemals die geringste Verminderung erfahren, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben; denken Sie, daß, nachdem ich so viele Arten von Unglück erfahren, die mir das Leben verleiden müssen, nur das noch übrig bleibt, welches ich erwarte, um es mir unerträglich zu machen. Das ist der Grund meines Herzens, und ich male Ihnen nur einen Theil der finstern Vorstellungen, die darin herrschen.“ Als die sichere Todesnachricht angelangt war, wurde er auf's Tiefste bewegt. Noch nach dem Frieden von 1763 war die Erinnerung an diesen Zustand lebendig; er äußerte gegen d'Alembert, daß der Tag, an welchem er die Nachricht von dem Tode seiner Schwester erhalten habe, der schrecklichste in seinem Leben gewesen sei. Am Abende desselben fand ihn sein Vorleser Le Catt mit des berühmten französischen Kanzelredners Bourdaloue Predigten beschäftigt. Er sprach kein Wort. Der

Lector kam den andern Morgen wieder. Da reichte ihm Friedrich eine Rolle schwarz geränderten Papieres. Es enthielt eine Predigt, die er über eine Stelle der Schrift in Bezug auf seine Lage gearbeitet hatte. Le Catt erlaubte sich, ihn zu trösten; er dankte für die Theilnahme und versicherte, daß er nichts verabsäumen werde, sich aus dem verworrenen Handel zu ziehen, in den er verwickelt sei, und setzte hinzu: „Auf jeden Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu endigen." Nur den damals gefeiertsten Dichter und Schriftsteller Europa's hielt er für werth, der Verklärten Namen der Unsterblichkeit zu weihen. Das erste, ein kleineres Gedicht, das Voltaire einsandte, genügte nicht. „Ich wünsche etwas Hervorstechendes. Ganz Europa muß mit mir eine zu wenig gekannte Tugend beweinen. Es ist nicht nöthig, daß mein Name Antheil an dieser Lobschrift habe; die ganze Welt muß wissen, daß sie der Unsterblichkeit werth ist, und die sollen nur Sie ihr geben. Man sagt, Apelles sei allein würdig gewesen, Alexander zu malen, und ich glaube, nur Ihre Feder sei es werth, der, die ich ewig beweinen werde, diesen Dienst zu erweisen."

Während auf solche Weise Friedrich's Gemüth noch mit vollem und frischem Schmerze der verklärten Schwester zugewendet war, schwebte im Anfange November desselben Herbstes schon wieder ein für ihn theures Leben in Gefahr, die diesmal glücklicher Weise bald vorüber ging. „Mein Bruder Ferdinand," schreibt er den 4. November an den Prinzen Heinrich, „liegt an einem hitzigen Fieber nieder; ich bin deshalb in Verzweiflung; aber die Zahl unserer Unglücksfälle erstickt am Ende die Empfindsamkeit, und ich glaube, daß der Himmel die Erde erdrücken und daß die Erde sich unter meinen Füßen senken könnte, ohne daß ich darauf achtete."

Daß Friedrich damals oft mit der trübsten Stimmung zu kämpfen hatte und des Krieges vollauf müde war, zeigen außer den Briefen an seinen Bruder Heinrich, von denen wir vorhin des einen gedacht, auch Briefe an andere Freunde. So der vom 23. November an den schon öfters erwähnten Lord Mari-

schal. „Es bleibt uns nur übrig, mein theurer Mylord, unsere Thränen über unsere Verluste zu mischen. Wenn mein Kopf ein Behältniß für Thränen enthielte, so würde es für meinen Schmerz nicht hinreichen können. Unser Feldzug ist beendet und hat kein anderes Resultat auf beiden Seiten, als den Verlust vieler braven Menschen, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer zu Krüppeln gemacht sind, den Ruin einiger Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und den Brand einiger blühenden Städte. Das, mein theurer Mylord, sind die Heldenthaten, welche die Humanität zittern machen, traurige Wirkungen der Bosheit und Eitelkeit einiger mächtigen Menschen, welche ihren ungezügelten Leidenschaften Alles opfern. Ich wünsche Ihnen nichts, mein theurer Mylord, was die geringste Aehnlichkeit mit meinem Schicksale hat, aber Alles, was ihm fehlt. Das ist das einzige Mittel, wodurch Sie glücklich sein können."

Indeß jene Empfindsamkeit wurde nicht erstickt; denn außer dem Familienunglück thaten auch andere Vorkommnisse um diese Zeit seinem Herzen wehe, und er hatte nöthig, ihnen entgegenzuarbeiten. Schon seit dem Beginn des Krieges nämlich waren von seinen Feinden gegen ihn die Waffen der Verleumdung sattsam und nicht unwirksam angewendet worden, und wiewohl er darüber nicht mehr den Grad von Empfindlichkeit in seinen vertrauten Mittheilungen kundgiebt, wie früher, so bricht doch nicht selten ein Ton schweren Mißmuths hindurch, oder es kostet ihm Mühe, diesen zurückzuhalten. „Sie unterrichten mich," schreibt er dem Lord Marischal den 8. Dezember aus Dresden, „daß meine Feinde mich selbst bis in den Escurial verleumden. Ich bin daran gewöhnt; ich höre nur Lügen über meine Person verbreitet; ich werde fast nur genährt von infamen Satiren und groben Truggeschichten, welche Haß und Leidenschaftlichkeit nicht aufhören über mich in Europa auszustreuen. Aber man gewöhnt sich an Alles. Ludwig XIV. sollte der Schmeicheleien, von denen seine Ohren ohne Aufhören erfüllt waren, am Ende ebenso überdrüssig und satt werden, wie ich es bin all' des Bösen, das man von mir sagt. Das sind unwürdige Waffen, welche die

großen Fürsten nie gegen ihres Gleichen anwenden sollten; das heißt sich wechselseitig herabwürdigen und das dem Publikum lächerlich machen, was der Vortheil der Fürsten ihm ehrwürdig machen sollte.“ —

Es gewährt ein hohes psychologisches Interesse, den von öffentlichem Unglück und von Privatleiden heimgesuchten König damals im Kampfe zu sehen mit seiner innern Stimmung, und es gewährt eine nicht geringere Freude, hierbei wahrzunehmen, daß er, wie in dem Jahre zuvor, auch in diesem Kampfe sich aufrecht erhält. Zwar gab er, wie wir gesehen, gegen seinen Bruder Heinrich und mehrere Freunde den natürlichen Empfindungen der Niedergeschlagenheit Raum; zwar verdunkelte sich bisweilen seinem hellen Blicke selbst die Möglichkeit eines besseren Ausgangs scheinbar trostloser Verhältnisse; allein in solchen Augenblicken flüchtete er sich gewöhnlich in das Gebiet des Idealen oder an den Arbeitstisch und fand hier Zerstreuung, sogar neue Kraft.

So bestellte er am Nachmittage nach dem Ueberfalle bei Hochkirch seinen Vorleser Le Catt zu sich. Dieser ging, wie er erzählt, mit großer Unruhe und Beängstigung zu ihm. Als Friedrich seiner ansichtig wurde, kam er ihm entgegen und declamirte, mit einigen Veränderungen, eine Zahl Verse aus der Racine'schen Tragödie Mithridates. Sie bezogen sich auf das Bekenntniß dieses Königs, daß er, früher ein glücklicher Sieger, der dem mächtigen Rom in Beherrschung der Welt das Gleichgewicht gehalten, jetzt besiegt sei, besiegt durch Pompejus unter dem Schutze einer Nacht, die dem Muthe wenig Raum gelassen und in der seine Krieger fast entblößt und durch das verwirrungsvolle Dunkel eingeschüchtert gewesen sein. Le Catt fühlte sich sehr beruhigt, als er sich in Versen angeredet und darauf Friedrich mit vieler Gelassenheit über das unglückliche Ereigniß sprechen sah.

Indeß nicht blos die Poesie unterhielt und zerstreute damals den König. Was er schon im Jahre 1757 dem Marquis d'Argens geschrieben, daß er nämlich in der täglichen angestreng-

ten Arbeit einen Halt gegen seinen Schmerz finde, und daß die große Zahl seiner Feinde ihm eine fortwährende Zerstreuung aufnöthige, paßte nicht minder auf die letzten Monate des Jahres 1758. Und als in diesen endlich die Waffen und Feinde ruhten, als er selbst in seinem Hauptquartier zu Breslau von den anstrengenden Märschen und Mühen des Feldzuges körperlich sich erholte, sammelte sein Geist Früchte der Betrachtung über das, was vollbracht worden, um sich und Andere mit Einsicht und Willen zu dem zu stärken, was in naher Zukunft vollführt werden sollte. Wir ersehen dies für den Anfang des Winters von 1758 zu 1759 vorzüglich aus seinem schriftlichen Verkehr mit dem Generallieutenant Fouqué. Dieser alte Freund von ihm, sein Genosse schon in Rheinsberg, der Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er ihn bezeichnete, an den sein Glaube unerschütterlich war, hatte sich von Leobschütz in Oberschlesien, seinem Winterquartiere, in Geldnoth um Aushülfe an den König gewendet. Friedrich schickte ihm 2000 Rthlr. Er hätte ihm mehr geschenkt; allein seine damaligen Mittel reichten nicht weiter. „Mein lieber Freund", schrieb er ihm bei dieser Gelegenheit aus Breslau den 23. Dezember, „hier schicke ich Ihnen das Scherflein der Wittwe; nehmen Sie es mit so gutem Herzen an, als ich es Ihnen zugedacht; es ist eine kleine Unterstützung, deren Sie in diesen bedrängten Zeiten wohl bedürfen können. Zugleich überschicke ich Ihnen einige Betrachtungen, — die einzige Frucht, die ich in meinem letzten Feldzuge gesammelt habe." Fouqué sprach unterm 2. Januar 1759 nicht blos für das materielle Geschenk seinen Dank aus, sondern die Worte, die er über das geistige zurücksandte, die sehr verständigen Anmerkungen, mit denen er, ohne zu schmeicheln, dasselbe begleitete, gaben Zeugniß, daß auch dieses einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Es ist zum Erstaunen," schreibt er, „es ist selbst übernatürlich, Ew. Majestät so vielen und so ganz verschiedenen Beschäftigungen genügen zu sehen, die zugleich alle ein unendliches Detail umfassen. Sie sind der Einzige in der Welt, der das aushalten kann."

Was nun die erwähnten Betrachtungen selbst anbelangt, die der König noch verschiedenen anderen hochgestellten Personen und Offizieren zustellte, so sind sie bereits in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gedruckt und später häufig wieder gedruckt worden, aber immer unvollständig und nicht ohne grobe Verstöße und Entstellungen. Erst seit sechs Jahren, erst seitdem als Anhang der durch die Berliner Akademie auf Kosten Friedrich Wilhelm's IV. veranstalteten und durch Professor Preuß besorgten Ausgabe der Werke Friedrich's die Oeuvres militaires durch des genannten Bearbeiters Bemühungen erschienen sind (1856), besitzen wir eine vollständige und kritisch gereinigte Ausgabe jener Abhandlung. Sie führt den Titel: Réflexions sur la tactique et sur quelques parties de la guerre ou Réflexions sur quelques changements dans la façon de faire la guerre, und finden gewiß auch heute noch bei Laien wie bei Fachmännern die vollste Anerkennung.

„Was nützt es (so heißt der Anfang), zu leben, wenn man nur vegetirt? was, zu sehen, wenn es nur geschieht, um Thatsachen in seinem Gedächtniß aufzuhäufen? Was, mit einem Worte, nutzt die Erfahrung, wenn sie nicht von Nachdenken durchdrungen wird? Vegetius sagte, daß der Krieg ein Studium und der Friede eine Uebung sein soll, und er hat Recht.

„Die Erfahrung verdient ergründet zu werden, und nur nach wiederholt damit angestellter Prüfung gelangen die Künstler zur Erkenntniß der Principien, und den Augenblicken der Muße, den Zeiten der Ruhe kommt es zu, neue Gegenstände für die Erfahrung vorzubereiten. Dergleichen Untersuchungen sind die Erzeugnisse eines thätigen Geistes; aber wie selten ist eine solche Beflissenheit, wie gewöhnlich dagegen der Anblick von Menschen, die alle ihre Gliedmaßen gebraucht haben, ohne jemals in ihrem Leben von ihrem Geiste Gebrauch gemacht zu haben! Der Gedanke, das Vermögen, die Ideen zu verbinden, ist es, was den Menschen von einem Lastthiere unterscheidet. Ein Maulesel, auch wenn er 10 Feldzüge unter dem Prinzen Eugen mitgemacht, wird deshalb kein besserer Taktiker sein, und man muß zur

Schande der Menschheit bekennen, daß viele Menschen in einem sonst achtungswerthen Berufe alt werden, ohne darin andere Fortschritte zu machen, als dieser Maulesel. Dem gewöhnlichen Schlendrian des Dienstes folgen, für Obdach und Nahrung Sorge tragen, marschiren, wenn Andere marschiren, lagern, wenn Andere lagern, sich schlagen, wenn Jedermann sich schlägt, das ist für die Mehrzahl der Offiziere das, was da heißt „gedient, einen Feldzug gemacht zu haben, unter den Waffen grau geworden zu sein."

„Daher kommt es, daß man diese große Zahl Militairs sieht, die an kleinen Dingen hängen und eingerostet sind in eine grobe Unwissenheit, die, anstatt durch einen kühnen Flug bis zu den Wolken sich zu erheben, nur nach der herkömmlichen Methode auf dem Schmutze der Erde zu kriechen wissen, die sich (durch Nachdenken) nie eine Verlegenheit bereiten und nie die Ursachen ihrer Triumphe und ihrer Niederlagen kennen lernen werden.

„Ich unterhalte Sie nicht von den Entwürfen unserer Feinde, gegründet auf die Zahl und Macht ihrer Alliirten, deren Menge und Stärke im Verein mehr als hinreichend wäre, um, ich will nicht sagen Preußen, sondern die Kräfte eines der größten Könige Europa's zu vernichten. . . . Ich rufe Ihnen nicht weiter die Methode zurück, deren ich mich bedient habe, um mich gegen den Koloß zu halten, der mich zu erdrücken drohte. Diese Methode, die nur gut war durch die Fehler meiner Feinde, durch ihre Langsamkeit, welche meiner Thätigkeit zu Hülfe kam, durch ihre Sorglosigkeit, je die Gelegenheit zu benutzen, darf nicht als Muster aufgestellt werden. Das gebieterische Gesetz der Nothwendigkeit hat mich gezwungen, Vieles dem Zufalle zu überlassen. Ein Steuermann, der mehr den Launen des Windes, als der Richtung des Kompasses folgt, kann nie als Regel dienen."

Friedrich untersucht nun, ohne den übrigen feindlichen Mächten eine nähere Berücksichtigung zu schenken, das System, welches die Oesterreicher in dem siebenjährigen Kriege befolgten: „denn," sagt er, „ich halte mich an Diejenigen, welche unter allen

meinen Feinden — es jetzt im Kriegswesen am weitesten gebracht haben. Sie werden sehr viel Kunst in ihrer Taktik bemerken, eine außerordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine große Kenntniß der Gegenden, wohl unterstützte Anordnungen, eine Klugheit, nichts zu unternehmen, als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. Ohne zu erröthen, müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, was uns gut zu sein scheint." —

So suchte Friedrich (denn näher in den Inhalt dieser während einer stürmischen und verhängnißvollen Periode seines Lebens gearbeiteten Abhandlung einzugehen, verhindert uns die geziemende Rücksicht auf den noch übrigen Theil der Aufgabe dieser Blätter) nicht nur durch sein Beispiel eines sich selbst verläugnenden Patriotismus das Heer moralisch zu heben, sondern auch durch kriegswissenschaftliche Schriften bei den Führern desselben die geistige Bildung, die Einsicht in die Theorie dem unverdrossenen Thatendurste und pflichttreuen Diensteifer zu Grunde zu legen. Und wohl war vorzugsweise damals Beides von Nöthen; denn soeben begann seinen Lauf das Jahr 1759, das unglücklichste bisher im ganzen Kriege, jenes Jahr, von dem er später (10. März 1760) an den Grafen Algarotti schrieb, daß innerhalb desselben der preußische Staat sich in derselben Lage befunden, wie die Römer nach der Schlacht bei Cannä.

Bei Cunersdorf den 12. August 1759.

Nach dem Plane der Höfe von Wien und St. Petersburg für das Jahr 1759 sollte das österreichische und das russische Heer von Böhmen und Polen aus mit allem Eifer entweder eine unmittelbare Vereinigung oder eine solche Stellung anstreben, daß

Friedrich zwischen beide geriethe und von ihnen erdrückt werden könnte. Dadurch, glaubte man, würde der Krieg mit einem Schlage zu Ende sein. Was also von den gegen den König verbündeten Mächten — und wir denken hier vorzüglich an Oesterreich und Rußland — in den Jahren 1757 und 1758 nicht ernstlich gemeint oder ihnen nicht gelungen war, das sollte schlechterdings in dem Jahre 1759 zur Ausführung kommen.

Friedrich richtete in dem Feldzuge des genannten Jahres, wo er in Schlesien und Sachsen operirte, sein ganzes Augenmerk auf Erhaltung der Verbindung zwischen diesen beiden Ländern; daher die Wichtigkeit seiner Stellung bei Schmottseifen unfern Löwenberg in Schlesien, wodurch er die große, unter dem Feldmarschall Daun ihm gegenüberstehende österreichische Armee im Schach und von einer Verbindung mit den Russen fern zu halten bemüht war. Allein während ihm jenes längere Zeit hindurch gelang, rückte der russische Oberfeldherr Soltykoff mit seinem Heere aus Polen in die Neumark vor und machte dadurch seine Lage bedenklich. Zwar deckten ihm Breslau und Glogau den Rücken, indeß seine Lebensmittel kamen die Oder herauf aus den Marken. Gelang es den Russen, einen Punkt an diesem Strome zu gewinnen, so war seine Verbindung unterbrochen. Während er dadurch von den Marken und von Sachsen abgeschnitten wurde, drohte ihm zugleich die nun leicht mögliche Vereinigung der Russen und Oesterreicher mit großen Gefahren für den ganzen Staat. Er schickte daher gegen erstere den ihm durch seine erfolgreiche Tapferkeit bei Leuthen lieb gewordenen General von Wedell; allein derselbe wurde von ihnen den 23. Juli bei Kay unweit Züllichau besiegt. „Wenn wir nicht die Russen schlagen," schrieb Friedrich bei der unerwünschten Nachricht seinem Bruder Heinrich, „so ist's mit dem ganzen Kram aus," und brach, diesen aus Sachsen herbeirufend und ihm die feste Stellung bei Schmottseifen anvertrauend, in eigener Person mit einem Theile seiner Streitkräfte gegen die Russen auf, die nach Frankfurt zogen und sich im Anfange des Monats August nicht weit nordöstlich von dieser Stadt in der Gegend von Cunersdorf

lagerten, nachdem es der gewandten Thätigkeit des von Daun entsendeten österreichischen Generals Laudon gelungen war, sein Corps von 19,000 Mann mit ihnen zu vereinigen, — eine Vereinigung, welche der König gerade durch den eiligen Zug und eine baldige Schlacht gegen die Russen verhindern wollte.

Friedrich, auf seinem schnellen Marsche nach und nach bis zu 48,000 Mann erstarkt, ging $2\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb Frankfurt bei Reitwein über die Oder, des festen Willens, der unter Soltykoff und Laudon vereinigten feindlichen Armee eine Schlacht zu liefern, wiewohl diese mindestens 60,000 Mann hierzu verwendbarer Truppen zählte. Seine Lage war ihm unerträglich; denn damals hinderte den österreichischen General Hadik in der Lausitz nichts, auf Berlin zu marschiren; der deutschen Reichsarmee in Sachsen konnten fast keine Truppen entgegengestellt werden, und das große österreichisch-russische Heer bei Frankfurt lagerte wie eine drohende Gewitterwolke kaum 12 Meilen von der Hauptstadt des Königs entfernt. Er durfte hoffen, daß eine glückliche Schlacht ihn aus dieser ungünstigen Lage befreien würde.

Bevor seine Armee am frühen Morgen des 11. August ohne alle Störung glücklich über die Oder ging, mußte, um leichter zu marschiren, die Infanterie ihre Tornister, die Cavallerie ihre Mantelsäcke und das Zeltgeräth bei den zwei Brücken zurücklassen, die er Behufs des Ueberganges hatte schlagen lassen, und zu deren Deckung er jetzt 6 Bataillone zurückließ. Sie erreichte, etwa noch 43,000 Mann stark, nach einem Marsche von $1\frac{1}{2}$ Meile, um 1 Uhr Mittags den 11. August die Umgebungen von Bischofssee, welches Dorf etwa 1 Meile nordöstlich von Frankfurt liegt und nicht $\frac{1}{2}$ Meile von der feindlichen Stellung entfernt war. Friedrich war sogleich bemüht, dieselbe zu recognosciren und über die Gegend einen sichern Ueberblick zu gewinnen.

Letztere, von welcher gewisse Einzelnheiten so entscheidend auf den Verlauf der Schlacht des nächstens Tages einwirkten, und welche daher zur klaren Einsicht in denselben unsere beson-

dere Aufmerksamkeit verdient, haben wir uns im Ganzen als eine freie, sandige, etwa 100 bis 150 Fuß über der Ostsee gelegene Höhengegend vorzustellen, die damals auf der einen, der Oder zugewendeten Seite von einer sumpfigen Niederung mit Elsengehölz, dem sogenannten großen Elsbruch, auf der andern mit Wald, meist von Nadelholz umgeben war. Heute ist jene, in Folge der fortgeschrittenen Cultur, bereits seit einer Reihe von Jahren in Wiesenland umgewandelt und dieser an vielen Stellen bedeutend zurückgetreten.

Fährt man nämlich von Schlesien aus gegen Frankfurt, sei es auf der großen Straße von Krossen her, sei es auf der Eisenbahn, und kommt in die Nähe der erstgenannten Stadt, so erblickt man weithin das breite Thal, welches die Oder von Frankfurt abwärts hauptsächlich an ihrem rechten Ufer bildet. Früher in hohem Grade sumpfig, ist es nach und nach urbar gemacht worden, und befinden sich darin schon seit langer Zeit Dörfer und Meiereien mit den dazu gehörigen Aeckern, Wiesen, Hutungen u. s. w.

Behufs der nöthigen Entwässerung ist diese Niederung von vielen Gräben durchschnitten und, zur Verhinderung oder Einschränkung von Ueberschwemmungen, auch mit einer Zahl von Dämmen versehen. Auf einem solchen, und zwar einem sehr starken und breiten Damme läuft die vorhin erwähnte große Straße von Frankfurt aus gen Krossen nach Schlesien, die daselbst erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vollständig zu einer Kunststraße vervollkommnet worden ist. Fast am südlichen Ende dieses Dammes und zwar gleich hinter dem schon seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts an ihrem Abhange liegenden und zur Stadt gehörenden Judenkirchhofe und am Anfange der über Cunersdorf nach Drossen führenden Chaussee beginnt eine Reihe von Höhen, die sich mehrere tausend Schritt von Südwest nach Nordost erstreckt und in dieser Richtung das dort über 3000 Schritt breite Oderthal auf der rechten Seite begrenzt. Sie fallen gegen dasselbe steil ab und treten mit diesem Rande, wie man sich bei einem Spaziergange auf der genannten Krossener

Straße nicht weit vom Ende der Damm-Vorstadt Frankfurts links hinschauend leicht überzeugen kann, im Verhältniß zu der tiefen Lage desselben, die nur 60 bis 70 Fuß über der Ostsee beträgt, sehr merklich hervor.

Jenes sandige Höhenterrain, nur am Anfang und Ende theilweise mit Busch bekleidet, sonst fast überall zur Erzielung von Feldfrüchten benutzt, ist jedoch kein ununterbrochenes und gleichmäßiges; vielmehr wird es, besonders im Westen der erwähnten Frankfurt-Drossener Straße, durch drei Einschnitte auch in drei Terrain-Abschnitte zerlegt, die weder von gleichem Umfange, noch von gleicher Erhebungsweise sind. Der erste Abschnitt, die Judenberge, auch Laudonsberge genannt, erstreckt sich von der Krossener Straße nicht volle 2000 Schritt bis zu einem Grunde, der einigermaßen gewunden und immer breiter nach der Oder-Niederung hinabzieht und den Lauf des Höhenzuges fast senkrecht durchschneidet. Er hieß früher der hohle Grund und heißt — wir werden später sehen, warum — seit der Zeit der Schlacht von Cunersdorf bis auf den heutigen Tag der Laudonsgrund. Man kann sich denselben als eine von beiden Seiten, besonders aber von der Seite nach der Stadt zu steil abfallende Schlucht vorstellen, unten von einer Breite, daß sie füglich für den Marsch einer Compagnie in Front Raum bietet. Die Judenberge selbst, deren nördlicher Theil vor hundert Jahren mehr bewaldet war, als jetzt, bilden eine verwickelte Hügelmasse und beherrschen weithin das Feld gegen Cunersdorf. Sie erheben sich, von dieser Seite, also nördlich her von einigen nahen Standpunkten betrachtet, wie ein Amphitheater. Der zweite Abschnitt dehnt sich auf ungefähr 2500 Schritt in nördlicher Richtung aus und geht von dem Laudonsgrunde bis zu dem Kuhgrunde bei Cunersdorf. Dieses Dorf, das einzige, das auf dem Schlachtfelde sich befindet, liegt eine starke halbe Meile von Frankfurt (zu dem auch das Rittergut daselbst gehört), und mit seinen Gehöften großentheils an den Abhängen einer Vertiefung, so daß von fern nur die seit der Zeit der Schlacht neu erbaute Kirche mit ihrem Spitzthurme und eine kleine Zahl der

am höchsten gelegenen Häuser sichtbar wird. Die nordwestliche, geradeaus in dieser Richtung nach dem Oderthale laufende Fortsetzung gedachter Vertiefung ist eben jener Kuhgrund. Auch ihn kann man sich als eine Schlucht denken, wie den Laudonsgrund, aber als eine weniger tiefe, nämlich etwa bis zu 40 Fuß eingeschnittene, theilweise weniger breite, jedoch mit steileren, meist von kurzem und glattem Rasen bedeckten Rändern, so daß man, um sicher hinauf zu gelangen, an mancher Stelle auch heute noch die Hände zu Hülfe nehmen muß, obwohl, wie beim Laudonsgrunde, die Beschaffenheit des Grundes durch die Bodencultur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeutende Veränderungen erlitten hat.

Die Gesammterhebung dieses zweiten Abschnitts ist weniger bedeutend, als die des ersten. Das Terrain neigt sich sanft vom Laudonsgrunde bis zum Dorfe Cunersdorf hin und macht deshalb fast den Eindruck einer Ebene. Nur einzelne Sandhügel erheben sich darauf, von denen als der bedeutendste eine flache und breite Erhöhung, der sogenannte große Spitzberg, Erwähnung verdient, fast in der Mitte der Entfernung vom Laudonsgrunde zum Kuhgrunde und dicht rechter Hand der bereits wiederholt erwähnten Straße von Frankfurt über Cunersdorf nach Drossen. Eine andere Unterbrechung des wellenförmigen Terrains, und zwar am nordöstlichen Ende dieses Abschnitts, geht nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe. Wie nämlich die Vertiefung des Dorfes nordwestlich in den Kuhgrund ausmündet, so verläuft sie südöstlich weithin in eine Reihe größerer und kleinerer Teiche, die hier Seeen genannt werden, und deren einige diesen Namen auch verdienen. Die meist sumpfigen Zwischenräume zwischen ihnen, von welchen letzteren ein recht ansehnlicher schon in der Mitte des Dorfes beginnt (daher Dorfsee genannt) und welche sich südöstlich bis in die benachbarte Reppen'sche (königliche), ehemals Neuendorfer Forst oder Haide fast eine halbe Meile fortsetzen, sind für Truppen nicht passirbar, mit Ausnahme des etwa 200 Schritt betragenden Zwischenraumes zwischen dem Dorf- und dem ihm südöstlich zunächst liegenden Blankensee.

Der dritte Abschnitt endlich geht vom Kuhgrunde bis zu dem sogenannten Beckergrunde in merklich geringerer Ausdehnung, als der zweite. Von Cunersdorf aus nämlich steigt in nordöstlicher Richtung wiederum einigermaßen das Terrain zu sanften Höhen von etwa 160 Fuß über der Ostsee und von tief sandigem Boden empor, welche von mehreren nahen Mühlen die Mühlberge heißen und sich in einem länglichen Bogen und in einer Entfernung von etwa 1200 Schritt um Cunersdorf herumziehen. In unseren Tagen sind sie in ihrem östlichen Theile mit Kiefern bewachsen; zur Zeit der Schlacht scheint dies jedoch nicht der Fall gewesen zu sein. Diese Berge fallen nordöstlich ziemlich steil zu dem Beckergrunde ab, einer 60 bis 70 Fuß tiefen, 100 bis 200 Schritt breiten, nach dem Oderthale hinlaufenden Schlucht, auf deren anderer Seite die waldbewachsenen Walkberge sich erheben. Nahe davon nordöstlich beginnt der zu dem Dorfe Bischoffsee gehörige Wald, die Bischofsseeer Haide. Sie enthält eine ähnliche Reihe von Seen, wie die Cunersdorfer Nachbargegend. Aus ihr fließt ein Bach, genannt das Hünerfließ, in der Richtung von Südost nach Nordost der Oder-Niederung zu, wohin er den Abfluß von fünf Seeen und mehreren Sumpfbecken vermittelt. Er treibt einige Mühlen, und sowohl von diesen Mühlen als auch weiter oben an der Straße nach Drossen, beim Förster und bei der sogenannten faulen Brücke, giebt es brauchbare Uebergänge, welche Friedrich an dem Schlachttage benutzte. Indeß auch an vielen anderen Stellen kann er wegen seiner geringen Tiefe von Infanterie, an mehreren von allen Waffengattungen ohne Brücke überschritten werden.

Diese soeben beschriebene Höhengegend vom Judenkirchhofe an bis zu dem Beckergrunde, also in einer Längenausdehnung von etwa 6000 Schritt, hatte die russische Armee oder vielmehr ihre an 46,000 Mann betragende Infanterie mit einer sehr zahlreichen Artillerie (wenigstens 300 Geschützen) eingenommen, so zwar, daß sie, die Front des Lagers gegen Süden, den Rücken gegen den Oderthalrand, mit ihrem rechten Flügel die Judenberge, mit dem linken die Mühlberge innehatte. Die etwa an

7000 Mann zählende schwere Cavallerie der Russen stand in der Oder-Niederung nahe der Damm-Vorstadt Frankfurts. Ebendaselbst lagerte sich später zwischen dem heute noch vorhandenen weißen und rothen Vorwerk das 19,000 Mann starke Corps Laudon's, welches eine Art Reserve bildete, und über welches dieser Feldherr, der unternehmendste der Oesterreicher im siebenjährigen Kriege, sich die freie Disposition vorbehalten hatte.

Die Russen, die seit dem 1. August in der genannten Gegend Stellung genommen, hatten Zeit gehabt und sich's schon seit dem 2. August angelegen sein lassen, dieselbe zu befestigen. Sowohl ihre beiden Flügel als auch ihre Front und Rückseite hatten sie mit Verschanzungen versehen, theils in zusammenhängenden Linien, theils in einzelnen Redouten, und hatten sie sämmtlich mit Geschütz besetzt, auf den Hauptpunkten (z. B. auf dem Spitzberge, den Mühlbergen) mit großen Batterieen bis zu 40 und darüber, in den Nebenwerken mit kleinen Vertheilungen zu 2 und 3 Geschützen. Nicht minder hatten sie am großen Spitzberge und an der nächsten Batterie südwestlich davon Wolfsgruben angelegt und vor der rechten, wie vor der linken Flanke (hier am Beckergrunde) durch aus dem nahen Walde zusammengeschleppte Bäume einen Verhau gebildet.

So war ihre Stellung allerdings zu einem starken Posten geworden; allein derselbe war nicht ohne Schwächen. Zunächst hatten sie die Verschanzungen auf den Mühlbergen fehlerhaft angelegt. Indem sie nämlich bei ihrer Anlage dem Höhenzuge gefolgt waren, entstand dadurch für sie an der linken Flanke der Nachtheil, daß die Geschütze die Sohle des Beckergrundes gar nicht einsehen, also auch nicht bestreichen konnten. Zwar hatte man durch den genannten Verhau diesen Nachtheil auszugleichen gesucht; allein es geschah nur sehr unvollständig; denn derselbe war zu weit von dem Lager entfernt, als daß er von hier aus durch Kleingewehrfeuer hätte gedeckt werden können. Ferner hatte die Stellung der Russen im Verhältniß ihrer Länge zur Tiefe einen Fehler, der sich gleich im Anfange der Schlacht stark rächte. Bei einer Frontlänge nämlich von, wie wir gesehen, etwa

6000 Schritt hatte sie eine unzureichende Tiefe von höchstens 1000, ja an dem linken Flügel nur von 600 bis 800 Schritt, so daß sie einem Angriffe des Königs, falls er ihrer linken Flanke galt (und das geschah), nicht über 4 Bataillone in Front entgegenstellen konnten.

Außer diesem Mangel an Tiefe war ihre Stellung von einem dichten Walde umzogen, welcher jede Bewegung des Königs verbarg, und Seeen, morastige Gründe und Defileen beschränkten sie und hinderten sie, selbst zum Angriffe überzugehen. Cunersdorf lag ungefähr vor der Mitte ihres linken Flügels; sie brannten es aber am Tage vor der Schlacht ab, — ein barbarisches und zugleich unzweckmäßiges Verfahren; denn sie räumten dadurch vor der Zeit dem Gegner ein Hinderniß aus dem Wege, das im rechten Augenblicke unter Umständen für ihn schwer zu überwinden sein konnte.

Als Friedrich, wie wir oben bemerkt, am 11. August Nachmittags in der Nähe von Bischofssee ankam, war er mit der südlich und östlich vorliegenden Gegend noch gänzlich unbekannt. Er ritt daher in südwestlicher Richtung nach den Höhen des Dorfes Trettin vor, um sie zu überschauen und des Feindes Stellung zu recognosciren. Er that dies von dem Trettiner Spitzberge. Die Hitze war sehr drückend, wie sich denn überhaupt der Sommer des Jahres 1759 durch anhaltende und große Hitze auszeichnete. Friedrich wurde so sehr von Durst gequält, daß er Wasser begehrte. Da eilte ein armer Einwohner von Trettin mit einem Kruge frischen Quellwassers herbei, und der erquickte König entließ ihn beglückt durch ein Geschenk von einem Thaler.

Friedrich konnte zwar das feindliche Lager, welches kaum eine halbe Meile von ihm entfernt war, einigermaßen sehen, aber wegen einiger vorliegenden Erhöhungen in den einzelnen Theilen nicht genau unterscheiden. Insbesondere war es von seinem Standpunkte aus unmöglich, die oben erwähnten Gründe und Vertiefungen der Gegend wahrzunehmen; denn übersieht man letztere von fern, besonders von Norden her, so gewahrt man

weder noch vermuthet man jene, da sie tief und steil eingeschnitten sind, und so kann man z. B. dem Laudonsgrunde, dem Kuhgrunde, der Seeenreihe bei Cunersdorf wohl bis auf 100 Schritt nahe kommen, ehe man sie gewahr wird. Um sich daher besser über die Gegend zu orientiren, zog Friedrich den Major von Linden vom Regiment Goltz, das in Friedenszeiten sein Standquartier in Frankfurt hatte, und zwei benachbarte Förster zu Rathe. Jener hatte als ein leidenschaftlicher Jäger sehr häufig die Nachbarschaft Frankfurts und so auch die Gegend von Cunersdorf durchstrichen; es war also anzunehmen, daß er mit deren Eigenthümlichkeiten, insbesondere mit den vorhin genannten Vertiefungen vertraut sei; allein auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß das Jagdvergnügen für den Militair kein sonderliches Mittel zu sein scheint, von der Terrainbeschaffenheit eine taktische Ansicht zu bekommen, indem man dabei nur an Hasen, Rebhühner u. s. w. und nicht an das denkt, was einem tapferen Feinde gegenüber zu berücksichtigen sein könnte. Alles, was Major von Linden von den Eigenthümlichkeiten der Gegend mittheilte, war unvollkommen, unzusammenhängend und eben so wenig geeignet, dem Könige eine genaue Vorstellung von derselben zu verschaffen, als die unbefriedigende Auskunft des einen Försters, der durch den Anblick und die Ansprache seines Monarchen so außer Fassung gerieth, daß er, trotz aller Freundlichkeit und Herablassung von Seiten des Letzteren, nicht im Stande war, die ihm vorgelegten Fragen richtig und deutlich zu beantworten. So war besonders seine verneinende Antwort verhängnißvoll, als der König, der von den Trettiner Höhen das rothe Vorwerk und neben demselben Laudons Lager, darüber hinweg die Thürme von Frankfurt gesehen, ihn fragte, ob es möglich sei, daß Laudon durch das Elsbruch hindurch, das ihn von der russischen Stellung auf den Bergen trenne, zu dieser gelange? Der Förster wußte, daß für gewöhnlich das Bruch unpassirbar sei; aber er ließ in der Zerstreutheit unerwähnt oder hatte überhaupt unbeachtet gelassen, daß die Russen, Behufs besserer Communication mit Frankfurt, wo ihr Hauptquartier war und die Generalität lag, bald nach ihrer

Ankunft aus ihrem Lager durch das Elsbruch einen etwa 400 Schritt langen Knüppel-Damm nach dem rothen Vorwerk gezogen hatten. Dieser aber war der nahe und bequeme, auch für Cavallerie brauchbare Weg, mittelst dessen Laudon einen Theil seiner Truppen während der Schlacht in den später nach ihm benannten Grund führte und die Entscheidung derselben bewirkte. Friedrich dagegen setzte in Folge der verneinenden Antwort des Försters voraus, daß es dem österreichischen Feldherrn nur auf der Krossener und Drossener Straße möglich sein werde, den Russen auf den Höhen zu Hülfe zu kommen; diese Straßen, schloß er dann weiter, und zwar ganz richtig, würden während der Schlacht von der überaus großen Menge Bagage-Wagen, welche die Russen mit sich zu führen pflegten, überfüllt und dergestalt verfahren sein, daß Laudon schwerlich zu rechter Zeit am rechten Orte anzulangen im Stande sein dürfte.

Auch der zweite Förster gab dem Könige nur geringe Auskunft, und ein Soldat, der ihm, weil er in der Gegend zu Hause war, am Schlachttage als Führer dienen sollte, mußte wegen allzu großer Trinklust eingesperrt werden, damit er am andern Tage nüchtern wäre.

Friedrich brachte die Nacht vom 11. zum 12. August in Bischofssee zu, und die Armee blieb, von dem in Reitwein während der Nacht empfangenen Brote lebend und ohne daß ein Lager aufgeschlagen und Feuer angemacht wurde, den Nachmittag und einen Theil der Nacht unter'm Gewehr hinter dem erstgenannten Dorfe und dem Finck'schen Corps (der Reserve), das, aus 8 Bataillonen, 35 Schwadronen und 56 Geschützen bestehend, als eine Art Vorhut zwischen Trettin und Bischofssee hinter Höhen lagerte. Sie brach, 45 Bataillone, 65 Escadronen und 164 Geschütze stark, dem nach der Recognoscirung von Friedrich am gestrigen Abend entworfenen Plane gemäß, bereits früh um 2 Uhr den 12. August (an einem Sonntage) in der größten Stille auf und marschirte in zwei Treffen links ab, während das Corps des Generallieutenant v. Finck die am 11. August genommene Stellung an den Höhen von Trettin vorläufig noch

innebehielt, um die Aufmerksamkeit des Feindes von den Bewegungen der Armee abzulenken.

Der Zug der letzteren ging durch die Bischofsseeer nach der Neuendorfer (jetzt Neppen'schen) Haide, die der Aufstellung der Russen östlich gegenüber lag. Man marschirte daselbst um 8 Uhr auf. Indeß da man mit der Oertlichkeit nicht gehörig bekannt war, andererseits der König, der mehr vorn am Waldrande sich bemühte, das Angriffsterrain und die feindliche Stellung genauer kennen zu lernen, sich nicht zu weit vorwagen durfte, um nicht vom Feinde entdeckt zu werden; so ließ er die Armee ihren Marsch noch eine große Strecke weiter fortsetzen, und fast scheint es, als sei ursprünglich seine Absicht gewesen, von Südosten her die russische Stellung im Rücken anzugreifen, nachdem er sie im Walde vollständig tournirt haben werde. Sei es nun, daß er wirklich diese Absicht gehabt und sich dann mehr und mehr überzeugt habe, ein weiteres Tourniren der feindlichen Armee werde durch das Terrain verboten, oder sei es, daß er früher schon der Ansicht gewesen, ein Angriff gegen die nordöstliche Flanke der Russen verspreche größere Vortheile, und daß er endlich innegeworden, die Arme sei für diesen Zweck zu weit südlich gekommen, genug, sie mußte Kehrt machen, — ein Umstand, der, wenn überhaupt, doch besonders für die schweren Geschütze, die damals noch mit 12 Pferden fuhren, im Walde seine Schwierigkeiten hatte. Man konnte mit ihnen der Bäume wegen nicht umwenden, sondern war genöthigt, abzuprotzen, die Kanonen umzudrehen, die Pferde herumzuführen und wieder vorzulegen. Aber auch die Truppen wurden sehr ermüdet, welche seit zwei Tagen nicht aus dem Zuge gekommen waren. In der That mußte diese Zeitversäumniß, in Verbindung mit übergroßer Anstrengung der Truppen vor der Schlacht, nothwendig schlimme Folgen haben; denn die Armee war in Folge jener Irrungen und des lästigen Marsches und Aufmarsches im tiefen Sande beinahe 9 Stunden in Bewegung, ohne kaum 1½ Meile zurückgelegt zu haben, und es war schon gegen die Mitte der elften Stunde und die Hitze drückend, als sie sich wieder formirt hatte,

um aus dem Walde in der Richtung gegen den Feind vor zu rücken.

Dies geschah so, daß sie mit dem rechten Flügel, der nun nach dem Aufmarsch noch ½ Meile bis zu den Walkbergen vorgehen mußte, am Hünerfließ und mit dem linken eine große Strecke südöstlich von Cunersdorf im Walde sich befand. Wie bei den meisten seiner Schlachten, ließ der König auch hier der Armee eine Avantgarde (8 Bataillone) vorangehen. Sie stand in zwei Treffen vor dem rechten Flügel. Die ganze Cavallerie (65 Eskadronen), unter den Befehlen des Helden von Roßbach und Zorndorf, des Generallieutenants v. Seydlitz, zog sich auf den äußersten linken Flügel, weil auf dem rechten kein Raum zu Entwickelungen für sie war. Sie hielt später hinter einer vor dem Walde befindlichen flachen Anhöhe, durch die sie theilweise gedeckt wurde.

Während das Gros der preußischen Truppen am frühen Morgen bereits in der Haide auf dem Marsche war, ließ General Finck, dem erhaltenen Befehle gemäß, zwar sein Corps noch stehen, aber mit Tagesanbruch Reveille schlagen und möglichst Lärm machen. Darauf ritten die Generale mit vielen Offizieren, Bedienten und Handpferden unter einer Bedeckung von Husaren auf die Höhen vor, vertheilten sich, ritten wieder zusammen und suchten dem Feinde den Glauben beizubringen, der König sei beschäftigt, dessen Stellung zu beobachten. Nach etwa einer Stunde ließ General Finck einige Bataillone und etwas Artillerie auf die Höhen rücken, damit der Feind auf den Gedanken komme, daß man ihn hier angreifen wolle. Und wirklich wurde dadurch auch der beabsichtigte Zweck erreicht. Die russischen Generale richten hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit auf das Finck'sche Corps und schienen die Armee des Königs entweder auf der Seite des Waldes gar nicht zu vermuthen, da man von wenigen oder keinen Patrouillen liest, die sie ausgeschickt, um dort den Marsch des Gegners genauer zu recognosciren, oder doch, indem Soltykoff von dem Linksabmarsch nicht ohne Kunde blieb, in Ungewißheit darüber zu verharren, welchem Theile des Lagers der

Angriff gelten würde. Um 6 Uhr brach Finck mit seinen Truppen wirklich auf und ließ sie auf die südlich vor Trettin liegenden Höhen vorrücken. Sein linker Flügel erreichte, als die Armee des Königs sich endlich aufgestellt, fast den rechten derselben.

Durch die Stellungen, welche der König und Finck genommen hatten, standen die Preußen mit dem für den Anfang der Schlacht bestimmten Theile des Heeres geradeüber der linken Flanke der Russen, auf welche der Angriff beschlossen worden, — ein Plan, der von Stimmen, welche durch den Ausgang der Schlacht sich zu ihrem Urtheile haben verleiten lassen, scharf getadelt worden ist; allein eine Hinweisung auf die starke Deckung, welche die übrigen Seiten theils durch die Nähe des Elsbruches und der Oder, theils (vor den Höhen des rechten russischen Flügels) durch zu nahen dichten Wald hatten, der eine wirksame Vorbereitung der Schlacht durch Artillerie verhindert haben würde, läßt nur den Angriff auf jene vierte Seite als zweckmäßig erscheinen, die überdies eine schmale Front darbot, gegen welche die Preußen einen umfassenden Angriff einleiten konnten.

Nicht minder zweckmäßig war die Anwendung der Kräfte, die der König zum Angriff wählte. Man erstaunt, wie er, obwohl mit der Gegend unbekannt und, wie wir gesehen haben, nur durch unvollständige und ungenügende Notizen darüber belehrt, obwohl ferner in der Nothwendigkeit, aus dem Walde hervorrückend auch sofort die Anordnungen zum Angriff zu treffen, augenblicklich als geeignetste Vorbereitung desselben den Gebrauch einer starken Artillerie erkannte. Sogleich wurden auf seinen Befehl durch den wackern Oberst v. Moller unter dem Schutze des Waldes Batterieen theils an der Frankfurt-Drossener Straße am Waldsaum, theils auf einer Höhe der Walkberge, dem Kleistberge (vom Könige mit dem damaligen Volksausdrucke stets Pechstange genannt) und später noch eine nicht weit nordöstlich von Cunersdorf auf dem sogenannten kleinen Spitz- oder Seydlitzberge errichtet. Ebenso wurden alle schweren Kanonen des Generallieutenants v. Finck weiter vorgeschoben und in 2 Batterieen aufgefahren.

Friedrich hatte die Eröffnung des Feuers untersagt, bis die Armee sich vollständig geordnet haben würde; allein 4 Geschütze von der Batterie auf dem Kleistberge, denen dieser Befehl vielleicht nicht speciell mitgetheilt worden war, oder die durch die Nähe eines Kosakentrupps zum Feuern gereizt wurden, thaten jedes einen Kartäschenschuß auf denselben, der Behufs Recognoscirung umherritt, da man russischerseits endlich angefangen hatte, größere Aufmerksamkeit auf den Wald zu richten, nachdem die königliche Armee bereits am Rande desselben sich zeigte. Friedrich, über das Schießen erzürnt, kam sogleich selbst herbeigeritten und untersagte die Fortsetzung mit einem strengen Verweise. Indeß hatten jene Schüsse doch bei den Russen bewirkt, daß sie 4 Granaten nach der Gegend, woher dieselben gekommen, warfen; denn die Batterie selbst war, da der Kleistberg noch im Gebiete des Waldes lag, ihren Blicken entzogen. Da aber nicht erwidert wurde, so stellten auch sie das Feuern ein und Alles blieb ruhig. Wahrscheinlich glaubten sie noch immer, nicht das Gros, sondern nur eine Abtheilung der feindlichen Armee an und in dem Walde vor sich zu haben.

Es war gegen halb 12 Uhr Mittags am 12. August, als die ersten Schüsse bei dem Finck'schen Corps fielen, und nun befahl auch der König den Anfang der Kanonade. Es dauerte nicht lange, so donnerten an 60 schwere Geschütze. Das heftige Feuer wurde so gerichtet, daß es sich auf das in der feindlichen linken Flanke aufgeworfene Retranchement und die dahinter stehenden Truppen concentrirte. Obwohl es unter diesen außerordentlichen Schaden anrichtete, so erwiderten die Russen doch mit Entschlossenheit, und die Kanonade, die jetzt gehört wurde, war, wie Tempelhoff, der diese Schlacht als Feuerwerker mitmachte, versichert, eine der lebhaftesten des ganzen siebenjährigen Krieges.

Indeß nach kurzer Zeit war das zahlreichere preußische Geschütz dem feindlichen, das mit vierzig und einigen Stücken antwortete, vollständig überlegen, und die Russen ließen es sich angelegen sein, anderweitige Anstalten zur Sicherung zu treffen, da

sie jetzt über den Angriffspunkt nicht mehr im Zweifel sein konnten. Um daher den Preußen den Uebergang über den vor der linken Flanke angebrachten Verhau möglichst zu erschweren, suchten sie ihn durch Granaten in Brand zu stecken. Da er aus Nadelholz bestand, und dieses bei der trockenen Jahreszeit und den heißen Tagen leicht zündete, so gelang ihnen jenes auch zum Theil. „Das Krachen der zerspringenden Granaten und das Niederfallen der abgeschossenen Aeste," sagt der vorhin erwähnte Theilnehmer an der Schlacht, „machten mit dem Widerhall in dem Walde ein so wildes Getöse, daß man sich keine fürchterlichere Scene denken kann."

Nachdem die Kanonade etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, befahl der König den Angriff des Fußvolks, und bald entschied, wie fast immer, auch hier die heldenmüthige Tapferkeit seiner Infanterie. Die wackeren 4 Grenadier-Bataillone des ersten Treffens der Avantgarde, unter Führung des Generalmajors v. Jung-Schenckendorff, warfen sich in den Beckergrund, kletterten über den brennenden Verhau, führten sogar einen Theil der Bataillonsgeschütze, von der Bedienung gezogen, mit sich und erstiegen nach einigen gut angebrachten Salven glücklich die Brustwehren. Mit gleichem Muthe folgten auf demselben Wege die 4 Bataillone des zweiten Treffens unter Generalmajor v. Lindstädt. Nicht eine Viertelstunde dauerte es, und die Avantgarde war Meister von den Mühlbergen, nicht wenig erstaunt, hier den nachdrücklichen Widerstand der Russen, von deren ganz besonderer Standhaftigkeit sie gerüchtweise gehört, keineswegs zu finden. Mehreres war für den schnellen Erfolg zu Statten gekommen. Die schlechte Anlage der Verschanzungen bewirkte, daß fast alle Kugeln über die Köpfe der Grenadiere weggingen, während auch die bis jetzt fortgesetzte preußische Kanonade ihnen nicht schadete, und daß sie erst einem größeren Feuer ausgesetzt wurden, als sie die Höhen erstiegen hatten. Die Generale des Feindes, der nun völlig in die Flanke genommen war, konnten, da die geringe Breite des Plateau's höchstens nur eine Front von 4 Bataillonen gestattete, keine anderen Gegenanstalten treffen, als daß sie ein

Regiment nach dem andern Front gegen die Preußen machen ließen; und so wurde auch eins nach dem andern über den Haufen geworfen.

Auf diese Weise kamen gleich im ersten glücklichen Anlauf außer vielen Gefangenen die 42 Geschütze, die auf den Mühlbergen gestanden hatten, und auch von den übrigen des linken Flügels der größte Theil in die Hände der Preußen. Wahrlich, trotz der Stärke des feindlichen Postens, ein überaus glänzender und glücklicher Anfang der Schlacht! Gegen 70 Geschütze waren erobert und von 5000 Preußen 13,000 Russen in die Flucht geschlagen! Wäre hinlänglich Cavallerie und wäre sogleich auf den Mühlbergen eine beträchtliche Anzahl schwerer Geschütze für die Preußen zur Hand gewesen, für welche das gegen Cunersdorf sanft abfallende Terrain dort die vortheilhaftesten Stellungen darbieten und deren Wirkungen es auf's Höchste begünstigen konnte, so war der Verlust der Russen unstreitig noch viel größer und gleich ihre erste Niederlage entscheidender. Indeß vermochte schon ein Theil der Regimentskanonen und die 4 preußischen Zwölfpfünder, die zuerst oben ankamen, und bei denen sich auch Tempelhoff als Feuerwerker befand, sie in vollem und regellosem Laufen zu erhalten, bei welchem sie kein Geschütz von ihrer Seite deckte und das Nachsetzen einiger preußischer Eskadronen zu noch größerer Eile antrieb.

Und das war ein Glück für die nachrückenden siegreichen Preußen; denn beim Erstürmen von Schanzen begegnet es wohl selbst der besten Infanterie, einigermaßen auseinander zu kommen; und so geschah es auch hier der preußischen. Das Uebel wurde vermehrt durch den schmalen Raum, auf dem sie sich jetzt befand, und auf dem dann immer ein Bataillon einen Dränger an dem andern hatte; denn der rechte Flügel des ersten Treffens folgte der Avantgarde, während rechts daneben sich das Finck'sche Corps andrängte, das auf und an der Trettiner Straße schnell vorrückte, so daß einige Bataillone davon sich bereits auf der Niederung ausbreiten mußten. Wie leicht hätte da russisches Geschütz in den dichten Linien der vordringenden Preußen furchtbar wüthen

können, wäre bei den Fliehenden das Gedränge nicht noch viel größer und wäre Geschütz vorhanden oder überhaupt dessen Gebrauch in der allgemeinen Verwirrung möglich gewesen! So aber erholten sich die Russen hier nicht eher von ihrer Bestürzung, als bis ihr linker Flügel bereits geschlagen und die preußische Avantgarde, die sich allmälig wieder geordnet, bis in die Nähe des Kuhgrundes rechts von Cunersdorf vorgerückt war.

Auf diese Weise verlief der erste und zwar der glücklichste Abschnitt der Schlacht. Es war 2 Uhr, also dritthalb Stunden nach dem Anfange derselben, als die preußische Armee in folgender eigenthümlichen Stellung sich befand, welche durch das engere Terrain für den angreifenden Theil zu einem Umfassen des Feindes durchaus nicht mehr so geeignet war, als am Anfange des Kampfes: die acht Bataillone Avantgarde nahe an dem Kuhgrunde in sehr gedrängter Linie, mit dem rechten Flügel in das Gehölz des Elsbruches und mit dem linken bis an Cunersdorf reichend; hinter ihnen die acht Bataillone des Finck'schen Corps, während die Cavallerie desselben noch am Fuß der Höhen halten blieb, und darauf das Gros der Armee, so daß der rechte Flügel von ihr hinter jenem, also auch auf dem eroberten Terrain stand, die Mitte aber Cunersdorf und der linke Flügel die zwischen diesem Dorfe und dem Walde liegenden Seeen und Moräste vor sich hatte. Die Cavallerie der Armee befand sich weiter links, und zwar wenigstens theilweise noch auf dem Standorte, den sie beim Anfange der Schlacht eingenommen, während der größere Theil unter Seydlitz selbst sich wahrscheinlich mehr in die Nähe des kleinen Spitzberges (oder Seydlitzberges) gezogen hatte, welche Stellung offenbar geräumiger und gedeckter war. Die schweren Batterieen scheinen, wegen der Beschwerlichkeit des Transports, bei weitem noch nicht alle zur Hand gewesen und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil scheint nach und nach angekommen zu sein.

Hätte nun für Fortsetzung des Kampfes der König die Regeln des methodischen Angriffs befolgen wollen, so wäre es vorzugsweise räthlich gewesen, alles schwere Geschütz abzuwarten, das

feindliche damit niederzuschmettern und dann die Infanterie zum Sturme durch den Kuhgrund zu führen; allein man bedenke, daß zu eben der Zeit, als der linke feindliche Flügel in verwirrungsvoller Flucht zurückeilte, die russischen Generale, ohne von den schmalen Höhen jenseit des Kuhgrundes herunterzukommen, aus den Truppen der Mitte und des rechten Flügels, die noch nicht im Feuer gewesen, mehrere Linien Infanterie hinter einander formirt, die den Preußen den Durchgang durch den erwähnten Hohlweg und die Eroberung der jenseitigen Höhen wehren sollten; daß sie eifrig Anstalten trafen, immer neue Truppen von dem am wenigsten gefährdeten rechten Flügel heranzuziehen; daß außerdem immer mehr schwere feindliche Geschütze an geeignete Stellen geschafft wurden, um dann im rechten Augenblick ein nahes und mörderisches Kartätschenfeuer auf die 24 preußischen Bataillone zu beginnen, welche gegen den Kuhgrund vorgerückt waren; daß also jede Minute Verzögerung eine größere Zahl sicherer Opfer für die feindlichen Kanonenschlünde forderte. Konnte unter solchen Umständen eine andere Wahl stattfinden, als entweder umzukehren oder schnell auf's Neue vorwärts zu gehen?

Und der König, bis jetzt Sieger und voll Vertrauen zu seinen Kriegern, wählte ohne Bedenken das Letztere, und die Tapferkeit seines unverwüstlichen Fußvolkes, so oft erprobt, bewährte sich abermals. Trotz der zahlreichen Artillerie des Feindes, trotz seines Vortheils günstig gelegener Höhen, besonders des großen Spitzberges und einer von diesem an in nördlicher Richtung gegen den Oberthalrand etwa 10 bis 20 Fuß hoch fortlaufenden Terrainwelle, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr auf dem steilen Rande des Kuhgrundes drang die preußische Avantgarde, von der Infanterie der Reserve und dem rechten Flügel der Armee unterstützt, durch diesen Grund, nachdem es zuvor einem Regiment des 1. Infanterietreffens gelungen war, die Russen aus dem niedergebrannten und noch rauchenden Cunersdorf zu vertreiben, und erstieg die jenseitigen kleinen Höhen. Auch hier mußte der Feind weichen. Nicht minder wurden frische Kräfte, welche die bereits abgematteten russischen Truppen ersetzten, und darauf 2 öster-

reichische Infanterie-Regimenter und jene unerschrockenen Grenadier-Compagnieen vom Corps Laudon's, die dieser General dorthin hatte vorgehen lassen, mit großem Verluste zurückgetrieben, und der Strom der Fliehenden wälzte sich neben dem Spitzberge, der jetzt wenigstens auf kurze Zeit in die Gewalt des linken Flügels der Preußen gekommen zu sein scheint, rechts vorbei, hinter die vorhin erwähnte Terrainwelle, wo sie gedeckt waren, nach dem Laudonsgrunde und den Judenbergen zu. Nur noch 800 Schritte waren von diesen die freilich schon sehr zusammengeschmolzene preußische Avantgarde und die zu ihrer Verstärkung zunächst folgenden Bataillone entfernt, während der König die beiden Infanterietreffen hatte rechts ziehen lassen, so daß die äußerste Brigade des rechten Flügels tief in das große Elsenbruch hinein stand.

Somit waren jetzt zwei Drittheile des Feindes völlig geschlagen, zwei Drittheile des Terrains, welches derselbe vor der Schlacht innehatte, erobert und bereits gegen 90 Kanonen in den Händen der siegreichen Preußen. Es war 5 Uhr, als Friedrich diese Vortheile errungen. Und konnten sie nicht als groß genug gelten, um für heute damit zufrieden zu sein? So schien es, und es schien auch nöthig, dem Kampfe für jetzt Halt zu gebieten und ihn in eine bloße Kanonade zu verwandeln, sowohl in Betracht des Zustandes der eigenen Truppen, als auch in Betracht der Stellung und der muthmaßlichen Absicht des Feindes für die nächste Nacht, wo er sich vielleicht von selbst zurückziehen würde.

Die preußischen Truppen waren auf das Aeußerste abgemattet: sie hatten zwei Nächte unter dem Gewehr zugebracht, waren jetzt 15 Stunden ununterbrochen in Bewegung, beinahe 6 Stunden in dem anstrengendsten Kampfe und seufzten unter den Qualen der fast unerträglichen Hitze des Tages, — ein Umstand, der für richtige Würdigung des nachherigen Umschlags der Haltung ganz besonders in Betracht gezogen werden muß. Auch sollen fast alle Generale, sogar der sonst so unternehmende und kühne Seydlitz, obwohl er noch nicht Gelegenheit zur Betheiligung an dem Kampfe gefunden hatte, für Einstellen

desselben gewesen sein, und Generallieutenant v. Finck, der bis jetzt zur vollen Zufriedenheit des Königs operirt hatte, vertrat diese fast allgemeine Ansicht, indem er sich erdreistete, ihm zu sagen, „daß man sich füglich einen ferneren Angriff ersparen könnte, weil die Bataille völlig gewonnen wäre, die preußische Infanterie viel gelitten hätte und der Feind gewiß nur die Nacht erwarten würde, um sich längs der Oder durch die dort befindlichen Wälder zu entfernen."

Allein diese Ansicht fand bei dem Könige ebensowenig Beifall, als ihn die theils wegen Unkenntniß theils wegen Nichtbeachtung der vorliegenden Gegend nicht hinlänglich gewürdigte Stellung des feindlichen Postens schreckte. Er war mit Erbitterung und Rachegefühl gegen die Russen gezogen, denen er die Verwüstung seiner östlichen Provinzen nicht verzeihen konnte, und diese Empfindungen hatten sich bei ihrem Anblick nicht gemindert. Andererseits war er mitten im Siege; gerade jetzt von weiterer Verfolgung seiner Vortheile abzustehen, war an ihn, den König und unumschränkten Feldherrn, dem, nach langer Entbehrung, wieder neuer und hoher Siegesruhm entgegenstrahlte, unstreitig eine schwere Forderung. Ueberdies hatte er, wenn er auch die an dem bisherigen Kampfe am meisten betheiligten Truppen abgemattet sah, doch noch das zweite Treffen des rechten Flügels, ferner den linken Flügel und die ganze Cavallerie, die bisher fast nur Zuschauer der Schlacht gewesen. Mit diesen theils weniger geschwächten, theils noch frischen Truppen, hoffte er, werde es möglich sein, vollends den entschiedenen Sieg zu erringen, besonders da er die Russen in Unordnung sah, und da er um diese Zeit, was jedoch sehr zu bezweifeln steht, bereits die Nachricht von einem andern sehr erfreulichen Ereignisse erhalten haben soll, das in einer der späteren Nachmittagsstunden sich wirklich vollzog, die Nachricht, daß, seinem Befehle gemäß, General Wunsch mit 3 Freibataillonen und den Husaren von Malachowski, mit denen derselbe jenseits der Oder bei Lebus zurückgeblieben war, sich zum Meister der Stadt Frankfurt, die dortige russische Besatzung zu Gefangenen gemacht habe und bereit stehe, der russischen Armee,

würde sie geschlagen, den Rückzug abzuschneiden und dadurch beizutragen, sie, wie der König in seinem gegen sie ergrimmten Gemüthe beabsichtigte, in die Oder zu sprengen. Um so mehr konnte dann Friedrich der Erfüllung seines leidenschaftlichen Wunsches nahe zu sein glauben, nämlich, wie er sich ausdrückte, die Russen dermaßen in Schrecken zu setzen, daß ihnen die Lust vergehe, seine Grenzen je wieder zu betreten und seine Staaten zu verwüsten. Er wollte sie vernichten, nicht besiegen.

„So ließ uns", sagt des Königs Adjutant v. Gaudi, „der bisherige glückliche Erfolg an nichts mehr zweifeln, und — wir verloren Alles." Es bleibt beachtenswerth, daß Friedrich später, wie eine Mittheilung sagt, weder das Schlachtfeld wiedersehen, noch, wie es scheint, von dieser Schlacht reden wollte. Ob dies nicht andeutet, daß er nicht blos in einem Briefe an den Marquis d'Argens vom 16. August, sondern auch nachher in ruhigeren Stunden sich anschuldigte, zu hohe Anforderungen an die Armee gethan und dadurch die Niederlage mit herbeigeführt zu haben?

Als der König den Kampf fortzusetzen befohlen hatte, mußten aus beiden Treffen der Infanterie beständig frische Truppen hervorgezogen werden; aber diese hatten sofort, eine Brigade nach der andern, den härtesten Stand; denn der Feind, bis an den äußersten Posten getrieben und im Vorgefühle der Beschwerlichkeiten des gefährdeten Rückzuges, leistete, da ihm gewissermaßen das Messer an die Kehle gesetzt war, eine verzweifelte Gegenwehr. Ueberdies hatte er jetzt ein bequemeres Terrain gegen die Preußen zu vertheidigen, und insbesondere beherrschte seine Artillerie die ganze Gegend, von der aus diese den Kampf fortzusetzen genöthigt waren. Sowohl auf den Judenbergen, wie auf einer kleinen Höhe vor dem östlichen Abhange des Laudonsgrundes concentrirte er seine schweren Geschütze, und bald entluden über 50 derselben ihre Kugeln. Wahrlich, ein Feuerdamm, der zusammen mit dem heftigsten Kleingewehrfeuer der zu wiederholten Malen verstärkten oder abgelösten russischen Infanterie im Stande gewesen wäre, auch die Kräfte einer völlig ungeschwächten Infanterie zu erschüttern! Und nun stand großentheils eine bis zum Hinsinken

müde gegenüber, deren erneuerter Angriff durch keine Hülfe schwerer Artillerie, wie der erste an den Mühlbergen, eingeleitet oder unterstützt ward; denn die Schwierigkeiten, mit denen das schwere Geschütz, dessen Bespannung der Güte der heutigen unstreitig nicht gleich kam, auf dem welligen und hügeligen Terrain und auf dem tiefsandigen Boden zu kämpfen hatte, müssen, scheint es, grenzenlos gewesen sein, da wir erfahren, daß die Batterieen nicht im Stande waren, in einer Zeit von mehr als 3 Stunden den kurzen Raum von noch nicht einer halben Meile zurückzulegen. Die Kanonen waren zu schwer und versanken im Sande, und die todmüden Pferde vermochten nicht, sie herauszuziehen. Die wenigen Batterieen dagegen am linken Flügel scheinen, wahrscheinlich wegen ungünstigen Standortes im Verhältniß zur russischen Aufstellung, wenig gewirkt zu haben. Auf diese Weise konnten dem heftigsten Artillerie-Feuer der Russen nur noch Feldstücke entgegengesetzt werden, und dasselbe wirkte um so nachtheiliger auf die Preußen, als jenes Umfassende des Angriffs, wie bei den Mühlbergen, nicht mehr zuläßig war, indem einerseits das dichte und sumpfige Elsbruch, andrerseits die Seeen bei Cunersdorf einer Enfilirung des Feindes im Wege standen. Eine natürliche Folge dieser Uebelstände war, daß die preußische Infanterie in ihrem Siegesgange gehemmt und auf die Vertheidung zurückgewiesen wurde, — eine Krisis, der, wie die Geschichte der Schlachten lehrt, gar oft die Niederlage folgt. „Wir konnten," sagt der Augenzeuge v. Gaudi, „nun weiter nichts mehr thun, als uns auf dem erfochtenen Terrain zu erhalten suchen, und die Infanterie feuerte nur noch von der Stelle auf den Feind, wo sie sich befand, ohne mehr vorwärts zu rücken."

Der König ertheilte hierauf den Befehl, daß die Cavallerie von der Seite des Dorfes Cunersdorf in die Russen einbreche. Seydlitz, der mit seinem Adlerblick für Reitergefechte von seinem trefflichen Standpunkte, dem nach ihm benannten Berge, das Vergebliche des Versuchs voraussah, nahm Anstand, demselben Folge zu leisten. Ein zweiter Befehl des Königs kam; darauf ein dritter mit den Worten, „in des Teufels Namen anzugreifen", und nun

erst ging er mit seinen Geschwadern vor. Allein dies konnte wegen des engen Raumes bei den Seeen nur nach einander und höchstens nur immer mit 2 Regimentern geschehen. Schon hierdurch wurde der beabsichtigte Erfolg verhindert, und dieser konnte darauf noch weniger erzielt werden, als die Reiterei auf Wolfsgruben und Verschanzungen traf, wo sie nichts auszurichten vermochte, und als sie außerdem mit einem entsetzlichen Kanonen- und Kartätschenfeuer empfangen wurde. So ward ein Angriff nach dem andern abgeschlagen, und als sie hierauf, obwohl noch nicht wieder formirt, trotz vieler ihr entgegengesandten Haubitz-Granaten auf's Neue vorrückte, wurde sie von einer Zahl österreichischer und russischer Cavallerie-Regimenter, die zwischen den Judenbergen und dem östlich davon liegenden Frankfurter Walde herauskamen, bei der Verwickelung, in der sich die Regimenter bereits befanden, über den Haufen geworfen, so daß ein Theil davon in die eigene Infanterie stürzte und sie überritt. Ohnehin konnte ihr kühner und umsichtiger Führer Seydlitz nicht mehr ordnend und belebend auf sie einwirken, da er bei dem ersten Angriff einen Kartätschenschuß erhalten hatte, der ihm das Säbelgefäß und die rechte Hand so zusammenquetschte, daß er vor Schmerzen von der sogenanten Mundsperre befallen wurde, und daß man die Bügel des Gefäßes durchfeilen mußte, um die Hand wieder frei zu machen.

Was die Infanterie anbelangt, so war sie (es mochte 6 Uhr sein) noch immer Meister von ihren Vortheilen und stand mit der feindlichen zum Theil im Kleingewehrfeuer. Der rechte Flügel bewahrte noch einigermaßen seine Haltung, weniger der linke, weil er dem verheerendsten Feuer der feindlichen Hauptbatterie von dem großen Spitzberge, der auf's Neue in die Gewalt der Russen gekommen, bloßgestellt war. In diesem Augenblick zeigte sich, wie einst bei Kolin, was eine brave, obenein unerwartet auftretende und noch dazu ganz frischkräftige Cavallerie gegen eine Infanterie vermöge, die, wie ausgezeichnet auch in ihren Leistungen, bereits durch übermäßige Anstrengungen aus dem Gleichgewicht gebracht und durch Kartätschenfeuer erschüttert ist. „50 Kano-

nen", sagt ein Fachmann, „und der rechtzeitige Einbruch einer intacten Cavallerie verwandelten hier den schon errungenen Sieg in eine Niederlage, von der bis dahin in der preußischen Armee kein Beispiel gewesen war."

General Laudon nämlich, als er die Unordnung gewahrte, in welcher sich bereits die noch mit beharrlicher Tapferkeit fechtenden preußischen Bataillone befanden, rückte mit 4 österreichischen Grenadier-Compagnieen zu Pferde und 2 Dragoner-Regimentern, im Ganzen 14 Eskadronen, durch das Terrain, den Pulverdampf und den herrschenden großen Staub gedeckt, ganz unbemerkt aus der Niederung und dem nach ihm benannten Grunde auf die Höhe, formirte sich hier schnell und griff mit Ungestüm die preußische Infanterie auf der rechten Flanke und selbst im Rücken an. Da diese nur noch in ganz unförmlicher Linie und sogar an einigen Orten haufenweise in größter Unordnung stand, so wurde sie bald zerstreut, und die meisten Bataillone flohen in voller Auflösung zurück. Umsonst war das Zureden, waren die hingebendsten Bemühungen der Offiziere, Generale, des Königs selbst. Er wollte, wie einst bei Kolin, das ungetreue Glück fesseln und hielt, in der Nähe des Kuhgrundes, im Feuer ohne Wanken. Ringsum stürzten Getreue; es sanken tödtlich getroffen die Flügeladjutanten v. Cocceji und v. Wendessen; ihm selbst wurde sein Reitpferd, ein brauner Engländer, genannt der Vogel, unter dem Leibe so schwer verwundet, daß er absitzen und ein anderes Roß besteigen mußte. Als die Fluchtverwirrung immer allgemeiner, der Versuch einiger Bataillone, am Kuhgrunde Widerstand zu leisten, vereitelt wurde und auch ein Versuch des Prinzen von Würtemberg mit dem Dragoner-Regiment Meinike am äußersten rechten Flügel (am Rande des Elsbruches) fruchtlos ausfiel, gerieth er in immer größere persönliche Gefahr. Auch das zweite Pferd, ein Fuchs, wurde unbrauchbar geschossen. Als er hierauf des Flügeladjutanten Hauptmanns v. Götzen Reitpferd, den sogenannten kleinen Schimmel, angenommen hatte, schlug ihm in demselben Augenblick eine Flintenkugel das goldene Etui in der Tasche zusammen. Da bat ihn sein General-Adjutant, Oberst v. Kruse-

mark, und das übrige Gefolge, sich der allzu großen Gefahr zu entziehen. „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen," antwortete er, „und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." Man konnte glauben, daß er den Tod suche. „Kann mich denn," rief er, „keine verwünschte Kugel treffen?"

Er ritt eine Strecke zurück. Zum letzten Mal suchte ein geringer Theil der preußischen Infanterie auf den Mühlbergen Widerstand zu leisten; allein der Angriff frischer russischer Bataillone, die Stärke des nachrückenden russischen Artilleriefeuers und ein neuer Angriff Laudon's benahm vollends auch jeden Gedanken an Gegenwehr. In einer Seelenstimmung, die sich nicht schildern läßt, verweilte Friedrich, vom Pferde gestiegen, noch einmal am Mühlberge. Bereits schwärmten in der Nähe ringsum Kosaken, und nur die Entschlossenheit des Rittmeisters Joachim Bernard v. Prittwitz, der ihm durch deren verfolgende Schwärme mit etwa 40 Zieten'schen Husaren Bahn brach, rettete ihn vor Gefangenschaft. „Um 7 Uhr," sagt der schon öfters erwähnte Augenzeuge, Adjutant v. Gaudi, „hatte die Bataille ein Ende, und die Armee des Königs nahm in einer unbeschreiblichen Zerstreuung die Flucht gegen Bischofssee." „Nie," berichtet ein anderer Augenzeuge und Mitkämpfer, v. Tempelhoff, „habe ich die preußische Armee in einem solchen Zustande gesehen."

Friedrich verlor durch die Schlacht bei Cunersdorf an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 548 Offiziere und 17,955 Mann, von der Infanterie nämlich fast den zweiten, von der Cavallerie fast den vierten Mann. Von mehreren Regimentern waren nur ein oder zwei Offiziere unverwundet geblieben. Unter den Todten befand sich der tapfere Reitergeneral v. Puttkammer. Auch erlag seinen Wunden zu Frankfurt den 24. August der edle Sänger des Frühlings, Major Ewald v. Kleist, den die Russen mit hohen Ehren begruben. Unter den 12 verwundeten Generalen war, wie wir früher bemerkt haben, Seydlitz, wodurch die preußische Reiterei während zweier Feldzüge ihres talentvollsten Führers beraubt wurde, wie wir denn

überhaupt fortan diese Waffe nicht mehr so entscheidend auftreten sehen, als es bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf geschah. Der Verlust an Geschützen belief sich auf 172 Stück, an Fahnen auf 26, an Standarten auf 2. Unter den Fahnen befand sich wahrscheinlich die, welche der Feldmarschall Schwerin ergriffen, als er in der Schlacht bei Prag den Heldentod starb. Die eroberten russischen Geschütze, 90 bis 100 Stück betragend, gingen sämmtlich wieder verloren. Die meisten Geschütze, heißt es, blieben aus Entkräftung der Pferde und wegen des großen Gedränges an den Defileen des Hünerfließes stehen.

Auch der feindliche Verlust war sehr bedeutend, indem er 677 Offiziere und 15,506 Mann betrug. Soltykoff meldete dies an die Kaiserin Elisabeth mit den Worten: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern; Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft.“ Auch sagte er nach der Schlacht: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen.“

Die Terraineigenthümlichkeiten, die dem Könige vor der Schlacht Hindernisse in den Weg gelegt hatten, nämlich die Defileen des Hünerfließes und der sandige Wald, gewährten ihm nach der Schlacht große Vortheile; denn hinter jenen sammelten sich die zerstreuten Truppen einigermaßen wieder, und der Wald hemmte die Verfolgung der feindlichen Reiterei. Ueberhaupt geschah diese nur auf kurze Zeit und ohne den erforderlichen Nachdruck. Die russischen Generale rathschlagten Abends in der kleinen Mühle unten am Elsbruch, ob sie den geschlagenen Preußen nachsetzen sollten? Voll Freude über den errungenen Sieg fingen sie dabei ebenso tapfer zu zechen an, wie sie in dem letzten Theile der Schlacht gekämpft hatten, und — des Königs zu vergessen. Als daher Laudon von der ersten Verfolgung zurückkehrte, fand er durchaus nicht Gehör, um irgend welche energische Maßregeln zu sofortiger Ausbeutung des Sieges durchzusetzen. Die verfolgende Mannschaft bestand nur aus wenigen Kosaken; ja auf der geraden Straße nach Oetscher, wo die preußischen

Schiffbrücken über die Oder lagen, ließen sich gar keine sehen, und so verwandelte der Feind in der That diese Brücken, nach denen die zerstreut Fliehenden hinströmten, und über die sie Anfangs nicht hinüber durften, dann aber, mehr geordnet, den Rückzug auf das jenseitige Ufer antraten, für den König in goldene.

Friedrich selbst war in der fürchterlichsten Stimmung und Lage. Er kam in der Nacht des 12. August zu Oetscher an, wo bereits alle Häuser von Verwundeten voll waren. Auch körperlich äußerst angegriffen (denn schon wenige Tage vor der Schlacht war er von Gicht an Händen und Füßen und vom Fieber geplagt) streckte er sich in dem öden Fährhause des Dorfes (am rechten Oderufer) auf Stroh hin und blieb hier die Nacht über. Prittwitz und seine Husaren bewachten ihn. Völlig gebeugt, glaubte er seinen Untergang hoffnungslos vor Augen zu sehen. Er vertraute den Befehl über die Trümmer der geschlagenen Armee dem General v. Finck an, ernannte den Prinzen Heinrich zum obersten Befehlshaber sämmtlicher preußischen Truppen und wies ihn an, daß seinem Neffen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen von Preußen (dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II.), der Eid der Treue geschworen werde. Nach Berlin, wohin er während der glücklichen ersten Stunden der Schlacht wiederholt Siegesboten entsendet hatte, schrieb er jetzt an den Minister Grafen v. Finckenstein, man möge auf Rettung bedacht sein, insbesondere möge die Königin nach Magdeburg flüchten. „Das ist ein entsetzlicher Schlag; die Folgen davon werden noch schlimmer sein. Ich habe keine Hülfsquellen mehr. Die Wahrheit zu sagen, ich halte Alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen für immer!" Den Commandanten von Wittenberg, Torgau und Dresden ließ er den Befehl zugehen, in dem Falle, daß sie angegriffen würden, so gut als möglich zu capituliren und nur den Besatzungen und königlichen Kassen freien Abzug zu verschaffen. Die Schwere seiner Verluste lastete so sehr auf seinem Gemüth, und seine Ueberzeugung war von ihnen so eingenommen, daß er den Adjutanten der Artillerie, der ihm meldete, es seien noch gegen 30 Geschütze gerettet, mit

den Worten anfuhr: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr." Nur die wiederholte und amtliche Versicherung dieses Offiziers, daß er die Wahrheit rede, überzeugte ihn einigermaßen und gab den ersten, für seine bekümmerte Seele so nöthigen Trost. Freilich war derselbe für seine damaligen Verhältnisse ein sehr geringer; denn niemals im ganzen Laufe des Krieges waren sie mißlicher gewesen, als jetzt, nicht nach dem Schlage von Kolin, nicht nach dem bei Hochkirch. Der größte Theil der Artillerie war verloren, alle Regimenter hatten bedeutende Verluste, die Infanterie-Regimenter so bedeutende, daß sie jedes nur ein schwaches Bataillon formirten. Die Russen und Oesterreicher befanden sich in einer solchen Ueberlegenheit über ihn, daß sie Alles unternehmen konnten, und die Reichsarmee in Sachsen hatte freie Hände. Er selbst äußert in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Nur von den Feinden hing es ab, den Krieg zu beendigen; sie brauchten uns nur den Gnadenstoß zu geben."

Aber als diese wenig Neigung zu energisch verfolgenden Bewegungen zu zeigen schienen, als sein kleines Heer wieder an 20,000 Mann zählte, da hob sich schon vier Tage nach der Schlacht die niedergedrückte Spannkraft des wunderbaren Mannes in ihrer ganzen Stärke und bekundete sich in Maßregeln, die er theils zu Entsendungen und Stellungen von Truppentheilen Behufs der Deckung Berlins gegen die österreichischen Feldherren, theils zur Ergänzung der so sehr zusammengeschmolzenen Artillerie, theils zur Herstellung des widerstandsfähigen Zustandes der besiegten und entmuthigten Armee traf. Obwohl noch tief ergriffen von den erlittenen Verlusten, obwohl noch ohne Hoffnung, sich gegen seine zahlreichen Feinde behaupten zu können, zeigte er wieder ganz den Feldherrn, den König, der Alles für sein Reich opfert. „In dem Augenblicke meiner ersten Nachrichten über die Schlacht," schreibt er den 16. August aus Lebus seinem Bruder Heinrich in einem tröstenden Briefe, worin vom Niederlegen des Oberbefehls nicht mehr die Rede ist, „erschien Alles verzweifelt. Zwar ist die Gefahr sehr groß; aber so lange ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat zu erhalten suchen, wie es meine

Pflicht ist. Freilich kannst Du Dir leicht denken, daß die Martern der Verdammten nicht an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide. Glücklich die Todten; sie sind geborgen vor allen Kümmernissen und Unruhen!"

Und nun wetteiferten beide Brüder, die Folgen des Unglücks nach Kräften zu mildern. Während daher Zwietracht die Oberfeldherren der Oesterreicher und Russen trennte und auf jede den Erfolg des Sieges fördernde Thätigkeit lähmend einwirkte, war Prinz Heinrich bemüht und glücklich, die Verbindung mit dem Könige herzustellen, und dieser machte einen so meisterhaften Marsch durch die Lausitz über Lübben, Kottbus und Forste gegen Sagan, daß er den Russen nach Schlesien den Vorsprung abgewann und dadurch aus seiner drückenden Lage befreit wurde. Wohl hatte er Recht, wenn er in jener Zeit schrieb: „Dies Glück ist ein miracle für das Haus Brandenburg!"

In Schlesien während des Sommers 1760. Laudon. Fouqué. Tauentzien.

Friedrich hatte durch die Niederlage und Verluste bei Kay und Cunersdorf, bei Maxen und Meissen im Sommer und Herbst des Jahres 1759, durch die darauf folgende Fortsetzung des Feldzuges in Sachsen während eines der härtesten Winter des 18ten Jahrhunderts und durch die damit verbundenen mörderischen Krankheiten, sowie durch die häufige Ausreißerei der Ausländer gewiß mehr als 60,000 Mann seiner Truppen verloren, und sein Auge fiel, wendete es sich der nächsten Vergangenheit zu, nur auf düstere Bilder voll Unglücks und Elends. Aber auch ein Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft zeigte ihm nur Mühseligkeiten, fast unüberwindliche Schwierigkeiten und abschreckende Gefahren.

Durch die Eroberung von Dresden, welche den Feinden gelungen, war für ihn unsicher der Besitz von Sachsen, war die feste Vertheidigungsstellung, die er bisher gehabt, durchbrochen und in höherem Grade die Mark Brandenburg so wie die Verbindung mit der Lausitz und Schlesien bedroht. Er hatte so nöthig, die großen Lücken in seiner Armee baldigst wieder zu füllen; aber woher sollte er Geld und Mannschaften in genügender Menge erhalten, da seine eigenen Provinzen immer mehr erschöpft und gefährdet wurden? Auch war es kein Geheimniß, wie sehr sein Volk, das schon so lange und besonders in den beiden letzten Jahren des Krieges so hart geprüfte, niedergebeugt und mit trübem Auge in die Zukunft sah, und es war dessen Stimme, wenn damals in seiner Hauptstadt der Dichter (Ramler) sang:

„Wo bist du hingefloh'n, geliebter Friede?
Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest!"

Nach dem Frieden trug auch der König die innigste Sehnsucht und er gab sich, aufrichtig von England unterstützt, Mühe dafür; aber er wollte nur eine ehrenvolle Beendigung des Krieges oder, wie er an seinem Geburtstage (den 24. Januar) an seinen Bruder Heinrich schrieb, „den Degen in der Faust, darin untergehen." Doch auf einen solchen Frieden mußten auch jetzt wieder, wie vor Jahren, seine Hoffnungen bald schwinden, da die Heftigkeit der Leidenschaften, wie er selbst bemerkt, noch eine zu große Gewalt über die Geister ausübte, und die Bewegungen, welche sie verursachten, noch zu stürmisch waren, als daß man sie beruhigen konnte.

Welcher Druck unter solchen Verhältnissen auf seinem Gemüth lastete, ist uns nicht verborgen geblieben; denn er hat sich in brieflichen Mittheilungen an mehrere Freunde offen darüber ausgesprochen, und nicht selten zeigt die Stärke und Schärfe des Ausdrucks, womit er das thut, wie bedeutend die Tiefe bitterer Verstimmung oder die Kälte hoffnungsloser Resignation war, in

die seine Lage ihn versetzt hatte. So schreibt er den 15. Januar 1760 an den Marquis d'Argens nach Berlin: „Alles, was ich thun kann, ist, mit Standhaftigkeit gegen das Unglück zu kämpfen; aber ich vermag weder das Glück zurückzuführen, noch die Zahl meiner Feinde zu vermindern. Da dem so ist, bleibt meine Lage dieselbe. Noch ein Unglück, und es wird der Gnadenstoß für mich sein. In Wahrheit, das Leben wird ganz und gar unerträglich, wenn man es hinschleppen muß in allen Arten von Kummer und bis zum Sterben ermüdendem Verdrusse; es hört auf, eine Wohlthat des Himmels zu sein; es wird ein Gegenstand des Abscheues, ähnlich nur den Grausamkeiten der Rache, die von Tyrannen an Unglücklichen geübt werden. Sie sehen die Gegenstände von einem Standpunkte, welcher sie mildert, indem er sie abschwächt; aber wenn Sie nur eine einzige Stunde hier wären, was würden Sie nicht sehen! Sie sind nicht König und haben weder den Staat zu vertheidigen, noch zu unterhandeln, noch Mittel und Wege für Alles zu finden, noch den Ereignissen Rede zu stehen. An mir dagegen, der ich unter dieser Bürde erliege, ist es, allein die Sorge davon auszuhalten."

Und in einem Briefe vom 10. März an den Grafen Algarotti in Bologna heißt es: „Es ist gewiß, daß wir im letzten Feldzuge nur Unglück gehabt und daß wir uns fast in der Lage der Römer nach der Schlacht von Cannä befunden haben; zum Glück für uns könnte man in gleicher Weise auf unsere Feinde das Wort des Barkas zu Hannibal anwenden: zu siegen verstehst Du zwar, aber nicht, den Sieg zu benutzen. — Um mein Unglück voll zu machen, plagte mich gegen Ende des Feldzugs ein heftiger Anfall von Gicht, welcher beide Beine und die linke Hand ergriffen hatte. Alles, was ich thun konnte, war, mich fortzuschleppen, um Betrachter unserer Niederlagen zu sein. Ich muß es bekennen, wir haben eine furchtbare Welt gegen uns; wir haben die letzten Anstrengungen nöthig, um ihr zu widerstehen, und man darf sich nicht wundern, wenn wir oft eine Schlappe erleiden. Der irrende Jude, wenn er je existirt hat, führte kein solches Leben, als das meinige ist. Man wird zuletzt

wie die Schauspieler, die keinen Heerd, keinen Heimathsort haben, und wir beeilen uns, der Welt unsere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo es unsern Feinden gefällt, den Schauplatz davon zu bestimmen. Elende Thoren, die wir sind! Nur einen Augenblick haben wir zu leben, und diesen verbittern wir uns nach Kräften. Wir gefallen uns darin, die größten Werke der Industrie ünd der Zeit zu vernichten und ein trauriges Andenken unserer Verwüstungen und all' des Unheils zu hinterlassen, das wir verursacht haben." —

Indeß der oft sehr düstere Gemüthszustand Friedrich's hatte keinen Einfluß auf seinen elastischen Geist in seiner unermüdlichen Thätigkeit als König und Feldherr, und es gelang ihm, obwohl nicht ohne die größten Anstrengungen und nicht ohne tief verletzende Härten, für den bevorstehenden Feldzug an 90,000 Mann zusammenzubringen. Freilich eine schwache Armee im Verhältniß zu den früheren Feldzügen und zu der Streitmacht der Feinde, welche über 200,000 Mann regulärer Truppen in's Feld stellen konnten, von denen wenigstens, nach dem Urtheil sachverständiger Zeitgenossen, die Soldaten des an 130,000 Mann starken Heeres der Oesterreicher sich damals in ebenso guter Verfassung befanden, als im Anfange des Krieges. Friedrich's Armee dagegen enthielt in der zum Theil mit Gewalt zusammengerafften neuen Zuthat meist Mannschaften, die nicht nur ohne alle Uebung, sondern auch unzuverlässig und ohne die alte Begeisterung waren. Wenn dies erklärlich ist, so erregt es dagegen die höchste Verwunderung und verdient die größte Bewunderung, daß der König und die damit betrauten Offiziere den belebenden Muth und den erforderlichen Thätigkeitsnachdruck in sich bei dem Bemühen aufrecht und stark erhielten, aus diesen Leuten und aus vielen, zwar bereits gedienten, aber durch die Unglücksfälle und Mühen des Jahres 1759 völlig niedergedrückten Truppen innerhalb weniger Monate eine Armee von solcher Schlagfertigkeit zu bilden, daß nicht nur den viel stärkeren und zugleich siegreichen Heeren der Oesterreicher und Russen Widerstand geleistet, sondern daß in der zweiten Hälfte des Jahres sogar durch neue Siege der Staat

von dem sonst gewissen Untergange gerettet werden konnte. Zwar mag das Bild, welches eines ihrer damaligen talentvollen Mitglieder uns von ihr überliefert, nicht für alle Theile derselben zutreffen; aber die Thaten selbst, welche sie in dem Jahre 1760 vollführte, bezeugen auf untrügliche Weise, daß es in der Hauptsache die richtigen Farben aufträgt. „Allerdings," sagt nämlich Tempelhoff, „war ein großer Unterschied zwischen der gegenwärtigen Armee und der, welche die Schlachten bei Prag, bei Roßbach und Leuthen gewonnen hatte; allein so schlecht war sie doch in der That nicht, als sie verschiedene Schriftsteller machen wollen. Die Regimenter, die der Prinz Heinrich in Schlesien unter seinen Befehlen hatte, bestanden noch aus alten, versuchten Soldaten, und eine Menge der dabei befindlichen Ausländer hatte den preußischen Geist angenommen. Viele der achtzehnjährigen, aus den Kantons gehobenen märkischen und pommerschen Bauernjungen hatten zwar noch keinen Feind gesehen; allein es fehlte ihnen doch nicht an Muth, und sie thaten es bei jeder Gelegenheit den ältesten Kriegern gleich. Dies war die Wirkung des Nationalgeistes, die Begierde, an dem Ruhm des preußischen Soldaten Theil zu nehmen, die selbst auf die Gesinnungen der Ausländer Einfluß hatte . . . . Wenn man, und dies kann man gewiß nicht, dem gemeinen Mann nicht alles Gefühl von Ehre absprechen will, wenn er so gut edler Gesinnungen und Handlungen fähig ist, als sein Anführer, wenn der Gedanke, für einen braven Kerl gehalten zu werden, ihm ebenso schmeichelt, als dem Offizier: so wird man sich leicht überzeugen, daß der Ausländer und, wenn man will, selbst der Ueberläufer nach und nach die Gesinnungen des Regiments, bei dem er dient, und den Geist der Armee annimmt, von der er sich als ein Theil betrachtet. Die Erzählungen so vieler gewonnener Schlachten, die Beschreibung des Muths und der Standhaftigkeit nach erlittenen tödtlichen Niederlagen, der Unerschrockenheit bei dem Anblick so vieler und so sehr überlegener Feinde, machten überall in ganz Deutschland und bei noch entfernteren Nationen einen solchen Eindruck, daß man den preußischen Soldaten als einen Soldaten

von höherer Art ansah. Man zog Parallelen zwischen ihm und den Soldaten anderer Mächte, wog ihre Verdienste gegeneinander ab, fand den Ausschlag größtentheils auf seiner Seite und dachte sich ihn als Muster aller Krieger. Daß dies das allgemeine Urtheil im Reiche, in England, Frankreich, Italien rc. war, wußte selbst der Vagabonde, auch der Ueberläufer, so gut wie ein Anderer, und dies bewog Viele, sehr Viele, so lange sie in preußischen Diensten waren, brav zu sein. Daher erhielt die preußische Armee sich während dieses langwierigen Krieges im Ganzen immer bei dem Ruhm, mit dem sie ihn eröffnete, und Andere bei den vortheilhaften Gesinnungen, die sie von ihr gleich Anfangs gefaßt hatten!" —

Bei der Stärke der feindlichen Heere und bei der Schwäche der eigenen Armee leistete Friedrich Verzicht auf den Gedanken, in dem bevorstehenden Feldzuge die Offensive zu ergreifen, und man mag daraus auf die bitteren Erfahrungen schließen, die er gemacht haben mußte, um dies über sich zu vermögen. Er, in den ersten drei Jahren des Krieges der so kühne Aggressor mit jenem muthigen, kräftigen und siegesgewissen Vorwärts- und Drauflosgehen, welches die Welt in Erstaunen gesetzt hatte, beugt sich jetzt mit Ueberzeugung willig der gebieterischen Nothwendigkeit des Abwartens, das ganz gegen seine Natur und seine Grundsätze war!

In Uebereinstimmung mit dieser Nothwendigkeit und demnach im Anfange einer vorsichtigen Defensive zugethan, vertheilte er seine Streitmacht in Sachsen, Schlesien und durch die Neumark bis an die Ostsee, indem er zunächst noch ein klares Hervortreten der Absichten seiner zahlreichen Feinde abwarten und erst nach den daraus sich ergebenden Umständen die etwaige Anwendbarkeit eines andern Verfahrens ermessen wollte. Diese Absichten aber, in wieweit sie das Wiener und Petersburger Cabinet betreffen, gingen dahin, Sachsen zu befreien und Schlesien zu erobern. Während daher in dem ersteren Lande der Feldmarschall Daun mit der Hauptmacht der Oesterreicher den König festzuhalten die Bestimmung hatte, sollte in dem letzteren

mit einem ansehnlichen Corps von dieser, eine russische Armee gemeinschaftlich thätig sein. Als Oberfeldherr der Russen für Schlesien wurde der Sieger von Cunersdorf, Graf Soltykoff, als Führer der Oesterreicher General Laudon bestimmt, der durch seine einsichts- und nachdrucksvolle Entschlossenheit in der eben genannten Schlacht die Entscheidung herbeigeführt hatte. Wir haben es hier vorzugsweise mit ihm zu thun.

Gideon Freiherr von Laudon entstammte einer alten, sehr ausgebreiteten, aber armen Familie aus der Grafschaft Ayre in Schottland, deren Name Loudon hieß, daher derselbe nach der heimischen Aussprache „Laud'n", in Deutschland meist „Laudon" ausgesprochen und geschrieben wird. Geboren 1716 in Liefland, diente er von 1732 an in einem russischen Infanterie-Regiment, machte mehrere Feldzüge mit und nahm 1739 als Ober-Lieutenant seinen Abschied aus russischem Dienste. Ohne alle Empfehlung und ohne Vermögen fand er nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten Aufnahme im österreichischen Heere und bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges nur langsame Beförderung. Auch jetzt kostete es Mühe und die eifrige Verwendung seiner wenigen hohen Gönner, daß er als Obristlieutenant an demselben Theil nehmen durfte. Woher diese auffallenden Hindernisse, da Niemand seinen tapferen Sinn in Zweifel zog? Seine Geradheit und Uneigennützigkeit, seine Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, sein edler, aber allerdings oft wenig beugsamer, den Mißhandlungen oder Launen kleiner Despoten störrisch trotzender Charakter voll Rechtschaffenheit hatte ihn nicht selten in unangenehme Verhältnisse zu Vorgesetzten gebracht, die von weniger edlen, weniger uneigennützigen und biederen Gesinnungen erfüllt waren, und fehlte es ihm daher bis nach dem Ausbruche jenes Krieges nicht an einflußreichen Gegnern. Doch diese traten zurück oder hielten es für gerathen, zu verstummen, als er seit dem Jahre 1757 Gelegenheit gefunden, mit seinem unternehmenden Geiste, seiner unermüdlichen und stets frischen Thätigkeit, seiner hervorragenden Geschicklichkeit bei jeder Gelegenheit im kleinen Kriege immer weitere und vollere Anerkennung zu gewinnen. Noch höher an Ruhm und Ehren stieg er in

den Jahren 1758 und 1759; denn durch seine Thaten bei Olmütz, Hochkirch und Cunersdorf war er beim Volke und Heere ein gefeierter, mit Jubel genannter Name, und es gab seitdem unter den österreichischen Generalen keinen, dessen Anstrengungen ebenso glückliche Erfolge, ein ebenso großes öffentliches Vertrauen aufweisen konnten. Auch fortan, glaubte man, müsse das Glück an seine Unternehmungen gefesselt sein.

Dieses Vertrauen theilte die Kaiserin, wozu noch für den mit dem Petersburger Hofe für 1760 verabredeten Feldzugsplan die Erwägung kam, daß Laudon, vermöge seiner genauen Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten der russischen Armee, der geeignetste österreichische Führer sei, mit ihr vereint zu operiren und zu fechten. Daher betraute sie ihn jetzt schon mit der Würde eines Generals der Infanterie oder eines General-Feldzeugmeisters, also mit einer Würde, durch die er nicht nur den Charakter eines k. k. Geheimraths und das Anrecht der Theilnahme an den geheimen Staats- und Kriegs-Conferenzen, sondern auch die Befugniß erhielt, ansehnliche Kriegsheere als oberster Führer selbstständig zu befehligen.

Während der ersten Hälfte des Jahres 1760 schien ihn in seiner höheren Stellung das bisherige Glück begleiten zu wollen; denn nach der Eröffnung des Feldzuges in Schlesien an der Spitze von nahe an 50,000 Mann operirend, bewies er, wie ein kaiserlicher Offizier jener Zeit bemerkt, zuerst und allein, daß es nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liege, das zu thun, was die Oesterreicher in vier Jahren nicht im Stande gewesen, d. h. in Feindes Landen den Feldzug zu eröffnen.

Gegen diese ansehnliche Heeresmacht sollte der General der Infanterie von Fouqué Schlesien decken. Gewiß ein äußerst schwieriger Auftrag, da er nur etwa 13,000 Mann zur Verfügung hatte und eine Unterstützung durch den Prinzen Heinrich ganz und gar unsicher blieb, indem dieser die in Nieder-Schlesien befindlichen Truppen jede nächste Woche zu einem Marsche gegen die russische Hauptarmee brauchen konnte, welche sich langsam von der Weichsel her gegen Schlesien in Bewegung setzte. Aber jener

Auftrag wurde noch viel schwieriger während der Ausführung; denn jetzt erhielt er vom Könige und von dem Prinzen verschiedene, zum Theil sich widersprechende Befehle und Anordnungen, welche ihn in Anwendung der zweckmäßigsten Mittel, die er selbst größtentheils richtig erkannte, in hohem Grade beschränken und verwirren mußten, so daß davon die Katastrophe vom 23. Juni, zu deren kurzer Veranschaulichung wir uns wenden, bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters eine ganz natürliche Folge war.

Laudon nämlich, bereits aus dem vorigen Feldzuge mit dem zaudernden Verfahren des russischen Feldherrn sattsam bekannt, hatte überdies mit Bestimmtheit in Erfahrung gebracht, daß derselbe jedenfalls vor Ende Juli auf dem Kampfplatze selbst nicht erscheinen werde; demnach als thätiger und unternehmender Heerführer entschlossen, die kostbare Zeit bis dahin nicht ungenützt verstreichen zu lassen und lieber den Feldzug allein zu eröffnen, faßte er als nächstes Hauptziel die Festung Glatz in's Auge; denn mit deren Eroberung gewann er eine sichere Basis zu seinen ferneren Bewegungen in Schlesien und ward zugleich in den Stand gesetzt, die Operationen der Russen, besonders wenn dieselben gegen die Hauptstadt dieses Landes gerichtet wurden, so wie endlich seine Vereinigung mit denselben bedeutend zu erleichtern. Er leitete seine Unternehmungen für jenes Ziel mit so meisterhaftem Geschick ein, daß er über seine wahren Absichten sowohl den König wie den Prinzen Heinrich und Fouqué lange Zeit hindurch täuschte. Indem er mit seiner Hauptmacht durch die Grafschaft Glatz nach Schlesien vorbrach und eine Truppenabtheilung sogar bis in die Nähe von Breslau vorschob, veranlaßte er dadurch den General Fouqué, der nicht blos das Gebirge schützen, sondern auch die Festungen des anliegenden offenen Landes, Schweidnitz und Neisse, besonders aber Breslau decken sollte, seine feste Stellung bei Landeshut aufzugeben und, einige Meilen von Breslau, bei dem Städtchen Canth eine beobachtende Stellung einzunehmen. Sofort wendete er sich nun gegen Glatz, schloß es ein und ließ den Posten bei Landeshut besetzen, um sich dadurch einer wichtigen Einbruchsstation nach Nie-

der-Schlesien zu versichern und während der Belagerung jener Festung einer Störung durch Umgehung vorzubeugen. Fouqué war vor der Hand für Glatz durchaus nicht besorgt; denn er setzte auf die Stärke von dessen Festungswerken, die er aus früherer Zeit, wo er Gouverneur der Grafschaft gewesen, hinlänglich kannte, ein so großes Vertrauen, daß er dahin als in ein sicheres Asyl sein Vermögen, so wie seine werthvolle Bücher- und Kupferstich-Sammlung zur Aufbewahrung übergeben hatte. Gleichwohl rückte er in der Richtung von Schweidnitz dem Gebirge wieder näher, ohne sich in dasselbe hinein und bis gegen seine frühere Stellung bei Landeshut vorzuwagen, da es nur zu gewiß war, daß er bei etwaiger Gefährdung auf keine Unterstützung vom Prinzen Heinrich rechnen konnte, weil dieser eben aus Nieder-Schlesien gegen die Russen aufbrach.

Unterdeß waren Berichte von dem letztgenannten Prinzen bei dem Könige eingelaufen, welche sich mißbilligend über den Rückzug Fouqué's aus dem Gebirge gegen Breslau hin als über einen voreiligen und unbegründeten aussprachen und auf die Stimmung des Königs, bei dem das Wort des Bruders in militairischen Angelegenheiten nicht selten viel galt, offenbar einen starken Eindruck machten. Aber auch noch von anderer Seite kamen Klagen. Die Oesterreicher nämlich, welche sich durch Zuzug aus der Lausitz her im Gebirge mehr und mehr ausgebreitet, trieben in den zum Theil sehr wohlhabenden Fabrikstädten desselben ungewöhnlich hohe Contributionen ein und lähmten dadurch nicht allein den ganzen sehr bedeutenden Handel jener Orte, sondern beraubten auch die ärmere Klasse der Gebirgsbewohner, die mit ihrer mühseligen Thätigkeit im Spinnen und Weben an den Flor der Leinwandgeschäfte der großen Kaufleute gewiesen war, vollständig ihres Unterhalts. Von all' diesem Elend warf man nun nicht selten die Schuld um so lieber auf die rückgängige Bewegung Fouqué's, als derselbe, obwohl ein ritterlich ehrenhafter, sittenreiner und überaus pflichttreuer Soldat, nicht verstanden hatte, sich Liebe zu erwerben, und außer dem Könige, der seine Bildung, seine Ergebenheit und seine militairischen Talente hoch

schätzte, fast Niemanden zum Freunde hatte; denn man fürchtete und haßte seinen unbeugsamen, starren Charakter, seine nicht selten überaus strenge Geschäftsführung, die bisweilen selbst von rohen Formen nicht frei gewesen. Noch heute ist sein Name hier und da in der Grafschaft Glatz bei den Enkeln Derer, die seinem strengen Walten untergeben waren, in frischem Andenken. Durch jene Klagen fand sich der in Schlesien dirigirende Minister von Schlabrendorf bewogen, dem Könige die Schrecken des Gebirges zu schildern und dieselben mit dem Rückzuge Fouqué's in Verbindung zu bringen, ohne die militairische Seite desselben zu würdigen.

Indem hierdurch die tadelnden Bemerkungen des Prinzen Heinrich bei dem Könige noch größeren Eindruck bewirkten, äußerte dieser, wegen der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen in Sachsen ohnehin verstimmt, in steigender Schärfe des Ausdrucks zu wiederholten Malen seine Unzufriedenheit gegen Fouqué und befahl ihm unter dem 11. Juni, ohne Verzug seinen früheren Posten bei Landeshut wieder in Besitz zu nehmen. Der in Sachen der Ehre überaus reizbare General, bisher nur an Ausdrücke der Freundschaft und Zuneigung in glatten französischen Briefen vom Könige gewöhnt, fühlte sich in höchstem Grade über die weniger schonende Sprache des letzten und zwar deutschen Schreibens, das er den 15. Juni bei Schweidnitz erhielt, verletzt, wenn auch durchaus nicht erwiesen ist, daß darin die Worte vorgekommen: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle." In der Hitze der ersten Erregung soll er zu denen, die um ihn waren, ausgerufen haben: „Der König hält mich für einen schlechten Kerl, weil ich mich vom Gebirge zurückgezogen habe; ich werde ihm aber das Gegentheil zeigen, ob ich gleich meinen und so vieler tapferen Leute Untergang voraussehe."

Am Abend des 15. Juni versammelte er die hohen Offiziere seines Corps um sich, las ihnen den Befehl des Königs vor und sprach sich dann, dem wesentlichen Inhalte nach, folgendermaßen gegen sie aus: „Sie sehen, meine Herren, ich habe das

Unglück gehabt, das Vertrauen des Königs zu verlieren. Auch Sie haben Theil an diesem Unglück. Denn wäre ich des unwürdigen Betragens, welches man mir von oben her zutraut, fähig gewesen, so hätte Ihnen obgelegen, mir in so dringender Gefahr das Gehorchen einmüthig zu verweigern, mich des Commando's einstweilen zu entsetzen und die näheren Befehle Seiner Majestät einzuholen. Sie stehen aber deshalb allerdings nicht in gleicher Verantwortlichkeit mit mir, da Sie sich durch die strengen Formen der Subordination einigermaßen rechtfertigen können. Nur soviel ist gewiß, des Königs Befehl und unser Aller Ehre fordert jetzt rücksichtslos das Aeußerste. Wir müssen die Stellung bei Landeshut wieder einnehmen. General Laudon wird, so wie ich ihn zu kennen glaube, den Posten uns gerade nicht umsonst überlassen, aber auch nicht allzu unzufrieden sein, wenn wir hineindringen und er uns dort nachher zu schwach für den Anfall seiner Uebermacht findet. Dann gilt es, als alte Preußen die Höhen und Thalgründe so lange zu halten, wie irgend möglich. Es gilt, als alte Preußen an keine Capitulation im freien Felde zu denken und bei einer möglichen Niederlage sich zu wehren bis auf den letzten Mann. Daß ich im Fall des Rückzuges einer der Letzten auf dem Schlachtfelde sein werde, versteht sich von selbst; daß ich aber, wenn ich das Unglück hätte, einen solchen Tag zu überleben, nach jenem Briefe meines Königs keinen preußischen Degen mehr ziehen werde, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, meine Herren!"

So brachte ihn diesmal die übergroße Empfindlichkeit eines an sich hochachtbaren ritterlichen Sinnes über den unverdienten Vorwurf seines Kriegsherrn, der von den Verhältnissen in Schlesien nicht vollständig unterrichtet war, um das für seine Lage in so hohem Grade erforderliche Gleichmaß, nahm ihm den Halt an seine bessere Ueberzeugung und trieb ihn, wie es dann zu geschehen pflegt, bei der Starrheit seines Wesens in der Ausführung des königlichen Befehls weit über dessen Sinn hinaus. Die späteren Schreiben des Königs — für Abwehr des großen Unglücks leider zu spät — thun dies unzweideutig dar. Das

Unglück selbst aber hat das öffentliche Urtheil über Fouqué's Schuldantheil daran mit ihm ausgesöhnt; man hat dabei nur die unvergleichlich brave Haltung in's Auge gefaßt, mit der er es in den Stunden der Entscheidung bestand, und ihn dann, nach dem Vorgange Friedrich's selbst, als einen der ruhmwürdigsten Offiziere desselben der Geschichte überliefert.

Bereits am 16. Juni Abends zog Fouqué wieder gegen Landeshut und war glücklich genug, schon am 17ten mit nur unbedeutendem Verluste das verschanzte Lager der Oesterreicher daselbst zu erstürmen. Allein um diesen, schon von Natur starken, aus einer Zahl meist steiler Berge bestehenden Posten, dessen Verschanzungen er zuletzt bis über 8000 Schritt ausdehnte, wirksam zu vertheidigen, hätte er, statt der 10,500 Mann, die nebst 68 Geschützen ihm zur Verfügung standen, ein Corps von 40,000 Mann nöthig gehabt. Feldzeugmeister Laudon, der die numerische Schwäche seiner Heeresabtheilung kannte, beeilte sich um so mehr und entschiedener, aus seinem Verfahren Vortheile zu ziehen, da, wie er wußte, Prinz Heinrich bereits vor einer Woche aus der Gegend von Sagan gegen die Russen aufgebrochen und auch vom Könige, der noch in Sachsen stand, für Fouqué keine Hülfe zu gewärtigen war. Er wollte sich daher nicht nur des ebenso von den Oesterreichern wie von den Preußen für strategisch und taktisch wichtig gehaltenen Punktes wieder bemächtigen, um die Belagerung von Glatz ungestört betreiben zu können; sondern er wollte auch wo möglich das preußische Corps bei Landeshut ganz und gar vernichten, um dann, bei der Abwesenheit des Prinzen Heinrich, völlig freie Hand in Schlesien zu erhalten.

Ohne Verzug beorderte er daher den bei weitem größten Theil seiner Truppenmacht in die Nähe von Landeshut und hatte hier bis zum 22. Juni an 35,000 Mann beisammen. Fouqué, durch ein Schreiben des Königs vom 14. Juni noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt und bereits von der Nähe der verderblichen Gefahr durchdrungen, antwortete demselben unter'm 21. Juni: „Ich sitze hier fest und wie angenagelt und kann mich nicht weg-

rühren. Ich werde mich auf das Aeußerste zu halten suchen und eine Diversion von Ew. Majestät erwarten."

Zwar erließ der König, nun schon besser von den Absichten und Kräften Laudon's unterrichtet, am 22. Juni einen Befehl an ihn, sogleich auf Breslau zurückzugehen, allein zu spät; derselbe erreichte ihn nicht mehr; denn schon am 23. früh gegen 2 Uhr, unter dem Toben eines heftigen Gewitters, griff ihn Laudon vorn und auf beiden Seiten mit mehr als dreifacher Uebermacht an und umschloß ihn bald völlig; doch konnte er, trotz aller Anstrengungen der Seinigen, nicht eher als bis in der zehnten Stunde Vormittags auf dem Kirch- und Galgenberge, den wichtigen Centralpunkten der preußischen Stellung, die Siegesfahne aufpflanzen. Mit welcher Haltung gekämpft worden, ersehen wir am unbefangensten aus den Mittheilungen zweier sehr beachtenswerthen Augenzeugen. Der österreichische Rittmeister Cogniazo (als Schriftsteller bekannt unter dem Namen „der Oesterreichische Veteran") spricht sich darüber so aus: „Fehlte es unsrerseits nicht an Ordnung, Muth, guter Vertheilung und Anführung der Truppen: so setzte uns dagegen feindlicherseits die außerordentliche Standhaftigkeit in der Vertheidigung beinahe mehr, als selbst das Terrain, Hindernisse oder Schwierigkeiten entgegen. Unmöglich kann man Truppen mit mehr Contenance, Ordnung und Bravheit fechten sehen, als hier die Preußen fochten!" — Und Laudon selbst berichtete am 24. Juni an den kaiserlichen Hof, „daß der Feind sich von einem Berge zum andern, jedoch allemal in der besten Ordnung und unter beständigem Feuer, sowohl aus kleinem Gewehr, als Kanonen retirirt und nicht anders, als Schritt vor Schritt gewichen sei!"

Beachten wir die letzten Maßnahmen und das Schicksal des heldenmüthigen Führers selbst. Fouqué commandirte auf dem südlich von Landeshut gelegenen Galgenberge in Person die letzten Reste seines Corps, nachdem die übrigen Höhen vom Feinde bereits erstürmt waren. Furchtbar wüthete das Geschützfeuer von einigen derselben seit 7 Uhr Morgens in den Reihen jener, die eine zweimalige Aufforderung Laudon's, sich zu ergeben, zurück-

gewiesen hatten. Sie wankten nicht. Darauf ließ derselbe um 7½ Uhr seine Colonnen von allen Seiten zum Sturme vorrücken, der die endliche Entscheidung herbeiführen sollte; aber sie wurden durch das Flintenfeuer der Vertheidiger zur Umkehr gezwungen. Noch drei Angriffe; kein anderer Erfolg! Indeß Fouqué sah jetzt — gegen 9 Uhr — nur noch wenige kampffähige Leute um sich und auch diese fast ohne Munition. Da endlich entschloß er sich zu dem letzten verzweifelten Schritte, zu dem Versuche nämlich, das linke Ufer des Bober zu gewinnen und sich nach Schreibendorf (einem nordwestlich von Landeshut an einer Berglehne sich hinziehenden Dorfe) durchzuschlagen.

Schon war er glücklich über den Fluß, schon durch das nächste Dorf und im Begriff, in Quarréformation einigen benachbarten Höhen sich zuzuwenden, um hier in mehr gesicherter Stellung die Nachhut aufzunehmen. Allein jetzt wurde die nur aus wenigen hundert Mann bestehende Abtheilung ringsum von vier Cavallerie-Regimentern angefallen. Gleichwohl wies sie deren Angriff mehrere Male zurück und gelangte während dieses Kampfes bis zu einem nur noch wenige Schritte entfernten Walde, hoffend, in dessen Schutz den Rückzug mit geringerer Gefahr fortsetzen zu können. Plötzlich kracht jetzt im Rücken die Salve zweier dort im Versteck lauernden Bataillone Wallonen und streckt in solcher Nähe beinahe die Hälfte der Mannschaft todt oder verwundet nieder. Fouqué ruft den Uebrigen zu: „Kinder, wehrt Euch bis auf den letzten Mann!“ Und sie bleiben beisammen und gehen unter seiner Führung auf die wieder gesammelt antrabende kaiserliche Reiterei los.

„Aber jetzt kam,“ heißt es in einem Berichte nach den Aussagen eines ehrenwerthen unparteiischen Augenzeugen, des preußischen Lieutenant von Franck, „das Regiment Grün-Laudon dem schon erschütterten Quarré in den Rücken, während die Dragoner von Löwenstein von anderen Seiten einbrachen. Schäumend vor Ingrimm, sich von der kleinen Schaar so lange zurückgewiesen zu sehen, hieben nun die kaiserlichen Reiter nieder, was ihnen vorkam. Im selben Augenblicke stürzte auch das erschossene Pferd des Feldherrn zu Boden und preßte seinen Reiter unter

sich fest. Da sammelten sich um ihn her seine Getreuen zum letzten Kampfe und fielen größtentheils unter den Klingen der wuthentbrannten Dragoner. Durchgedrungen zu dem General, hieben diese in ihrem blinden Zorn auf ihn ein, der, wehrlos unter der Last seines Rosses, stumm und still dem Tode entgegensah. Aber sein Reitknecht konnte seinen verehrten und geliebten Herrn nicht so untergehen sehen. Er warf sich über ihn, mit seinem Haupte die mörderischen Klingenhiebe auffangend, laut und unablässig rufend: „Wollt Ihr denn den commandirenden General umbringen?" — Trautschke hieß dieser Mann der Treue.

Lieutenant v. Franck lag etwa nur 40 Schritt vom General unter seiner ihn vor der ersten Wuth der Klingenhiebe sichernden Kanone. Man achtete auch vor der Hand eben auf keinen untergeordneten Offizier, sondern alle Vorbeijagenden riefen: „Wo ist General Fouqué?" — Endlich sprengte zu Franck ein österreichischer Husarenoffizier heran — Rittmeister von Eichbeck, Adjutant des General Laudon, — gleichfalls nach dem Feldherrn forschend. Dem ergab sich der Lieutenant und geleitete ihn zu dem Orte, wo Fouqué ohnmächtig lag, über ihm ohnmächtig der brave Trautschke, — Beide stark blutend. Eichbeck und Franck hoben, waffenbrüderlich vereint, den General empor und trugen ihn an die Erhöhung eines aufgeworfenen Grabens. Alle mögliche Hülfe ward herbeigeschafft. Man verband vorläufig dem Feldherrn seine drei Hiebwunden: eine am Kopf, eine an der Schulter, eine am Ellenbogen, wobei ihn der Lieutenant Franck in den Armen hielt. Diesen erkannte der nach dem Verbande wieder zur Besinnung kommende Fouqué, reichte ihm die Hand mit festem Druck, sah gen Himmel, und Thränen standen in den großen, dunkelen Augen des überwundenen Helden. Bald darauf näherte sich ehrerbietig der Oberst Baron v. Voit, Commandeur des kühnen Dragoner-Regiments Löwenstein, und hieß sein eigenes Paradepferd herbeiführen, damit der kriegsgefangene Feldherr es besteige. Fouqué übergab nach Kriegersitte dem edlen Gegner seinen Degen, aber aufzusitzen weigerte er sich. „Ich

würde Ihr schönes Sattelzeug mit meinem Blute verderben," sagte er. Voit aber — ein echter deutscher Ritter, zu welchem Orden er auch zugleich durch das schwarze Kreuz auf seiner Brust gehörte — entgegnete: „Ich kann Ew. Excellenz versichern, daß mein Sattelzeug unendlich an Werth gewinnt, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt wird."

Auch Laudon selbst und nicht minder dessen vornehmste Offiziere empfingen und behandelten den überwundenen Feldherrn mit der größten Hochachtung. „Alle," sagt ein preußischer Zeitgenosse und Mitkämpfer des siebenjährigen Krieges, „verehrten in ihm den grauen Helden, der wie ein Spartaner focht und nur durch Uebermacht gezwungen mit noch einigen seiner Generale und dem noch am Leben gebliebenen geringen Theil seines Corps sich hatte ergeben müssen. Das Publikum bedauerte ihn, als es die Veranlassung zu dem Schicksale erfuhr, das ihn betroffen, und die Armee söhnte sich gewissermaßen mit dem unglücklich gewordenen Feldherrn aus, dessen oft unnatürliche Strenge die Herzen eines großen Theils derselben ihm entzogen hatte."

Als Friedrich von der Niederlage Fouqué's die erste Kunde erhielt, war er tief erschüttert. Er gedachte nur des treuen, in voller Begeisterung bis zum sichern Untergange bewiesenen Gehorsams der wackern Schaar und ihres Führers und sagte bei Austheilung der Parole den versammelten Generalen und anderen Offizieren: „Messieurs, es hat sich wieder einmal ein Unglück ereignet. General Fouqué ist bei Landeshut vom General Laudon mit fast dreifacher Uebermacht angegriffen und überwältigt worden. Beinahe sein ganzes Corps ist kriegsgefangen. Aber er hat sich bis auf den letzten Mann gewehrt und ward in einem niedergerittenen Quarré unter seinem erschossenen Pferde mit einigen Hiebwunden gefangen. Ich wünsche, Messieurs, daß wir alle bei ähnlicher Gelegenheit uns ebenso benehmen mögen, wie Fouqué." Dieses Gefühl dankbarer Bewunderung von des Generals Haltung bei Landeshut blieb bei Friedrich auch später vorherrschend, und er verewigte den Ruhm derselben in seinem Werke über den siebenjährigen Krieg, indem er von ihr pries, daß in der ganzen

Geschichte nur die That des Leonidas und seiner Griechen bei Thermopylae mit ihr verglichen werden könne.

Fouqué beschloß mit dem traurigen 23. Juni 1760 seine kriegerische Laufbahn. Nach dem Frieden aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, trat er, wie er kurz vor jenem Tage vorausgesagt, und wohl auch durch die zunehmende Schwäche seiner Gesundheit veranlaßt, bis zu seinem im Jahre 1774 erfolgten Tode nie wieder in die Armee ein, so sehr ihn Friedrich durch Freundschaftsbeweise der zartesten Art auszeichnete. — Gedenken wir noch mit einem Worte seines Lebensretters, des wackeren Reitknechts Trautschke. Derselbe hatte bei Landeshut 13 Wunden erhalten; er mußte trepanirt werden, genas jedoch wieder und wurde bis an sein Ende von Fouqué und dessen Familie auf's Beste verpflegt. Nach dem Tode seines Herrn erhielt er vom Könige einen Accisepoften in Brandenburg. —

Mit Ausnahme von etwa 1600 Mann war das ganze Fouqué'sche Corps, also an 9080 Mann, nebst sämmtlichen 68 Geschützen für die Preußen bei Landeshut verloren gegangen. Da in Schlesien weiter keine Truppen vorhanden waren, als jene unbedeutenden Reste und die schwachen Festungsbesatzungen, so stand diese Provinz dem unternehmenden Laudon nunmehr offen, und er schien nur wählen zu dürfen, wohin er sich zuerst wende. Er dachte zunächst an Glatz; allein eine Aufforderung Daun's veranlaßte ihn, sich mit dem Haupttheile seines Heeres unfern Liegnitz aufzustellen, um dem Könige wie dem Prinzen Heinrich das Einrücken in Schlesien zu verwehren. Er übertrug daher die engere Einschließung und dann die Belagerung jener Festung dem Feldzeugmeister Grafen Harsch, an den sie sich in Folge der Rath- und Muthlosigkeit ihres Commandanten, des Obristlieutenants d'O, und der Unzuverlässigkeit der schwachen Besatzung den 26. Juli ohne Capitulation ergab, — ein empfindlicher Verlust für den König bis zum Frieden, sowohl wegen der Stärke ihrer Werke, als auch wegen ihrer centralen Lage zwischen Schlesien, Böhmen und Mähren.

Darauf faßte Laudon sofort den Besitz von Breslau in's Auge. Er kannte die Wichtigkeit dieser Stadt als Hauptort des

Landes, als bedeutenden Handelsort, als Festung und als eines der ersten Magazine des Königs; er wußte, daß sie nur mit einer schwachen Besatzung versehen sei; er konnte als sehr wahrscheinlich annehmen, daß sein plötzliches Erscheinen vor ihr und zwar in eben dem Augenblick, in welchem die Nachricht von der Eroberung von Glatz und dem Anmarsche des russischen Heeres einlaufen mußte, eine große Bestürzung verursachen und den Muth der Besatzung sehr niederschlagen würde. Warum sollte er also, der kühne und ehrgeizige Krieger, das bisher ihm so treue Glück nicht noch einmal auf die Probe stellen? warum nicht den lockenden Versuch machen, ohne der Verbündeten Hülfe die Hauptstadt Schlesiens in seine Hände zu bekommen?

Aber in Breslau befehligte ein anderer Mann, als in Glatz, — jener kaltblütige Held, dessen felsenfeste, jedem Wechsel der Ansichten für immer unzugängliche Pflichttreue gegen seinen hohen Gebieter ein Autor unsterblichen Namens, G. E. Lessing, einige Monate später in demselben Jahre sein Secretair, mit wenigen einfachen Worten so trefflich zeichnet. „Wäre der König," sagte er, „so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General von Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden."

Bogislav Friedrich von Tauentzien, geboren 1710 zu Tauentzien, seinem Stammhause, in der zu Pommern gehörigen Herrschaft Lauenburg, zum Krieger herangebildet in der strengen Schule Friedrich Wilhelm's I. zu Potsdam, in Folge seiner Auszeichnung im ersten schlesischen Kriege einer der ersten, welche von dem jungen Könige Friedrich II. mit dem Verdienstorden ausgezeichnet wurden, commandirte an dem Unglückstage von Kolin (den 18. Juni 1757) das erste Bataillon Leibgarde und konnte hier zum ersten Male bei einer großen Gelegenheit zeigen, in wie seltenem Grade er Muth, Entschlossenheit und militairische Einsicht mit den höchsten Begriffen von Ehre in sich vereinigte. Die Achtung gebietenden Ueberreste seiner Heldenschaar, welche an jenem Tage binnen wenig mehr als einer Stunde 24 Offiziere und 475 Mann verlor, hatte Friedrich

nach Breslau geschickt, damit sie sich erholten, damit sie Ergänzungen und diese dort die nöthige Ausbildung erhielten. So kam auch, auf's Neue mit dem Befehl über sie betraut, von Tauentzien als General-Major nach Breslau und erhielt dabei den ehrenvollen Auftrag, die Stadt zu vertheidigen.

Gewiß eine schwierige Aufgabe unter so mißlichen und ungünstigen Verhältnissen, wie die gegen Ende Juli 1760 waren! Blickte er nach außen, so stand der König gegen Daun an der Elbe, der Prinz Heinrich aber außerhalb Schlesiens weit unten jenseits der Oder als Wächter gegen die Russen, und vorweg schien die Hoffnung aufgegeben werden zu müssen, daß von ihnen im Augenblick der Noth ausreichende Hülfe zu erwarten sei. Zwar schickten sich die Russen erst gegen Ende des Juli unlustig und zögernd von ihrem Lager bei Posen zu dem Marsche gegen Breslau an; allein von der entgegengesetzten Seite, vom Gebirge her, setzte sich eine Armee von fast 50,000 kriegsgeübten und siegreichen Streitern Oesterreichs gegen die Ebene Mittelschlesiens in Bewegung, und ihr Feldherr hatte durch das, was er bis jetzt vollführt, sattsam gezeigt, daß er nicht der Mann sei, der bedächtig und ängstlich auf halbem Wege stehen bleibe. Blickte Tauentzien dagegen in der Nähe, innerhalb der Stadt und Festung umher, so kam ihm auch daher wenig Trost und Hoffnung. Zwar war Breslau mit allen sonstigen zur Vertheidigung erforderlichen Bedürfnissen wohl versehen; allein die Besatzung betrug nur etwa 3000 Mann und einige Eskadrons Cavallerie, und selbst unter dieser schwachen Besatzung befanden sich wenigstens 2000 Ueberläufer oder gezwungene Soldaten und Invaliden, und in der Stadt, außer einer nicht unbedeutenden Zahl Einwohner, auf die er sich, in Betracht ihrer noch fortdauernden Anhänglichkeit an Maria Theresia, nur zum Theil verlassen konnte, an 9000 Kriegsgefangene, des unzweifelhaften Willens, jeden günstigen Augenblick zu einer Auflehnung zu benutzen; außerdem eine Festung ohne bedeutende Außenwerke, von zehn Bastionen Umfang, und Vorstädte, hinter denen und durch die gedeckt, der Feind sich den Werken ohne Schwierigkeit nähern konnte.

So war das Schicksal Breslau's hauptsächlich auf Tauentzien, er aber ganz und gar auf sich selbst gestellt. Doch diese derbe, tüchtige Natur stand mit klarem Auge und ungebrochenem Muthe aufrecht und fand, wie sie später an Lessing bewies, daß sie, ohne irgendwelche wissenschaftliche Bildung, doch die ihr verwandte Tüchtigkeit des Charakters in Andern instinctmäßig herauserkannte und respectirte, auch damals die rechten Männer und Mittel, um möglichste Benutzung seiner schwachen Kräfte, dadurch Zeit und durch Beides die Wahrscheinlichkeit auswärtiger Hülfe und der Erhaltung des für seinen König so wichtigen Platzes zu gewinnen.

Es war am 31. Juli, einem Donnerstage, als Laudon von allen Seiten Breslau durch sein Heer eng einschließen ließ, und die Panduren, jene echten Söhne des Krieges, mit ihren wunden- und wettergefurchten Gesichtern wild schaltender Kraftmenschen, die eine so charakteristische Gruppe in dem gewaltigen Drama des siebenjährigen Krieges darstellten, sich gierig bereits in den Vorstädten einzunisten begannen.

Da der Feldzeugmeister, wie schon erwähnt worden, einerseits als lohnendes Ziel für seinen in voller Frische blühenden Ruhm festhielt, die Eroberung von Breslau ohne Beihülfe der Russen zu vollführen, andererseits aber nur unzureichend mit Belagerungsgeschütz und der erforderlichen Munition versehen war; so erkannte er wohl, daß ihm, um seinem Versuche überhaupt Erfolg zu sichern, nichts übrig bleibe, als Unterhandlung und Feuer; denn an einen Sturm konnte er wegen des Wassers, mit welchem die Gräben vor den Werken angefüllt waren, nicht füglich denken. Er beschloß daher, von den beiden ersteren Gebrauch zu machen.

Zunächst ließ er den General Tauentzien durch einen Mann von Gewandtheit und Entschlossenheit, den Artillerie-Obersten von Rouvroi, zur Uebergabe auffordern. Derselbe trat den 31. Juli Morgens um 11 Uhr vor den Commandanten mit der Versicherung, daß die Belagerungsarmee 56 Bataillone und 53 Eskadrons stark, die russische Armee in vollem Anzuge und kein

Ersatz zu erwarten sei. „Dies Alles wird mich nicht bewegen, eine Capitulation einzugehen und die Stadt zu übergeben!" war Tauentzien's Antwort, mit der er den Unterhändler entließ. Hierauf erhielten die Croaten Befehl, einen Angriff auf die Vorstädte zu machen und sich darin festzusetzen. Allein der General veranstaltete kleine Ausfälle mit zwei Freibataillonen, unterhielt ein beständiges Feuer von den Wällen, zündete die Vorstädte an und verhinderte hierdurch den Feind, sich der Stadt zu nähern und Werke in jenen anzulegen. Der kaiserliche Feldherr wiederholte seine Aufforderung und verstärkte seine Drohungen. „Das Kind im Mutterleibe," ließ er ankündigen, „solle nicht verschont bleiben." Tauentzien gab die derb-humoristische Antwort: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten sind es auch nicht!"

Da sah Laudon, daß zur Erreichung seines Zweckes der Weg der Gewalt allein nicht ausreiche, und nahm zu einem andern Mittel seine Zuflucht. Er überschickte am 1. August gegen Mittag dem Commandanten ein Schreiben, worin es hieß, Breslau sei keine Festung, und man verstoße gegen allen Kriegsgebrauch, eine bloße Kauf- und Handelsstadt der Gefahr aussetzen zu wollen, verbrannt und in einen Steinhaufen verwandelt zu werden; unmöglich könne hierzu der König einen Auftrag ertheilt haben; der Commandant werde also für alles Unglück und Elend der Stadt verantwortlich sein. Während sein (Laudon's) ganzes Corps fast vollständig anwesend und das über 70,000 Mann starke russische Heer nur noch wenige Tagemärsche von Breslau entfernt sei, stehe der König mit seiner Armee noch jenseits der Elbe bei Meißen und werde durch den Feldmarschall Daun an jedem Marsche nach Schlesien gehindert; aber auch der Prinz Heinrich könne nicht Hülfe bringen, da er, um die Hälfte schwächer als die russische Heeresmacht, es nicht wagen werde, sich dieser entgegenzustellen. Der König habe Dresden, obwohl kursächsische Haupt- und eine ungleich festere Stadt, mit Feuer angegriffen; er seinerseits werde daher um so weniger Bedenken tragen, zur Vergeltung nun auch Breslau zu bombardiren, sodann zu bestürmen und mit dem Herrn Commandanten und seiner gan-

zen Garnison so zu verfahren, wie mit Leuten, die wider alle Kriegsraison und Recht handeln. Schließlich könne er dem Herrn von Tauentzien sein Wort geben, daß, wenn derselbe mit der Uebergabe bis zur Ankunft der Russen zögere, alsdann an eine Capitulation gar nicht mehr zu denken sei.

General von Tauentzien antwortete sofort den 1. August, indem er einen gleichen Ton anstimmte: Breslau, ein mit Festungswerken und Wassergräben umgebener Ort, sei wohl eine Festung und keineswegs als eine bloße Kauf- und Handelsstadt zu betrachten, wie es denn die Oesterreicher selbst im Jahre 1757 nach der Schlacht von Leuthen als festen Platz vertheidigt hätten. Es sei nicht Caprice, wie der Herr Feldzeugmeister meine, sondern der Wille seines Königs, die Stadt zu vertheidigen, und dessen Vertrauen müsse er als ehrlicher Mann möglichst zu erfüllen bemüht sein. Ein Bombardement werde also, so sehr ihn das Elend der armen Einwohner schmerzen würde, zur Uebergabe nichts beitragen, indem der König ihm nicht die Häuser, sondern die Festungswerke anvertraut habe.

Außerdem suchte Laudon auf den Magistrat und durch diesen auf die Bürgerschaft zu wirken und sie mit dem Commandanten zu entzweien. In einem Schreiben vom 1. August an den Magistrats-Director, zu dem er jedoch nicht den eigenen Namen hergab, sondern das er durch einen Ingenieur-Major unterzeichnen ließ, ward bemerklich gemacht, daß Breslau heute Abend an 5 Orten durch 46 Feuermörser in Brand gesteckt werden solle, wofern nicht die Bürgerschaft den Commandanten zu bewegen Gelegenheit nehme, bis dahin eine Capitulation einzugehen; ihm liege das Schicksal der Stadt am Herzen, und er sähe es daher auch viel lieber, daß die Stadt in österreichischen Besitz und Schutz komme, als nach wenigen Tagen in die Hände der Russen gerathe.

Allein auch dieser eben nicht rühmliche Schritt erzielte keine günstige Wirkung, und das Schreiben blieb unbeantwortet; vielmehr war er geeignet, den belagernden Feldherrn von der Durchführung seiner Absicht zu entfernen; denn eine solche Maßregel

verrieth offenbar die Furcht, daß die Stadt bald entsetzt werden dürfte, und daß die Russen, von deren langsamem Marsche der Commandant ohnehin Kunde hatte, noch nicht so bald vor Breslau eintreffen würden, als in dem Schreiben gesagt war.

Indeß Laudon wollte doch zeigen, daß es ihm mit den Drohungen Ernst sei, und ließ noch am 1. August, Nachmittags, 3 Batterieen an drei Vorstädten errichten. Desselben Tages gegen Abend, wo sie fertig waren, wurden Truppenabtheilungen gegen mehrere Thore vorgeschoben, und um 9½ Uhr begann aus zweien jener Batterieen ein heftiges Bombardement mit Haubitzgranaten, Bomben und Feuerkugeln und wurde bis 12 Uhr fortgesetzt.

Es dauerte nicht lange, so ging in mehreren Gegenden der Stadt Feuer auf, und gleich vorweg brannte in dem südwestlichen Theile der Stadt auf der Karlsstraße neben dem Kapuzinerkloster das Palais des Königs nieder, das nur wie ein mittelmäßiges Privathaus und keineswegs einer der drei schönsten Gegenstände der Stadt war, die, wie es heißt, damals ihr Ende fanden. „Man hat," erzählt nämlich in Beziehung hierauf ein witziger Zeitgenosse, „angemerkt, daß in dieser kurzen Belagerung der schönste Mann, d. h. der Flügelmann von der Garde des Königs, das schönste Frauenzimmer, Jungfer Müllerin, und das schönste Gebäude, der Palast des Fürsten Hatzfeld, vernichtet wurden." Was die Gegend des letzteren (im nordöstlichen Theile der Stadt) anbelangt, so litt sie in jener Nacht am härtesten. Während es nämlich an den meisten andern Orten bald gelang, des Feuers Herr zu werden, so wurde die ganze Mittagseite des Neumarktes, der größte Theil der Catharinenstraße und verschiedene andere Häuser in jenem Revier bis auf den Grund von den Flammen verzehrt.

Innerhalb dieser Zeit prallten die Croaten zu wiederholten Malen an den bedeckten Gang vor mehreren Thoren; indeß sie wurden überall mit Kartätschen und kleinem Gewehrfeuer so empfangen, daß ihnen die Lust zu andauernden Versuchen bald verging, und daß der angedrohte Sturm unterblieb. Um Mitternacht hörte das Feuer des Feindes auf, und er hielt sich bis gegen Morgen ruhig. General von Tauentzien, der in der

Nacht nach allen Richtungen hin wachsam, überall zu Befehl und Aufmunterung gegenwärtig gewesen, schloß daraus mit Recht, daß es den Belagerern an Munition zur Fortsetzung ihres Werkes fehlen müsse, stimmte in seinen Ermuthigungen der Truppen womöglich einen noch zuversichtlicheren Ton an, belebte sie mit der Hoffnung baldigen Entsatzes und traf alle Vorkehrungen, den Feind nachdrücklich zu empfangen, wofern er auf den Einfall kommen sollte, die Werke zu bestürmen, bevor es ihm gelungen, eine Bresche zu bewirken.

Aber auch auf den äußersten Fall war er bedacht und wollte für diesen wenigstens der königlichen Garde gewiß sein. Er versammelte daher deren Offiziere und stellte ihnen vor, wie eine Erstürmung der Festung noch vor Ankunft eines Entsatzes nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liege; in diesem Falle wolle er mit den Garden auf den Wällen einen Abschnitt machen und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren, damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe, die ganze Leibwache des Königs kriegsgefangen zu sehen. Die Offiziere, von Vaterlandsliebe und kriegerischem Ehrgeiz erfüllt, stimmten diesem edlen Vorsatz bei und waren entschlossen, fechtend zu sterben. Das Beispiel wirkte auf die gemeinen Leute, die, obwohl unter ihnen viele Ausländer und diese wegen des geringen Soldes nur ungern dienend, dennoch alle durch die Grundsätze der Ehre und Mannszucht fest an ihren Fahnen hielten.

Laudon empfand im eigenen Hauptquartier (in Höfchen) die frische und muthige Haltung der Belagerten. Da nämlich dieses aus Feldschlangen mit starken Ladungen erreicht werden konnte, so ließ man ihm dort keine Ruhe; Kugeln fielen selbst in sein Wohnzimmer, und er hielt es für gerathen, sich weiter zurückzuziehen. Als erfahrener Krieger verschloß er sich nicht der Einsicht, daß er allein (und mit den Russen wollte er nur im Nothfalle gemeinsam handeln) kaum im Stande sein dürfte, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Er schlug daher noch einen andern Weg ein, zum Ziele zu gelangen, und derselbe Mann, den wir schon früher als seinen Gesandten kennen gelernt haben, mußte

auch jetzt seinen Gedanken Ausdruck geben. Der kaiserliche Oberst Rouvroi erschien (es war am 2. August Vormittags) wieder vor Tauentzien, aber diesmal nicht, wie am 31. Juli mit Drohungen, sondern mit Complimenten und schmeichelhaften Anträgen. Des Commandanten Ehre, stellte er vor, könne nicht im geringsten leiden, wenn er von seiner unbeugsamen Entschlossenheit abgehe. Er möge selbst alle Bedingungen stellen und ganz nach eigenem Ermessen die Artikel der Capitulation aufsetzen; Se. Excellenz, der Herr Feldzeugmeister, werde sie gewiß alle genehm halten. Es würde für denselben ein schmerzliches Gefühl sein, setzte er hinzu, wenn der Herr General es auf's Aeußerste ankommen ließe, weil alsdann an Pardon nicht zu denken sein würde, falls die Stadt mit Sturm überginge.

Tauentzien, standhaft in seinem Entschluß verharrend, erwiderte, daß der Brand seine Gesinnung nicht geändert, vielmehr befestigt hätte. „Ich vertheidige," äußerte er in Ruhe, „Wälle und Mauern, und auf diesen werde ich den Feind erwarten. Ich habe keinen Begriff von der besondern Art der Ehre eines Commandanten, der eine Festung übergiebt, ehe Bresche geschossen und ehe sie einmal recht angegriffen worden. Was das Stürmen betrifft, so habe ich Truppen, die den Feind schon zurückweisen werden. Unerlaubt ist es aber, daß man die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anfängt." — „Ist dem so," antwortete der Oberst, „so werden wir gleich förmlich die Laufgräben eröffnen." — „Dies habe ich schon längst erwartet!" versetzte der Commandant; und so schieden sie von einander.

Man war jetzt in Breslau darauf gefaßt, daß nunmehr das Bombardement mit noch größerer Lebhaftigkeit erneuert werden würde, und wirklich schienen die vielen Bewegungen, die man am 3. August im Lager des Feindes bemerkte, für die nächste Nacht ein der Stadt Unheil drohendes Vorhaben anzukündigen; allein wider alles Vermuthen geschah nichts, als daß von den leichten Truppen einige Außenwerke ohne ernstliche Absichten einigermaßen beunruhigt wurden. Noch mehr: am 4. August früh um 9 Uhr sah man von den Thürmen der Stadt den Feind die Zelte ab-

brechen. Das Reserve-Corps, das jenseits der Oder gestanden, ging mittelst einer Schiffbrücke eine halbe Meile unterhalb Breslau's auf die linke Seite des Stromes, und bereits um 11 Uhr Vormittags befand sich die ganze Belagerungsarmee Laudon's auf dem Marsche nach dem Städtchen Canth, also in der Richtung gegen das Gebirge.

In der That war die Nachricht, durch welche der kaiserliche Feldherr zu einem so eiligen Abzuge veranlaßt worden war, vollkommen gegründet. Prinz Heinrich nämlich, zuletzt wenige Meilen von Glogau auf der rechten Seite der Oder die Russen beobachtend, hatte kaum die Gefahr der schlesischen Hauptstadt in Erfahrung gebracht, als er sich schnell auf des Stromes linke Seite warf und ihr mit 35,000 Mann in Gewaltmärschen zu Hülfe eilte. Bereits am 6. August langten seine Truppen in der Nähe von Breslau an, an demselben Tage, an welchem jenseits der Oder die Russen bei dem eine Meile von jenem entfernten Städtchen Hundsfeld ein Lager bezogen. Man denke sich das Erstaunen des russischen Oberfeldherrn Grafen Soltykoff, nicht die Oesterreicher unter Laudon, sondern die Preußen unter dem Prinzen Heinrich auf der andern Seite der Stadt an dem linken Oder-Ufer zu finden.

Ohnehin gegen seine Verbündeten verstimmt, entfernte auch er sich nach einigen Tagen mit seinem starken Heere aus den Umgebungen Breslau's und zog sich mehrere Meilen die Oder abwärts in die Gegend von Auras.

Auf diese Weise endete eine zwar kurze, aber angst- und drangvolle Zeit Breslau's über Erwarten glücklich, und daß es so kam, daß ihm das Loos erspart wurde, vielleicht nach wenigen Tagen in Schutt und Ruinen zusammenzusinken, schuldete es außer der energischen Beihülfe des Prinzen Heinrich der über jedes Lob erhabenen Pflichttreue und Haltung seines Commandanten von Tauentzien. Der König ernannte ihn auch gleich am ersten Tage nach dem Siege bei Liegnitz, nämlich am 16. August, während er der Bürgerschaft seine Theilnahme an den durch die Belagerung erlittenen Verlusten mit einem Geschenk von

50,000 Thalern bewies, zum Generallieutenant; denn er vor Allen empfand, wie die Sicherung der Folgen des genannten herrlichen Sieges, dessen hohes Interesse und unverkennbare Bedeutung wir dem Publikum vor zwei Jahren in einer besonderen Schrift vorgelegt haben („der Tag von Liegnitz," Breslau bei F. Hirt, 1860.), hauptsächlich durch die Erhaltung Breslau's vorbereitet war.

Auch die Bevölkerung Breslau's, in deren Mitte Tauentzien später als Gouverneur, als General der Infanterie und als General-Inspecteur der sämmtlichen schlesischen Infanterie noch lange fortwirkte (er starb den 20. März 1791), bewahrte ihm stets ein dankbares Andenken, und noch lebt sein Name in der Bezeichnung der stattlichsten Straße und des schönsten Platzes der modernen Südseite der Stadt fort. In der Mitte des letztern erhebt sich das gleichfalls seinem Andenken gewidmete Marmor-Denkmal auf eben der Stelle, wo während des Bombardements in der Nacht des 1. August 1760 dicht neben ihm, der Behufs Ueberwachung und Anordnung von Vertheidigungsarbeiten in diesem Theile des damaligen Glacis der Festung anwesend war, eine Geschützkugel niederschlug, so daß nur ein äußerst kleiner Zwischenraum ihn vom sichern Tode rettete. Als einen Wink von oben diesen Vorfall auffassend, bedeckte er sogleich den Fleck mit seinem Hut, um ihn nachher genauer zu bezeichnen, und bestimmte die Stelle, wo ihm der Tod so nahe gewesen, zu seinem Grabe.

Bei Torgau den 3. November 1760. König Friedrich's und der Oesterreicher letzter großer Kampf im siebenjährigen Kriege.

Friedrich hatte seit dem November des Jahres 1757 bis gegen Ende August des Jahres 1758, also in dem für die damaligen Verhältnisse kurzen Zeitraume von drei Viertel-

jahren über die Heere Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands, d. h. über die Heere der drei mächtigsten und kriegerischesten Monarchieen Europa's drei große Siege errungen und dadurch den Zenith seines Feldherrnruhmes erreicht. Mit dem blutigen 14. October 1758 bei Hochkirch, einem 48 Jahre später für Preußen abermals unheilvollen Octobertage, war ihm das Glück entschwunden und fast zwei Jahre hindurch fern geblieben. Da bewirkte der glorreiche und fröhliche Siegesmorgen des 15. August 1760 bei Liegnitz einen plötzlichen Umschlag zu einer Zeit, wo sein Volk eher des Königs und des Heeres Untergang, als eine Siegesnachricht erwartete. Daß über diese der Jubel des Landes groß war, daß aller Orten Freudensalven und Lobgesänge ertönten, ist erklärlich; aber der Sieger selbst kostete von der Freude, die rings um ihn auflebte, nur ein bescheidenes Maß und ließ sich durch sie über die Lage der Dinge nicht blenden. „Wir haben, schrieb er seinem Freunde, dem Marquis d'Argens, am 17. August nach Berlin, „Laudon geschlagen, und die Uebrigen haben es bleiben lassen, uns anzugreifen. Das ist ein großer Vortheil, auf den wir nicht rechnen konnten. Doch ist damit nicht Alles gethan; wir müssen noch klettern und eine steile Höhe gewinnen, um das Werk zu krönen." Und in einem Briefe vom 27. August: „So lange ich lebe, bin ich in keiner so mißlichen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, wenn ich alle diese Schwierigkeiten überwinden soll, die ich vorhersehe. Ich werde bei jeder Gelegenheit ganz gewiß meine Pflicht thun; aber, lieber Marquis, vergessen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genöthigt bin, in meinen Plänen dem Zufall zuviel zu überlassen, da es mir an Mitteln fehlt, gründlichere zu entwerfen. Ich soll herkulische Arbeiten in einem Alter vollenden, worin mich die Kräfte verlassen, meine Schwächen zunehmen und, aufrichtig zu reden, selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie kennen die Umstände nicht genug, um sich einen deutlichen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen, ich kenne und verschweige sie.

Alle Besorgnisse behalte ich für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen und die weniger guten Nachrichten mit, die ich ihr geben kann. Gelingt der Streich, auf den ich denke, dann, lieber Marquis, wird es Zeit sein, der Freude freien Lauf zu lassen."

Aber es war eine lange Geduldprobe nöthig, und der Feldzug neigte bereits zu Ende, ehe sich Gelegenheit darbot, jenen Streich zu führen; denn der Feldmarschall Daun, der ohne genaue Berechnung eines sicheren Erfolges gegen den genialen, durch unerschöpfliche geistige Elasticität und Thatkraft stets furchtbaren Gegner nie etwas unternahm und daher einer Niederlage bis jetzt glücklich entwischt war, hatte es an der Spitze der österreichischen Hauptarmee in Schlesien nach dem Unglück Laudon's bei Liegnitz verstanden, jeder Entscheidung durch die Gewalt der Waffen mit großer Geschicklichkeit auszuweichen. Darauf hatte er sich, während der König, um Berlin von einem russischen und österreichischen Corps zu befreien, in der ersten Hälfte des Octobers aus Schlesien nach der Mark Brandenburg aufgebrochen war, mit dem größten Theile der österreichischen Heeresmacht nach Sachsen gewendet und lagerte jetzt, im Anfange des Novembers, bei Torgau. Behauptete er sich hier, so verkümmerte er dem Könige, der sich gleichfalls der Elbe genähert, nachdem die Gefahr für Berlin beseitigt war, den Unterhalt seines Heeres für den Winter, entzog ihm den freien Genuß von Sachsen, das ihm hierfür durchaus nothwendig war, und drohte ihn, bei der Nähe der verbündeten Russen, sogar von den Marken, von Schlesien, kurz von der Hauptmasse seiner Länder abzuschneiden und nach Magdeburg zu drängen. Gewiß, es stand damals für Friedrich wiederum Alles auf dem Spiele! Der kaiserliche Oberfeldherr durfte daher, es koste auch, was es wolle, in seiner Stellung bei Torgau schlechterdings nicht gelassen werden. Da es nicht gelingen zu wollen schien, ihn herauszumanövriren, so sollte er herausgeschlagen werden.

Verfolgt man von Torgau aus die Umgegend in nordwestlicher Richtung, so zieht in ihr, bereits nahe von dem städtischen

Gebiete beginnend, ein Höhenrücken, dessen östlicher Schluß, der Torgauer (jetzt mit dem wichtigen Fort Zinna versehene) Rathsweinberg, als ziemlich steil absetzender Thalrand der Elbe betrachtet werden kann. Etwa 4000 Schritt von der Stadt entfernt nehmen die Höhen im Norden des Dorfes Süptitz und weiterhin an Erhebung zu, so daß sie hierdurch ringsum als die bedeutendsten erscheinen. Gegen Süden, also gegen Süptitz, fallen sie ihrem größeren Theile nach steil ab, während sie nördlich in mehreren sanften Absätzen gegen das Dorf Neiden sich verlaufen. An ihnen entlang geht die Straße von Torgau nach Düben. Da sie zur Zeit des siebenjährigen Kriegs mehr, als jetzt, mit Wein bepflanzt waren, so findet man sie, die nach dem vorhin erwähnten Dorfe gewöhnlich die Süptitzer Höhen genannt wer den, auf Karten und in Büchern jener Zeit wohl auch mit dem Namen der Süptitzer Weinberge bezeichnet.

Wenn die Lage und Gestaltung derselben an sich schon für eine Defensivstellung der linearen Taktik ansehnlichen Schutz zu gewähren im Stande war, so wurde dieser verstärkt durch einen Bach im Süden (den Röhrgraben) und durch zwei Bäche im Norden (den Striebach und den Zscheitschkengraben), deren Ufer sämmtlich durch größere Strecken hin sumpfig waren. Aur westlichen Ende ferner lagen zwei Teiche, die Schafteiche, welche aus morastigen Quellen in der Nähe ihr Wasser erhielten und jenem südlichen, tief eingeschnittenen Bache, der nur im Dorfe Süptitz und auf einem zwischen diesen Teichen sich hinziehenden Damme Uebergänge hatte, den Ursprung gaben; und endlich im Südosten der große Torgauer Teich, in den derselbe abfloß, und von dessen Ende aus sich mehrere Teiche bis an die Südseite der Stadt heranziehen.

Dieser natürliche Schutz hatte in dem Jahre zuvor noch einigen Zuwachs durch menschliche Thätigkeit erhalten; denn die Preußen unter dem Prinzen Heinrich, die 1759 hier standen, hatten am nordwestlichen Ende der Süptitzer Höhen einige Verschanzungen aufgeworfen und eine Strecke hinter ihnen westlich und nördlich einen langgedehnten Verhau angelegt; doch war der-

selbe am östlichen Ende bereits lückenhaft, da die in der Nähe lagernden Oesterreicher ihren Holzbedarf daraus entnahmen und ihr Oberfeldherr seine Ergänzung verabsäumte, wie er denn, obwohl seit dem 27. October mit seinem Heere in dieser Gegend, ganz wider seine Gewohnheit nichts that, um sein Lager kräftig zu verstärken.

Beachten wir endlich für unsern Zweck die Ueberkleidung der Gegend, so waren die Zugänge zu den Höhen gegen Süptitz und von Neiden her, also der südliche und nördliche Zugang meist frei von Gehölzen; östlich lag die mit Wiesen bedeckte Elbniederung, westlich dagegen waren die Terrainwellen des Nordabfalls mit lichtem Holze besetzt, woran sich unmittelbar ein dichterer Wald, nämlich die sehr ausgedehnte und nach der nördlich benachbarten Stadt Dommitzsch genannte Haide anschloß.

Dieses Terrain, das durch das frühere lange Ausharren des Prinzen Heinrich und des General Hülsen auf demselben eine Art Berühmtheit und den Ruf einer ungemein starken Stellung erlangt hatte, hielt Feldmarschall Daun für ganz geeignet, um unter seinem Schutz eine Schlacht anzunehmen. Er schien dazu, wiewohl er für sich die Hoffnung unterhielt, Friedrich werde sich hier zu einem Angriffe nicht entschließen können, um so mehr festen Willens zu sein, als er von Wien die bestimmtesten Befehle erhalten hatte, Sachsen mit Leipzig und Torgau zu behaupten und für diesen Zweck selbst eine Schlacht zu liefern, auch wenn Gefahr damit verknüpft wäre. Er stellte demnach den 2. November an 43,000 Mann als den Haupttheil seiner Armee, die etwa 64 bis 65,000 Mann stark und mit etwa 420 Geschützen versehen war, so auf, daß die gegen Süden gegerichtete Front durch den oben erwähnten Süptitzer Bach (Röhrgraben) gedeckt, der rechte Flügel an die große Dommitzscher Haide gelehnt und der linke bis über das Dorf Zinna hinaus, also gegen Torgau hin ausgedehnt war. Der schwächere Theil des Heeres, das Corps des Feldzeugmeisters Grafen Lacy, an 22,000 Mann stark, stand davon etwas südöstlich und bis nahe an Torgau, nämlich hinter dem großen Teiche, also in unmittel-

barer Verbindung mit der Hauptarmee. Doch von ihm wurden nur einige Bataillone zur Schlacht herangezogen, weil Daun ihn dort für den Fall eines unglücklichen Ausganges des Kampfes zur Deckung seines einzig möglichen Rückzugs über die Elbe für nöthig erachtete, — eine Ansicht, aus der hervorleuchtet, daß die Wahl des Schlachtfeldes in strategischer Beziehung ihre Bedenklichkeiten hatte; denn wurden die Oesterreicher besiegt, so fiel ihr Rückzug in die Verlängerung ihres linken Flügels, d. h. gegen Torgau und die Elbe, und konnte somit auf's Höchste gefährdet werden, da die Uebergänge über diesen Strom (nebst der Torgauer Brücke drei von Daun errichtete Schiffbrücken) so nahe waren, daß die Sieger zugleich mit den Besiegten sie erreichen und bei heftigem und wirrem Nachdrängen die Letzteren genöthigt werden konnten, auf beiden Ufern den Rückzug fortzusetzen, wodurch die Vernichtung des auf dem linken Ufer abziehenden Theiles fast unausbleiblich war.

Friedrich, durch Offiziere des preußischen Corps, welches unter dem Generallieutenant v. Hülsen im laufenden Jahre länger als vier Wochen in dieser Gegend gestanden hatte, und durch Förster und Jäger über die Beschaffenheit derselben unterrichtet, sah mit seinem gewöhnlichen scharfen Ueberblicke bald ein, daß weder ein Angriff auf des Feindes Front, noch auf seine Flanken (letztere bekanntlich bisher seine Lieblings- und meist auch mit dem besten Erfolg belohnte Angriffsart) ohne Nachtheil zu unternehmen, daß ihm dagegen, trotz der im Ganzen taktisch gut gewählten und starken Stellung, nicht allein mit Vortheil beizukommen, sondern sogar eine vollkommene Niederlage beizubringen wäre, falls nur das Glück einigermaßen den Angriff begünstigte und bei der Ausführung seines Entwurfs keine Fehler vorfielen. Das Lager nämlich des Feldmarschall Daun auf den Süptitzer Höhen hatte für die Stärke seiner Armee nicht die erforderliche Tiefe, so daß die Treffen zu nahe an einander standen. Wurde es also von den Preußen mit Glück im Rücken angegriffen, und unterstützte dann diesen Angriff einer von vorn in der Art, daß der auf jener Seite bereits wankend gewordene oder geschlagene

Feind auch hier gefaßt, ihm der Weg nach Torgau und der Rückzug über die Elbe abgeschnitten wurde; so war seine gänzliche Verwirrung und Niederlage unvermeidlich, und es begegnete ihm dann hier an diesem Strom, was das Jahr zuvor in der Nähe der Oder durch ein ähnliches Manöver den Russen bei Cunersdorf zugedacht war. Nun verdeckte (so schien es) die oben genannte Dommitzscher Haide, welche den rechten Flügel der österreichischen Stellung umschloß, bis zum wirklichen Angriff alle Bewegungen, die Behufs einer Umgehung derselben auszuführen waren; und da dieser Wald nicht ganz bis an die Elbe reichte, sondern in der Nähe der beiden, nördlich von den Süptitzer Höhen gelegenen Dörfer Elsnig und Neiden aufhörte, so war es, obwohl nicht ohne einen großen Umweg, möglich, durch die ihnen vorliegende Ebene, war sie auch etwas durchschnitten, dem Feinde in den Rücken zu kommen und ihn so in dem einzigen schwachen Theile seiner Stellung anzugreifen.

Auf diesen Umstand gründete Friedrich den Entwurf zur Schlacht. Er theilte seine Armee, die aus 44,000 Mann (62 Bataillonen und 102 Eskadronen) bestand und im Ganzen 244 Geschütze zählte, in zwei Theile. Den einen, 41 Bataillone und 48 Eskadronen oder etwa 28,000 Mann (worunter 5000 Reiter) enthaltend und den linken Flügel der Armee bildend, dessen Führung er sich selbst vorbehielt, beschloß er mittelst eines weiten Bogen-Marsches den Oesterreichern grade in den Rücken gehen zu lassen; der andere, der rechte Flügel (21 Bataillone und 54 Eskadrons oder etwa 16,000 Mann, worunter gleichfalls an 5000 Reiter) sollten unter dem Oberbefehle des Generals der Cavallerie von Zieten im geeigneten Augenblick von vorn die Mitte der feindlichen Armee angreifen.

Nachdem der König diesen Plan bei sich festgestellt und am 2. November die Generale im Hauptquartier versammelt hatte, um seine Befehle in Empfang zu nehmen, gab er ihnen zuerst zu verstehen, daß er keines Einzigen Meinung verlange, sondern ihnen nur sagen wolle, daß er den Feind morgen angreifen werde. „Dieser stände zwar in einem guten Posten; allein wenn man

ihn schlüge, so würde seine Armee nach der gemachten Disposition entweder in die Elbe gesprengt oder gefangen und dadurch der Krieg, dessen wohl Jedermann überdrüssig wäre, einmal geendigt werden." Hierauf ertheilte er den Generalen, welche unter seinem Befehle die Truppen des linken Flügels zu führen hatten, mündlich eine Disposition und verordnete dann noch in Bezug auf den Angriff Folgendes: „Unser linker Flügel wird morgen den Feind attaquiren, weswegen die Generale darauf sehen müssen, daß die Bataillone aneinander hangen, um sich zu rechter Zeit unterstützen zu können. Die Treffen bleiben alle 250 Schritte auseinander. Der Oberst von Dieskau und Moller (zwei der ausgezeichnetsten Artillerie-Offiziere Friedrich's) müssen Wurfgeschütz und Kanonen auffahren lassen, die Attaque zu erleichtern. Sobald der Feind von den Höhen des Rathsweinberges geworfen worden, so muß die schwere Batterie sogleich allda aufgefahren werden, und die Bataillone müssen sich wieder formiren. Wenn Cavallerie gefordert wird, muß nicht ein ganzer Flügel zugleich anprallen, sondern soviel, als das Terrain zuläßt, damit sie agiren können. Se. Majestät verlassen sich übrigens auch auf die Bravheit ihrer Offiziere und zweifeln nicht, daß nicht ein Jeder Alles anwenden sollte, um einen completten Sieg über den Feind zu erfechten."

Weder in dieser Verordnung, noch in der mündlich ertheilten Disposition gedachte Friedrich auch nur mit einem Worte des rechten Flügels der Armee; vielmehr ließ er den General von Zieten, welcher, wie schon erwähnt worden, denselben commandirte, allein zu sich kommen und gab ihm unter vier Augen seine Befehle. Dies geschah vermuthlich deshalb, damit der Feind von dem vollständigen und eigentlichen Entwurfe, vermöge dessen Zieten auf der Eilenburg-Torgauer Straße der letztern Stadt sich nähern, die Oesterreicher von dieser, d. h. der südlichen Seite, im Schach halten, bei einem glücklichen Erfolge des Königs sie fassen und ihnen den Rückzug abschneiden sollte, nicht etwa durch Spione oder auf eine andere Art Nachricht erhalte.

Unstreitig war demnach, wie durch die Lage der Dinge die

Aufforderung zu einem entscheidenden Kampfe gebieterisch, so durch die erwähnten Anordnungen die Anlage zu demselben gewaltig, das Mittel aber von allen das verzweifeltste, in der Hand eines gewöhnlichen Feldherrn, wie ein militairischer Beurtheiler darüber sagt, das zweideutigste, nach den Maximen der gewöhnlichen Kritik das schlechteste, nämlich in zwei verschiedenen, obenein durch Wälder getrennten Corps anzugreifen. Indeß möge hierbei nicht, wie so häufig bei Beurtheilung dieses Planes geschehen ist, übersehen werden, daß der König den Feind nicht in zwei Corps schlagen wollte, daß er vielmehr das Schlagen mit seinem Corps auf sich selbst nahm, und Zieten mit dem anderen den bereits mit Vortheil angegriffenen Feind vernichten helfen sollte. Was ihm also hauptsächlich vorgeworfen werden kann, ist das Wagniß und die allerdings sehr zweifelhafte Hoffnung, von einem ungünstigen, in seinen tückischen Einzelnheiten ihm nicht hinlänglich bekannten Terrain aus mit 28,000 Mann 43,000 Mann zu schlagen, die auf einem ungleich vortheilhafteren Terrain standen. Aber wer im Kriege viel gewinnen will, muß auch viel wagen, und ein kühnes Wagen hatte dem genialen Aggressor schon über manche steile Höhe und mehr als einmal zum Siege geholfen. Ueberdies dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß sein Manöver mit auf die genaue Kenntniß von dem Charakter seines Gegners, des so bedächtigen, behutsamen und immer zögernden Feldmarschalls Daun berechnet war, von dem er richtig voraussetzte, daß derselbe seinen Bewegungen zum Angriff wenigstens keine offensiven Hindernisse entgegenstellen, sondern ihn stehenden Fußes erwarten würde, anstatt die Trennung des preußischen Heeres zu benutzen, um den einen oder andern Theil desselben schnell und mit Uebermacht anzugreifen. Wenn nun der verzweifelte Kampf nicht das Ergebniß lieferte, welches der König als Preis davon sich gesetzt, so wirkten solche Umstände auf den Gang desselben ein, die er nicht voraussehen konnte, wozu noch gleich vorweg der Fehler gekommen war, daß die Männer, die er über das Terrain zu Rathe gezogen, gleich seinen Rathgebern im vorigen Jahre bei Cunersdorf scheinbare Kleinigkeiten übersehen hatten, die auf den

Gang eines Treffens oft einen großen Einfluß üben, während er doch bei vielen Offizieren seines Heeres, besonders bei denen des Hülsenschen Corps, eine genaue, auch mit den Einzelnheiten vertraute Kenntniß der Gegend voraussetzen konnte, da sie vielfältig Gelegenheit gehabt hatten, sich eine solche zu verschaffen.

Am 3. November, der im Jahre 1760 auf einen Montag fiel, früh um halb 7 Uhr setzte sich die preußische Armee unfern Schilda von ihrem letzten Lager aus in Bewegung. Während das Zietensche Corps in zwei Colonnen auf und neben der von Schilda nach Torgau führenden Straße vorwärts zog, nahm das Corps des Königs in 3 Colonnen seine Marschrichtung nördlich nach der Dommitzscher Haide, um dann hier in einem langen Bogen gegen Osten hin den rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Bei seinem Vorrücken in diesen Wald zog sich eine Vorhut der Oesterreicher, die aus leichten Truppen des Generals v. Ried bestand, auf das Reserve-Corps der Daunschen Armee zurück, das hinter dem etwa 2000 Schritt südwestlich von den Süptitzer Höhen gelegenen Dorfe Großwig unter dem Fürsten von Löwenstein aufgestellt war. Dagegen wurde in der Haide das vortreffliche Dragoner-Regiment St. Ignon, welches hier auf Vorposten stand und von den eben erwähnten leichten Truppen nach deren Zurückweichen über den Anmarsch der Preußen ohne Nachricht gelassen worden war, ganz und gar überrascht, vollständig aufgehoben und zersprengt. Die Veteranen unter den Soldaten, sich eines ähnlichen Vorfalls an dem Morgen des Schlachttages von Leuthen erinnernd, wo die sächsische Vorhut des Grafen Nostitz bei Borne schnell besiegt, geworfen und zersprengt wurde, nahmen jenen gelungenen Ueberraschungsstreich für ein Glück verheißendes Zeichen zur Schlacht und theilten ihre heitere Stimmung den Kameraden mit; in der Wirklichkeit aber ereignete sich jetzt schon eine von den vielen Widerwärtigkeiten, die sich für den König an diesem Tage zusammendrängten. Er ließ nämlich die Colonnen, damit sie nicht etwa der feindlichen Hauptstellung zu nahe kommen möchten, sich mehr links ziehen; dadurch aber geriethen die erste und zweite Colonne in einander, und einige Batterieen sollen sich

sogar gekreuzt haben, was bei den vielen und engen Waldwegen jener Haide gar nicht Wunder nehmen darf; kurz, die Sache ging schon hier nicht, wie sie gehen sollte. Indeß dies war nur ein kleines Vorspiel. Schlimmeres begann mit Ablauf der ersten Nachmittagsstunde.

Es war 1 Uhr, als die Spitzen der ersten Colonne, bei welcher der König sich befand, und welche als die innere unter den dreien die kürzeste Linie, aber immer noch nahe an 3 Meilen zu marschiren gehabt hatte, am Ende der Haide in der Gegend des Dorfes Elsnig oder etwa 4000 Schritt nördlich von der österreichischen Hauptstellung ankamen. Hier ließ Friedrich noch innerhalb des Waldes Halt machen, theils um sowohl den Truppen am Ende, die durch den beschleunigten Marsch zurückgeblieben waren, als auch den beiden anderen Colonnen, die einen weiteren Weg zurückzulegen hatten, Zeit zu geben, sich heranzuziehen, theils um eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vorzunehmen. Aber letztere war zu der Zeit, als er deshalb mit den Husaren des Zieten'schen Regiments, welche die Avantgarde bildeten und schon gegen Mittag vor dem Walde angekommen waren, südöstlich gegen das Dorf Neiden vorrückte, keineswegs mehr die frühere.

Der kaiserliche Feldherr nämlich, durch die Meldungen des Generals v. Ried und durch Entkommene des Regiments St. Ignon von der Richtung des Marsches der Preußen in Kenntniß gesetzt, hatte aus dieser zuletzt ganz richtig geschlossen, daß er im Rücken angegriffen werden würde. Schnell änderte er darauf mittelst eines völligen Contremarsches seine Stellung so, daß sie nun Front gegen Norden, d. h. gegen die Dörfer Neiden und Elsnig, wo der König zum Vorschein kam, machte, der rechte Flügel (meist Cavallerie) an Zinna und der linke in einem Haken an den lichten Wald vor der Dommitzscher Haide sich lehnte. Dies war sein erstes Treffen. Nun war aber bereits, wie wir später sehen werden, General Zieten mit seinem Corps in der Ebene von Süptitz erschienen; daher machte er gegen diesen mit dem zweiten Treffen Front, vor dessen Mitte das genannte

Dorf zu liegen kam. Also eine förmliche Doppelschlacht, gewissermaßen im kleinen Style das, was Napoleon in unserem Jahrhundert bei Leipzig veranstaltete.

Bei der großen Regsamkeit, die Behufs dieser Aenderungen im österreichischen Lager herrschte, und bei der es wohl auch an einiger Verwirrung nicht fehlte, wurden die dortigen Generale Anfangs in große Verlegenheit gesetzt durch ihre zahlreiche Reserve-Artillerie (an 240 Geschütze), welche merkwürdigerweise bei der früheren Aufstellung sämmtlich hinter der Mitte der Armee an dem Wege von Süptitz nach Neiden parkirt war. Jetzt stand sie durch die Veränderung der Front des ersten Treffens auf einmal als eine Art Avantgarde da. Man brachte eiligst einen Theil in Sicherheit (bis jenseits der Elbe), den andern dagegen ließ man, da die Zeit zur Fortschaffung zu kurz war, meist vor der neuen Front. „Auf diese Weise," sagt ein kenntnißreicher und geistvoller Fachmann, „formirte sich höchst unfreiwillig eine große Batterie von vielleicht 80 bis 100 Geschützen auf einem Punkt und zu einer Zeit, die beide selbst durch die allerweiseste Disposition nicht geschickter hätten gewählt werden können, etwa 1000 (nach Tempelhoff gar nur 800) Schritt von dem Waldsaume, von welchem die Preußen vorrücken mußten." Hierdurch wurde jener Umstand der Letzteren Verderben, und es trat somit hier wieder einer jener Zufälle im Kriege ein, wo es dem Glück gefällt, selbst Fehler der einen der kämpfenden Parteien in Vortheile für dieselbe umzuwandeln.

In Folge der Mittags nach 1 Uhr vorgenommenen Recognoscirung der noch kaum vollendeten neuen Aufstellung der Oesterreicher auf den Süptitzer Höhen erkannte der König, daß er seine Angriffe hauptsächlich auf deren Mitte und linken Flügel richten müsse, da er in der Richtung gegen den jetzigen rechten Flügel, d. h. gegen das Dorf Zinna und den Rathsweinberg, das Terrain zu durchschnitten fand, und ließ den Truppen der ersten und zweiten Colonne, die erst allmälig am Saume des Waldes anlangten, den Befehl zugehen, in die Ebene von Neiden vorzurücken und daselbst aufzumarschiren. Als hierauf die fünf ersten

der 10 Grenadier-Bataillone, welche an der Spitze der ersten Infanterie-Colonne sich befanden, den Striebach passirt hatten, was ihnen ohne Mühe mittelst der Communicationsbrücken gelang, welche von den Oesterreichern über dieses, in sumpfigen Ufern fließende Gewässer gelegt und nicht wieder abgerissen worden waren, hörte man auf einmal gegen halb 2 Uhr bei dem an diesem Tage wehenden starken Süd-Winde aus der Gegend von Süptitz her sehr deutlich eine Kanonade, die anhielt und immer heftiger wurde.

Es war Zieten, welcher, in der Richtung gegen Torgau vorrückend, auf einen feindlichen Vorposten von leichten Truppen gestoßen war, der ihm mit Geschütz- und Gewehrfeuer den weiteren Marsch streitig machen wollte, so daß er sich dadurch genöthigt sah, schwere Kanonen auffahren zu lassen, um ihn zu vertreiben. Zwar geschah dies auch; doch wurde zwischen ihm und einem Theil des Lacy'schen Corps am großen Teiche, das jene Truppen aufnahm, die Kanonade heftig fortgesetzt, ohne jedoch, der weiten Entfernung wegen, beträchtlichen Schaden anzurichten. Als der König das starke Feuer aus dem Geschütz und kleinen Gewehr vernahm, erschrak er und glaubte, daß der genannte General bereits vollständig mit dem Feinde zusammengerathen sei. „Mein Gott!" rief er, „Zieten greift schon an, und ich habe meine Infanterie noch nicht heran!" Seine nun beginnende Unruhe wird uns noch mehr erklärlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß ihm schon während des Marsches durch die Haide Meldungen zugingen, österreichisches Geschütz und Fuhrwerk fahre über die Elbbrücken nach dem rechten Ufer des Stromes ab, und daß diese Meldungen später sich oft wiederholten. Da man aus der Gegend von Reiden mit Hülfe eines Fernrohrs sich von der Füllung jener Brücken mit Fuhrwerk überzeugen konnte, und überdies ein Flügeladjutant des Königs, der gegen das österreichische Haupttreffen vorgesprengt war und dort einige Bewegung bei den Truppen gewahrt hatte, ihm die Nachricht brachte, der Feind ziehe sich zurück; so konnte Friedrich, der weder die oben angegebene eigentliche Ursache der Kanonade von Zieten,

noch der Rücksendung des Gepäcks und eines Theiles des österreichischen Geschützes kannte, füglich nicht anders, als der Annahme sich hingeben, Daun weiche durch einen bereits begonnenen Rückzug der drohenden Gefahr aus und habe jetzt, um sich denselben zu sichern, den General Zieten ernstlich zu beschäftigen angefangen.

Dieser Irrthum griff verhängnißvoll in den ganzen Verlauf der Schlacht ein, und jene zufällige Kanonade wurde dadurch mit das Hauptunglück des Königs; denn es erhielt jetzt Uebereilung und Ungeduld Einfluß, die sich um so schneller und nachtheiliger fortpflanzte, als sie von oben herab begann, und bewirkte neue Fehler und Unfälle. Adjutanten flogen den Abtheilungen der Armee, die noch zurück waren, entgegen und mahnten zur Beschleunigung. Wenn schon die Infanterie in den engen und holprigen Waldwegen eine gleichmäßige und zusammenhängende Bewegung nicht einhalten konnte, so verlängerten die Geschütze mit ihrer überlangen Bespannung den Schweif der Colonnen zur Ungebühr, und das Bestreben, ihren Marsch zu beschleunigen, brachte die Truppen noch mehr auseinander. Die dritte, auswärts ziehende Colonne, nämlich die Cavallerie unter dem Prinzen Georg von Holstein, war noch so weit (über eine deutsche Meile) zurück, daß diesen der Adjutant kaum finden konnte.

Gleichwohl beschloß der König, ohne der rechtzeitigen Ankunft der erforderlichen Cavalleriemassen und dadurch sowohl des gehörigen Nachdrucks als auch der Flankendeckung sicher zu sein, vielmehr nur vertrauend auf die so oft bewährte Tapferkeit seiner braven Grenadiere, welche auch diesmal den Kern seines Heeres bildeten, gegen 2 Uhr den ungesäumten Angriff. Sie formirten sich kaum 1000 Schritt von dem Feinde, also im Bereiche des Kartätschenfeuers, überstiegen den oben erwähnten Verhau, wo er dünne Stellen und Lücken hatte, und machten (es tobte gleichzeitig ein furchtbares Sturm- und Regenwetter, welches den Himmel gänzlich verfinsterte und alle Fernsicht verhinderte) gegen die Mitte des feindlichen linken Flügels den Angriff mit einer Unerschrockenheit, von der bis dahin die Kriegsgeschichte wenig Beispiele auf-

zuweisen hatte. Aber jetzt empfing sie ein so wüthendes Artilleriefeuer aus dem vor der ganzen Front der feindlichen Armee aufgestellten Geschütz, daß beide Grenadierbrigaden, sowohl die des Generalmajors v. Stutterheim des Aelteren als auch die des Generalmajors v. Syburg, außerordentlich viel litten und nach einem überaus hartnäckigen Gefecht, welches auch den Oesterreichern ansehnliche Verluste verursachte, sich gegen 3 Uhr durch den Verhau wieder in den Wald zurückziehen mußten. Sie hatten zwei Dritttheile der Mannschaft und einen großen Theil der Offiziere eingebüßt. Die beiden Generale v. Stutterheim und v. Syburg waren verwundet, der Obristlieutenant Graf Wilhelm v. Anhalt, den der König sehr schätzte und liebte, erschossen.

Unterdeß hatten die ihnen zum Angriff folgenden Batterieen sich mit der größten Anstrengung durch alle Hindernisse des Terrains durchgearbeitet und endlich links neben dem Walde aufgestellt; aber hier endete auch bald auf die schrecklichste Weise ihre Thätigkeit, nämlich mit dieser zugleich ihre Existenz. Hören wir, was ein Augenzeuge der Schlacht, der in ihr als preußischer Artillerie-Offizier mitwirkende v. Tempelhoff, darüber berichtet: „Sie konnten nicht zum Laden kommen, weil Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde durch das feindliche Kartätschenfeuer in einem Augenblick erschossen und verwundet wurden. Die Kanonade war so fürchterlich, daß der König zum General von Syburg sagte: „„Haben Sie jemals eine stärkere Kanonade gehört? Ich wenigstens niemals."" Er hielt mit seinem Gefolge auf dem rechten Flügel der Brigade des genannten Generals und hatte den Schmerz, die fast an Vernichtung grenzende Niederlage des Kerns seiner Truppen, der unverwüstlich tapferen Grenadiere, von denen ein Theil noch erst vor kaum zwei Monaten den herrlichen Sieg bei Liegnitz miterfochten, und von denen die Veteranen schon den heißen Tag von Kolin mit durchgekämpft hatten, ansehen zu müssen. Man meldete ihm den Tod des vorhin erwähnten Grafen v. Anhalt. Er wandte sich gegen seinen Flügel-Adjutanten, den Major Grafen Friedrich v. Anhalt, mit den Worten: „Alles geht heute schlecht. Meine Freunde verlassen mich. Man

meldet mir soeben den Tod Ihres Bruders." — Friedrich war hierauf genöthigt, sich weiter zurück zu begeben, wenn er der Gefahr der Gefangenschaft entgehen wollte; denn die österreichischen Carabiniere, mit dem größten Ungestüm hervorbrechend, hieben auf die fliehenden Grenadiere ein und dabei eine Menge nieder; ja die Infanterie-Regimenter Durlach, Wied und Puebla verließen sogar ihren Posten auf den Süptitzer Höhen, weil sie schon den Sieg in Händen zu haben glaubten, und verfolgten die preußischen Grenadiere, — ein Verfahren, das die österreichischen Truppen in ihrem Kampfeseifer sich wiederholt im Laufe der Schlacht gestatteten, wodurch sie jedoch ermüdet sich am Ende gleich den Flüchtigen auflösten und zerstreuten, so daß sie nur mit vieler Mühe wieder in einige Ordnung zu bringen waren, die entstandenen Lücken aber nicht gehörig wieder auszufüllen vermochten.

Während jenes unglücklichen Kampfes der Grenadiere hatten sich etwas weiter rückwärts die 10 Bataillone der Brigaden Ramin und Gablentz, verstärkt durch 3 Bataillone der zweiten Colonne, schon formirt. Mit mehr Ruhe und Ordnung, als die Grenadiere, zum Aufmarsch gekommen und von einer zahlreichen Artillerie unterstützt, griffen sie mit der größten Lebhaftigkeit die vorgerückten österreichischen Regimenter an, warfen sie über den Haufen und drangen selbst bis auf die Süptitzer Höhen vor, wo dann das Gefecht stehend wurde. Wäre in diesem Augenblick die preußische Reiterei zur Hand gewesen, so konnte vielleicht jetzt schon das Treffen entschieden werden; allein noch immer war (es mochte schon 3 Uhr vorüber sein) die Cavallerie-Colonne unter dem Prinzen von Holstein nicht angekommen, und das einzige Regiment Zieten-Husaren, welches sich in der Ebene von Neiden gesetzt hatte, um den Anmarsch der Infanterie zu decken, konnte nichts unternehmen; denn hierzu war es allein überhaupt zu schwach, und überdies waren davon viele Husaren bei den Gefangenen und Beutepferden des Regiments St. Ignon zurückgeblieben. Dagegen hatte auf österreichischer Seite Feldmarschall Daun die vor dem Treffen bei dem Dorfe Großwig stehende Reserve an sich gezogen und sich selbst an die Spitze eines Theils dieser

frischen Truppen gesetzt, worauf das Feuer von beiden Seiten lebhaft fortgesetzt wurde, ohne etwas zu entscheiden, bis endlich, als die preußische Linie, trotz einer Verstärkung von drei Bataillonen frischer Truppen, schon dünn geworden war, fünf österreichische Cavallerie-Regimenter gegen dieselbe vorrückten, in sie an der Front und linken Flanke einhieben, sie von den Höhen zurückwarfen und viele Gefangene machten. Eine Zahl der gefangenen preußischen Offiziere wurde zum Feldmarschall geführt, der, bereits blessirt, sich hinter dem ersten Treffen aufhielt. „Aber mein Gott," redete er sie an, „warum opfert Ihr König soviel Menschen! er sieht doch, daß es ihm nichts hilft!"

Wenn demnach um diese Zeit, wo Daun einen seiner Adjutanten mit der Siegesnachricht nach Wien abgesendet hatte und in Torgau den Sieg der Oesterreicher unter Trompetenschall verkünden ließ, bereits 26 Bataillone von dem Fußvolke der königlichen Heeresabtheilung, das aus 41 Bataillonen bestand, über den Haufen geworfen und fast alle Batterieen in dem Verhau stehen zu lassen genöthigt waren; so hatte doch auch der Feind nicht wenig gelitten und befand sich in der größten Verwirrung, besonders die Cavallerie, gegen die sich die zurückgetriebene preußische Infanterie noch heftig vertheidigt und der sie durch wohlangebrachte Salven empfindlich zugesetzt hatte. Der ganze Rest der im gegenwärtigen drängenden Augenblicke verwendbaren Infanterie des Königs bestand, da 4 Bataillone mit der noch nicht zum Vorschein gekommenen Reitercolonne marschirten, nur noch aus 11 Bataillonen, nämlich aus 5 Bataillonen von der ersten und 6 Bataillonen von der zweiten Colonne. Diese machten nun den dritten Angriff auf derselben Stelle. Es entwickelte sich von beiden Seiten ein sehr lebhaftes Feuer aus Gewehr und Geschütz, wobei man die entstehenden Lücken möglichst wieder zu füllen bemüht war, bei den Oesterreichern durch frische Truppen aus der Reserve, bei den Preußen durch die Mannschaften, die man von den früher abgewiesenen Truppen wieder zusammenbrachte und in Ordnung stellte. Auch jetzt geschah, was beim zweiten Angriff. Die österreichische Cavallerie, wieder durch ihre Infanterie vor-

gehend, hieb in die preußische ein und warf sie mit vielem Verlust an Gefangenen zurück. Da endlich that Einhalt die preußische Reiterei, die unterdeß die Dommitzscher Haide zurückgelegt hatte und nun (es war gegen 4 Uhr) in vollem Trabe vorrückte. Die beiden ersten Regimenter, die Kürassier-Regimenter Markgraf Friedrich und Spaen, gingen gerade auf den Ort des Angriffs los, befreiten, besonders letzteres unter seinem ausgezeichneten Führer, dem Obersten von Dalwig, die bedrängte und verfolgte preußische Infanterie und trieben die österreichische Reiterei zurück. Die Dragoner von Baireuth und die Kürassiere von Schmettau, die nach jenen beiden ankamen, hieben, besonders die ersteren, zuerst siegreich in 2 Reiter-Regimenter und in das österreichische Fußvolk ein und nahmen einen großen Theil der Regimenter Kaiser, Neipperg, Gaisrugg und Baireuth gefangen, bis sie hierauf durch 4 frische feindliche Kürassier-Regimenter und 6 Carabinier-Compagnieen in den Wald zurückgeworfen wurden.

Der Rest der Cavallerie des Prinzen von Holstein konnte nichts Wesentliches ausrichten; denn obwohl er mehr östlich in der Ebene von Neiden vorgegangen war, um die rechte Flanke der Oesterreicher zu fassen, so wurde er daran theils durch Terrainschwierigkeiten (besonders den einen der oben erwähnten zwei nördlichen Bäche, den sogenannten Zscheitschkengraben), theils durch entgegengestellte österreichische Cavallerie gehindert und darauf durch eine von Daun aus einigen Regimentsgeschützen gegen ihn gerichtete Kanonade mit Kartätschen, so wie durch einen Flanken-Angriff frischer Cavallerie-Regimenter gezwungen, sich weiter gegen Neiden zurückzuziehen, wo sich ihm feindliche Reiterei gegenüberstellte, die jedoch später wieder zurückging.

Unterdeß war die Nacht angebrochen, und der König konnte füglich nicht mehr daran denken, noch vor Ablauf des 3. Nov. einen erwünschteren Ausgang der Schlacht zu erringen. Ueberdies war er für seine Person von des Tages Anstrengung ganz erschöpft und bedurfte dringend der Erholung. Er hatte sich während des Kampfes dem heftigsten Feuer ausgesetzt; zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, und eine Kartätschenkugel

(sie ist aufbewahrt in der Kunstkammer zu Berlin) traf ihn oben an der Brust und raubte ihm auf einige Minuten den Athem, so daß man ihn für entseelt hielt; indeß sie hatte durch seine Kleidung glücklicherweise den größten Theil ihrer Kraft verloren und verursachte nur eine Quetschwunde. Es ist von Interesse, über diesen wichtigen Moment, an dem die Zukunft des preußischen Staates hing, die bis jetzt wenig gekannte Mittheilung eines Mannes zu vernehmen, der als des Königs damaliger Adjutant ganz in der Nähe war und ihm Hülfe leistete. Georg Heinrich von Berenhorst nämlich (ein Sohn des berühmten Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau, „des alten Dessauer"), ein hochbegabter und vor mehr als einem halben Jahrhundert viel genannter militärischer Schriftsteller, erzählt in einem, erst 1847 theilweise gedruckten Tagebuche einer Reise Folgendes: „Während des heftigsten Kampfes, als unsere Infanterie von allen Seiten wich, hielt der König mitten in der Linie. Es war weiter Niemand bei ihm, als der Major Graf Friedrich von Anhalt, der Hauptmann v. Cocceji der Aeltere und ich, nebst zwei jungen Pagen, Namens von Bordeleben und Wagner, und einem Reitknecht. Zwei österreichische Grenadiere, die an der Spitze ihrer Compagnie desertirt waren, flüchteten sich zu zu uns. Wie steht es drüben bei euch? fragte sie der König. „Der Marschall führt soeben selbst die Reserve in's Gefecht," versetzten sie. Unsere Truppen wichen unterdessen immer mehr, so daß zwischen dem Könige und dem Feinde Niemand zurückblieb. Der Monarch war also auf einer kleinen Anhöhe dicht am Saume des Waldes, dem Dorfe Süptitz gegenüber, gewissermaßen allein, und nur Graf Anhalt an seiner linken Seite, ich acht bis zehn Schritte hinter ihm. Meine Blicke waren eben anderwärts gerichtet, als Graf Anhalt mir in der größten Angst zurief: Berenhorst! Ich blickte in die Höhe und sah den König, der den Zügel fahren ließ und zurücksank. Ich kam schnell genug hinzu, um ihn vor dem Sturze zu bewahren. Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nichts dazu thun. Der Reitknecht und die Pagen sprangen von den Pferden und liefen

herbei. Einer der beiden letzteren wurde zu den Füßen des Königs schwer verwundet, in dem nämlichen Augenblick auch des Königs und mein Pferd, denn wir waren ganz nahe an der vorrückenden Linie des Feindes. Wir mußten darauf bedacht sein, uns ohne den mindesten Aufschub zu retten. Der Reitknecht zog die Pferde in den Wald, ich hielt den König in meinen Armen, und so brachten wir ihn ohnmächtig zurück. Eine Kugel, die ihn auf die Brust getroffen, hatte ihn des Athems beraubt; am anderen Morgen fand man sie in seinem Hemde: sie war zuerst durch einen mit Pelz gefütterten Mantel, dann durch den Ueberrock, Leibrock und Weste, die zugeknöpft, gedrungen. Ohne diese Bollwerke hätte sie ihn ohne Zweifel getödtet, da sie aus so großer Nähe abgeschossen worden war. Nach 5 bis 6 Minuten kam der König wieder zu sich. Voyez, s'il y a du sang (Sehen Sie, ob es blutet), sagte er zu mir. Ich knöpfte ihn auf und fand nichts. Ma vie est ce qui m'importe aujourd'hui le moins, fuhr er fort, allons faire notre devoir, malheur à ceux qui ne le font pas! (An meinem Leben liegt mir heut am wenigsten; wohlan, laßt uns unsere Pflicht thun, und Unglück komme über Die, die sie nicht thun!)

Friedrich begab sich, als es schon dunkelte, zuerst nach Neiden, dann nach Elsnig, und befahl, daß während der Nacht alle Meldungen in dies Dorf geschickt würden. Den Generallieutenant v. Hülsen hatte er mit der Sorge betraut, die Infanterie unter dem Schutze der aufmarschirten Cavallerie hinter dem Striebache zu sammeln und in Ordnung zu bringen, und fügte diesem Befehle noch die Worte bei: „Der Feind hat gleichfalls ungemein viel verloren, und da General Zieten noch im Rücken steht, so wird er es nicht wagen, in seiner Stellung stehen zu bleiben, sondern sich in der folgenden Nacht über die Elbe zurückziehen; alsdann ist die Bataille für uns dennoch gewonnen." Wahrlich, eine kühne Hoffnung, ein schwacher und wenig erfreulicher Trost, mit dem er das Schlachtfeld verließ!

Und dennoch sollte diese Hoffnung noch besser und eher, als selbst der König anzunehmen gewagt und vorausgesagt hatte, in

Erfüllung gehen. General Zieten nämlich, in der Ebene von Süptitz gegen Mittag angekommen, hatte sein Corps in der Nähe des großen Teiches, dem Lacy'schen gegenüber, aufmarschiren lassen und hatte diese Stellung bis gegen Abend behauptet, immer darauf wartend, es werde den wiederholten Angriffen des Königs gelingen, den Feind zum Weichen zu bringen, den er dann mit ungeschwächter Kraft empfangen würde. Allein das Feuer auf der Seite des Königs entfernte sich und wurde immer schwächer. Längere Zeit zweifelhaft, ob er etwas unternehmen solle, wurde er, nachdem ihm vielleicht zu sehr der Buchstabe seiner Vorschrift, „den Erfolg des Angriffs des Königs abzuwarten", als unverletzlich gegolten hatte, theils durch die Vorstellungen einiger Generale und des Oberstlieutenants von Möllendorff, theils durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, sich beim Beginn der Nacht mit dem Corps Friedrich's wieder in Verbindung zu setzen, endlich zum Handeln bewogen. Er ließ durch den General von Tettenborn mit 4 Bataillonen Süptitz angreifen und unterdeß, da soeben der Befehl des Königs an ihn gelangt war, dessen Heerestheile näher zu kommen, seine übrigen Truppen sich links nach den Schafteichen ziehen. Zwar konnte sich jener in dem durch einen heftigen Angriff eroberten Dorfe nicht halten und auch nicht weiter vordringen, da die Oesterreicher es in Brand steckten und die dahinterliegende Höhe stark mit Artillerie besetzten; allein die durch diesen Brand verursachte Beleuchtung der Gegend (denn es war schon ziemlich finster geworden) gewährte zum großen Nutzen der Preußen die Möglichkeit, aus der Tiefe die Bewegungen des Feindes auf den Höhen gut zu beobachten. Insbesondere gewahrte einer der höhern Offiziere, sei es nun, wie es heißt, General von Saldern oder der vorhin erwähnte Oberstlieutenant von Möllendorff, dessen scharfer Blick und muthiges Drauflosgehen sich bereits bei Leuthen, Hochkirch und Liegnitz erprobt hatte, daß sich der Feind in seiner Hauptstellung mehr nach der Mitte zusammengezogen und die Abhänge der Süptitzer Höhen in der Nähe der Schafteiche mit den daselbst gelegenen Schanzen verlassen habe. Sogleich ließ daher General von Saldern,

diesen Umstand mit Entschlossenheit und Geschick benutzend, über einen soeben erst durch einen Offizier entdeckten Damm zwischen den Schafteichen, den der sonst so umsichtige österreichische Feldherr weder in Vertheidigungsstand gesetzt noch für den Feind völlig unbrauchbar gemacht hatte, seine Brigade durchgehen und schritt mit ihr dann von den Höhen, welche in der Flanke der Oesterreicher lagen, ohne Zögern zum Angriff. Bald folgte auf Befehl Zieten's die übrige Infanterie und marschirte theils links neben der Brigade Saldern, theils hinter derselben als zweites Treffen auf, während die Reiterei mehr südlich in der Nähe von Großwig sich aufstellte.

Zwar warf der Feind den Angreifenden sogleich frische Truppen entgegen, mit denen er eine neue Linie in der Richtung seiner bisherigen Flanke bildete, und das Gefecht wurde sehr hitzig und das Feuer äußerst lebhaft; gleichwohl gewann Zieten Terrain, und ein gleichzeitiger Angriff durch Truppen vom Corps des Königs brachte ebenso unerwartete als willkommene Unterstützung. Ein wackerer Mann nämlich aus dem Regiment Alt-Braunschweig, welches den dritten heftigen Angriff der preußischen Infanterie mitgemacht hatte, der Major von Lestwitz (später Generalmajor), sammelte, als die Schlacht schon beendet zu sein schien, zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Schlachtfelde zerstreut Umherirrende, suchte sie zu ordnen und führte sie, als er den Knall der Geschosse von den Höhen hörte, am Rande des Waldes dorthin vor. Aber auch General v. Hülsen hatte gegen halb 6 Uhr dieses Feuer vernommen. Er rückte mit zweien der vier Bataillone, welche der Reiter-Colonne gefolgt und noch ganz frisch waren, in aller Stille dem Orte des Gefechtes zu, gedeckt in der Tiefe durch das Dunkel des Abends, das den Feind verhinderte, den Anmarsch der preußischen Hülfe zu gewahren. Dieser würdige General von unbezwingbarem Muthe und glühender Vaterlandsliebe hatte sich, da er in der Schlacht alle seine Pferde verloren und wegen seines Alters (67 Jahre) und früher erhaltener Wunden nicht mehr zu Fuß marschiren konnte, auf eine Kanone gesetzt und ließ sich so, um nur ja persönlich den Kampf leiten zu können, in das feindliche Feuer schleppen. Durch

ihn und Lestwitz wurden nun die überraschten Oesterreicher in der Flanke der neuen Linie lebhaft angegriffen, während Zieten fortfuhr, dieselben von vorn zu drängen. Sie sahen sich daher, nachdem jetzt die Unordnung mit jedem Augenblicke bei ihnen ein höheres Maaß erreichte, zum Rückzuge genöthigt, und die Höhen wurden von nun an um so leichter von den Preußen behauptet, als Feldzeugmeister Lacy, der, höchst wahrscheinlich in Folge übertriebener Aussagen von Ueberläufern über die Niederlage und Flucht des königlichen Corps, den Linksmarsch Zieten's für eine absichtliche Entfernung vom Schlachtfelde hielt, den bedrängten Kampfgenossen zu wenig und zu spät von seinem Corps Hülfe schickte, und als die ganze, unterdeß hinter dem Striebach gesammelte preußische Infanterie ihrem General, dem braven Hülsen, nach den Süptitzer Höhen gefolgt war. So nahm Abends um halb 10 Uhr das Heer des Königs die Stellung ein, welche am Anfange der Schlacht die Oesterreicher innegehabt hatten, und der schon durch Eilboten nach Wien verkündete Sieg war dem kaiserlichen Feldherrn auf unerwartete Weise vollständig entrissen.

Daun, bereits beim zweiten Angriff des königlichen Corps durch eine Flintenkugel in den Schenkel verwundet, hatte, trotz bedeutenden Blutverlustes und zunehmender Schwäche, gleichwohl die Schlacht bis gegen Abend geleitet und sich erst, nachdem der letzte Angriff des Königs zurückgeschlagen war, Behufs der nöthigen Pflege der Wunde nach Torgau bringen lassen. Als ihm hier mitgetheilt wurde, daß Zieten die Höhen angreife, zweifelte er schon an dem Siege, und als gegen Mitternacht von seinem Stellvertreter im Oberbefehl, dem General der Cavallerie Grafen O'Donnel, die Meldung bei ihm einging, daß die Preußen sich ihrer bemächtigt und sie bis Zinna hin besetzt hätten, gab er, nach diesem gänzlichen Verluste der Mitte und des wesentlichen Theiles der Wahlstatt, die Schlacht verloren und ertheilte die Befehle zu baldigem Rückzuge, weil er, in richtiger Würdigung des Charakters seines gefürchteten Gegners, sicher voraussetzen konnte, daß derselbe am nächsten Morgen ihn auf's Neue angreifen und bei den Vortheilen, die derselbe bereits in der Nacht über ihn

gewonnen, ihm nur noch größere Verluste und Bedrängnisse bereiten würde.

Auf diese Weise endete die Schlacht bei Torgau, der gewaltigsten und denkwürdigsten eine in allen Kriegen Friedrich's, theils durch den Preis und das Ziel, dem sie galt, theils durch die Täuschungen, Schwankungen und den unerwarteten Ausgang derselben, theils durch die Größe der Verluste auf beiden Seiten (denn die Preußen verloren an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 13—14,000 Mann, die Oesterreicher an 25,000 Mann), theils durch die Leidenschaftlichkeit und andauernde Bravheit, mit der beide Theile kämpften, und außerdem durch das Eigenthümliche einzelner Abschnitte und Scenen meist in Folge von Uebereilung, Ueberraschung und wohl auch gänzlicher Auflösung aller Ordnung. Letztere setzten sich fast die ganze Nacht hindurch fort und zeigten seltsame, oft erschütternde, oft komische Bilder. So war die Dommitzscher Haide voll von Feuern, und um diese lagerten in der feuchtkalten Nacht gesunde und verwundete Krieger, bisweilen bunt durcheinander gemischt in ihrer blauen und weißen Kleidung, Preußen und Oesterreicher, und zwar frei und bewaffnet, und vertrugen und unterhielten sich, nachdem sie noch kurz zuvor blutgierig einander bekämpft hatten, wie gute Kameraden und Freunde. Da Niemand wußte, wer Meister des Schlachtfeldes sei, so beschlossen sie, den Tag abzuwarten und ihr Schicksal den Siegern anzuvertrauen. Und sie hielten treu ihr Abkommen, so daß dadurch mehr als einmal die Disciplin gestört oder gänzlich aufgehoben wurde, indem z. B. preußische Offiziere, welche die Zerstreuten sammeln sollten, umsonst befahlen, umsonst riefen, schrieen und tobten. Nicht weit von solchen Feuern liefen hier und da Andere, ungewiß, ob nicht an ihnen Feinde lagerten, wie Unsinnige im Dunkel des Waldes umher, um sich durch Bewegung zu erwärmen, und stießen wohl an einzelne Unglückliche, die mit ihren vor Kälte fast erstarrten Körpern sich im brennendsten Schmerze schwerer Wunden auf dem vom Regen durchweichten Boden krümmten und wälzten.

An anderen Orten sowohl innerhalb als außerhalb der Haide

wurden auf beiden Seiten verschiedene Offiziere, Mannschaften, ja ganze Bataillone gefangen, weil sie sich in der überaus finsteren Nacht verirrt und die Entgegenkommenden entweder für Freunde oder bereits Gefangene hielten. Allein öfters kamen auch bald darauf wieder andere Schaaren und befreiten sie. Einige Haufen österreichischer Soldaten liefen z. B. den Preußen dadurch in die Hände, daß sie, diese für Kaiserliche haltend, ohne weitere Umstände sich bei ihnen in Reihe und Glied stellen wollten. Der österreichische General Migazzi glaubte seine Brigade vor sich zu haben und zu ordnen; in Wahrheit waren es Preußen, die ihn bald aus seinem Dialekt und aus dem Inhalt seiner Befehle erkannten und lachend gefangen nahmen. Selbst der König, als er sich Abends nach Elsnig zurückbringen ließ, stieß mit seiner Bedeckung (einer Rotte des Dragoner-Regiments Baireuth) auf herumziehende Schaaren. Man hörte das Geräusch eines Wagens und rief das gewöhnliche „Wer da!" Die Antwort war: „Oesterreicher." Da stürzten die Begleiter des Königs sogleich auf dieselben los und nahmen auf diese Weise ein ganzes Bataillon Kroaten mit 2 Kanonen gefangen, die sich verirrt hatten. Nicht lange darauf stieß man auf einen Trupp zu Pferde und rief wiederum: „Wer da!" Antwort: „Kaiserliche Carabiniere!" Sofort wurden sie angegriffen und theils im Walde zerstreut, theils gefangen genommen. Und so hörte man die ganze Nacht hindurch Schüsse, welche durch ähnliche Zufälle veranlaßt wurden.

Zu Elsnig in der Kirche, seinem Nachtquartier (denn die Häuser waren sämmtlich voll Verwundeter), erfuhr Friedrich noch vor Mitternacht die glückliche Wendung der Schlacht und schrieb, bevor er sich auf das dürftige Strohlager, das man ihm bereitet hatte, zu der so nöthigen Ruhe niederlegte, auf der untersten Stufe des Altars bei dem Scheine der angezündeten Kirchenkerzen Depeschen und Dispositionen zur Erneuerung des Angriffs. Allein wir wissen bereits, daß Daun diesem auszuweichen beschlossen hatte. Der nächtliche Rückzug seiner Truppen über die Brücken auf's jenseitige Ufer der Elbe geschah mit solcher Ordnung und Stille, daß die abgematteten Preußen, noch

dazu getäuscht durch die fortbrennenden Wachtfeuer der Oesterreicher, nichts davon gewahr wurden und an dem heitern, schönen Morgen, mit welchem der 4. November anbrach, nicht wenig erstaunten, nur ein mit Todten und Verwundeten bedecktes Schlachtfeld, nichts aber vom Feinde zu sehen; denn auch das Lacy'sche Corps war auf dem linken Ufer der Elbe gegen Dresden hin abgezogen, in dessen Nähe hinter dem Plauen'schen Grunde es mit der Hauptarmee wieder zusammentraf. Als am Morgen Zieten an der Linie der aufmarschirten Truppen des linken preußischen Flügels hinunterritt und den Sieg verkündete, ertönte allgemeiner Jubel in den Worten: „Es lebe der König! Es lebe unser Fritz! Es lebe Zieten, unser Vater, der König der Husaren!"

Nicht so heiter blieb Friedrich selbst über den Sieg gestimmt, den einzigen wahrscheinlich, der ihm keine rechte Freude gemacht hat. Sein Adjutant, der oben erwähnte v. Berenhorst, erwartete ihn mit sechs Dragonern, welche sechs erbeutete österreichische Fahnen trugen, an der Kirchthür zu Elsnig. Als er in der Morgenfrühe aus dem Gotteshause trat, blickte er finster und ernst vor sich hin und, ohne die Trophäen des schwer errungenen Sieges eines Blickes zu würdigen, bestieg er sein Pferd, um auf das Schlachtfeld zu reiten und Hülfe für die Verwundeten anzuordnen. Auch in der nächsten Zeit entsprachen verschiedene Kundgebungen ganz dem Charakter seiner Unzufriedenheit mit der Schlacht überhaupt, insbesondere seiner schmerzvollen Gereiztheit über die Größe des Verlustes. So hatte er in Beziehung auf diesen den genannten v. Berenhorst mehrere Tage wiederholt um die genauen Rapporte gedrängt. Als derselbe endlich, angeblich in Düben, mit dem nicht leichten Geschäft zu Stande kam und mit der angefertigten Liste, die, wie es scheint, in Folge einiger übereilten und falschen Mittheilungen Uebertreibungen enthielt, in das Zimmer des Königs trat, riß ihm dieser, hinter dem Ofen vorkommend, das Papier aus der Hand, überblickte die Verlustangabe und sagte ihm mit Härte: „Es kostet Ihm Seinen Kopf, wenn je die Anzahl ruchbar wird!"

Indeß darf, im Hinblick auf diese Stimmung des Königs, die wichtige Folge des Sieges von Torgau keineswegs unterschätzt werden; denn er entschied ganz unzweifelhaft zu Gunsten der Preußen den mühevollen Feldzug von 1760, nachdem Friedrich nahe daran gewesen war, Sachsen, die für seine Operationen so unentbehrliche Vorrathskammer, ganz und gar zu verlieren, nachdem seine Gegner ihn schon an den Rand des Unterganges geführt zu haben glaubten, und selbst noch das Treffen, von dem sein Schicksal abhing, die ungünstigste Wendung zu nehmen angefangen hatte.

Ein berühmtes Lager.

Aus den bisherigen Darstellungen ist uns unstreitig folgender Punkt klar geworden: Zwischen Friedrich und seinen Gegnern fand ein großes Mißverhältniß der Kräfte statt; aber es war ihm möglich, ein Gleichgewicht zu begründen, weil diese Gegner von ihrem Uebergewicht einen so bescheidenen oder ungeschickten Gebrauch machten. Wird er das aber auch im Jahre 1761 im Stande sein, bei den Anstalten und Anstrengungen, die sie treffen, und bei den ungenügenden Mitteln, die er nur dagegen zur Verstärkung seiner sehr zusammengeschmolzenen Streitkräfte aufbieten kann?

Gleichwohl war er, trotz aller Schwierigkeiten, durch die unglaubliche Spannkraft seines Geistes im Stande, sein Heer, mit Einschluß der Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen, auf 160—170,000 Mann zu bringen, gegen welche freilich seine Feinde zusammen weit über 300,000 gut ausgerüstete und geübte Streiter aufstellten. Auch konnte er allmälig die Erfahrung machen, daß die schlechten und unzuverlässigen neuen Truppen, vermischt mit den erprobten al-

ten, gehoben wurden und weit besser sich zeigten, als in Betracht ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zu erwarten stand.

Ganz natürlich wiesen bei dem argen Mißverhältnisse der Kräfte der streitenden Theile die letzten beiden Jahre des Krieges nicht mehr den Glanz von Feldzügen und Thaten auf, wie die ersten, und daher kommt es wohl auch, daß selten von ihnen die Rede ist; denn Friedrich lieferte keine Schlachten mehr, sondern spielte den Zauderer. Aber auch in dieser Rolle, die er sich im Drange bitterer Nothwendigkeit zutheilte, erscheint er überaus anziehend und belehrend. Indem er fühlte, daß es mit seinen Streitkräften zur Neige gehe, und indem er sich in Geduld mehr als jemals auf das Abwarten dessen legte, was seine Feinde zu unternehmen gedachten, um es nach Möglichkeit zu vereiteln, erhob er sich bei dieser Geduldübung zu Hoffnung und Muth durch die Voraussetzung, die er mit einiger Zuversicht sich erlauben durfte, daß seine durch die Schwäche seiner Kräfte erzwungene Unthätigkeit die Gegner, wie er sie kannte, zu noch größerer Unthätigkeit oder wenigstens Langsamkeit veranlassen würde. Worauf kam es also nur noch an? Auf dieses Beides, dem allein er, während alles Andere ihm außerhalb des Kreises strategischer Combinationen liegen blieb, seine Sorge und sein Nachdenken zuwendete, seine Streitkräfte nämlich so zu vertheilen, daß durch sie soviel als möglich Land gedeckt würde, und den Feind theils durch gut gewählte Centralstellungen mit Besorgniß zu erfüllen, theils durch die zeitweise Wahl sehr starker Stellungen von der Lust zu entscheidenden Angriffen zurückzuschrecken.

Demnach überließ er, wie früher, die Vertheidigung des nordwestlichen Deutschlands dem erprobten Herzoge Ferdinand von Braunschweig, gab seinem Bruder Heinrich den Oberbefehl in Sachsen, hauptsächlich um hier Daun zu beobachten, und vertraute dem Prinzen von Würtemberg den Schutz Colbergs an, welches die Russen zu Wasser und zu Lande bedrohten. Er selbst ging aus Sachsen, wo er den Winter über in Leipzig sein Hauptquartier genommen, nach Schlesien; denn er hatte auf geheimem, aber sicherem Wege erfahren, daß hier

auf feindlicher Seite die Hauptaufgabe für den bevorstehenden Feldzug, nämlich die Eroberung dieses Landes, gelöst werden sollte, und zwar von Laudon, dessen Truppenzahl deshalb bis auf 70,000 Mann verstärkt worden war, in Verbindung mit dem russischen Hauptheere von 60,000 Mann, das unter dem Oberbefehle Butturlins aus Polen zu ihm stoßen sollte und, langsam einherziehend, die Richtung nach Oberschlesien einschlug, um sich hier mit jenem zu vereinigen.

Durch vorsichtig berechnete Bewegungen gelang es dem Könige, dies dort zu verhindern. Nicht so glücklich war er in Folge der meisterhaften Anstalten Laudon's in Niederschlesien, wo er endlich mit seinen 55,000 Mann 140,000 Oesterreicher und Russen gegen sich und keine Aussicht auf Unterstützung hatte, so daß er sich bewogen fand, am 20. August das seitdem so berühmt gewordene Lager bei Bunzelwitz, welches Dorf etwa ¾ Meile nordwestlich von Schweidnitz und links nahe der von der Station Königszelt der Breslau-Freiburger Eisenbahn nach Schweidnitz gehenden Flügelbahn liegt, zu beziehen.

Dasselbe umfaßte ein Terrain aus niedrigen Anhöhen aufgeschwemmten Landes, meist ohne starke Abdachungen, und hatte von außen her als Hindernisse vor den verschiedenen Fronten das Schweidnitzer, Striegauer und Freiburger Wasser, einen Wald und Bruchholz mit mehreren Teichen, ohne überall schwer angreifbar zu sein. Diese durch die Natur wenigstens einigermaßen feste Stellung verstärkte Friedrich mit Anstrengung aller Kräfte in wenigen Tagen noch durch 27 einander gegenseitig deckende Schanzen mit 190 Geschützen, durch Pallisaden, spanische Reiter, Wolfsgruben und 182 Minen und traf alle Vorkehrungen, um einem Angriffe, besonders der Oesterreicher, die er am meisten fürchtete und am meisten zu fürchten Ursache hatte, erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Daß sich jedoch der Erfolg bei der bedeutenden Ausdehnung des Lagers (denn die größte Länge desselben betrug an 9000 Schritt, die größte Tiefe 2500 Schritt und der ganze Umfang, die vorgeschobenen Werke nicht gerechnet, 20,000 Schritt oder 2 Meilen) gegen einen allgemeinen

Angriff bis zu vollständiger und siegreicher Behauptung der Stellung hätte steigern lassen, diese Ansicht war bereits der damaligen Zeit fremd. Niemand von der Armee des Königs im Lager hielt dasselbe für stark, ja selbst nur für einigermaßen sicher; vielmehr unterhielt man allgemein die Ahnung eines ungünstigen Verlaufs der Dinge. Zeitgenossen bemerken, daß ein Theil der gemeinen Soldaten im Lager eine gewisse Niedergeschlagenheit verrathen und daß der König, dem dies nicht unbemerkt geblieben, sein Mißfallen darüber ausgesprochen; sie fügen jedoch hinzu, daß sich auch in dem alternden Gesicht des Monarchen ein Ausdruck von Sorge gezeigt habe.

Wie kam es denn aber, daß sich Friedrich damals freiwillig des Vortheils größerer Beweglichkeit und taktischer Gewandtheit begab und einen so gefahrvollen Posten wählte und so lange festhielt, oder daß er, wie in Beziehung hierauf scherzhaft geäußert worden, sich in eine solche Mäusefalle verkriechen konnte, wie das Lager bei Bunzelwitz, wo doch zu erwarten stand, daß sich vor jedes Loch eine große Katze setzen würde?

Es ist oben schon angedeutet worden, daß er bei Bunzelwitz Halt machte, als ihm jede Aussicht schwand, wenigstens den Schein eines Gleichgewichts gegen die großen Massen, die ihm nun gegenüberstanden, wiedergewinnen zu können. In dieser Lage und bei dieser Macht der Verhältnisse gegen ihn suchte er vor Allem für die allernächste Zukunft zu temporisiren und hierbei die Beziehungen zu Breslau und Schweidnitz zu erhalten, welche in seiner Bedrängniß als zwei überaus wichtige Lebensfäden für die Erhaltung Schlesiens und gleichzeitig als zwei Hauptstützpunkte für seine kleine Armee hervortraten. Die Wichtigkeit dieser Beziehungen war es wohl, und nicht die im Ganzen wenig vortheilhafte Oertlichkeit, welche ihn zu der Wahl des Lagers bestimmte. Als jedoch auf feindlicher Seite in der ersten Zeit keine Anstalten sichtbar wurden, ihn anzugreifen, als die Russen selbst noch nicht in der Nähe seiner Stellung erschienen; so wollte er, jetzt schon zu größerer Zuversicht gelangt, auf diesem Punkte die nächsten Begebenheiten nicht nur abwarten, sondern auch wo

möglich Nutzen von ihnen ziehen. Er zeigte nun die Miene des Trotzenden; er nahm, wie er dem stärkeren Feinde gegenüber stets zu thun pflegte, die Haltung an, als wolle er hier die Schlacht entscheiden lassen, und verschanzte sich dann immer mehr und immer eifriger, nicht ohne Grund hoffend, er werde dadurch seine Gegner zu Zögerungen verleiten und das Theuerste und Werthvollste, was es jetzt für ihn gab, nämlich Zeit gewinnen.

So gründete Friedrich's Genius auf die Unentschlossenheit seiner staunenden Feinde das vielbesprochene Lager, und es konnte auf ihn der Spruch angewendet werden, daß der Löwe in der Höhle nicht minder gefährlich sei, als im freien Felde.

In der That, kaum bietet sich zu dem eigenthümlich interessanten Ereignisse in der neueren Kriegsgeschichte ein ganz passender Vergleich! Man erwäge: eine Armee umgiebt sich in einem ganz offenen Lande und in fast ganz offenem Felde, ohne durch eine Festung oder ein anderes Schutzmittel unmittelbar begünstigt zu sein, auf allen Seiten mit Feldschanzen und hält dadurch einen weit mehr als doppelt überlegenen Feind, der eine Schlacht will, mehrere Wochen und überhaupt so lange vom Angriffe ab, bis derselbe ihn aufgiebt und das Feld räumt!

Friedrich hatte sich über das Verhältniß der Russen zu den Oesterreichern und die für ihn daraus zu erwartenden Vortheile nicht getäuscht. Er wußte, daß Butturlin die Weisung hatte, nicht viel auf's Spiel zu setzen und nur auf Bewahrung der Waffenehre bedacht zu sein. Er besorgte also nicht viel von den Russen. Traten daher diese auch mit den Oesterreichern Behufs der Vorkehrungen zu offensivem Verfahren allmälig in engere Verbindung, schlossen sie endlich auch mit ihnen das Lager von allen Seiten ein, entwarf selbst Laudon bereits einen allgemeinen Angriff auf den 2. September; so gab doch plötzlich der russische Feldherr zu verstehen, daß er die Oesterreicher nur dann unterstützen würde, wenn sie selbst angegriffen würden, und verweigerte daher jede Theilnahme; ja er klagte endlich, nachdem es nur zu einer Zahl kleiner, nichts entscheidender Gefechte gekommen war, über Mangel an Lebensmitteln, brach am 10. Sep-

tember, während er nur den General Czernitschew mit 12,000 Mann bei Laudon zurückließ, gegen Jauer und Wahlstatt auf und ging darauf bei Steinau über die Oder und nach Polen zurück.

Man denke sich die frohe Erwartung im Lager, als sich daselbst von den preußischen Vorposten her, denen dies die russischen Schildwachen zugerufen, am 9. September die Nachricht verbreitete, daß am nächsten Tage die feindliche Armee abziehen würde, und dann seit dem 10. September, als dieses Gerücht wirklich in Erfüllung zu gehen anfing (denn auch Laudon zog sich in ein sehr festes Lager bei Freiburg zurück), das allgemeine Gefühl von Genugthuung darüber! Nun ein heiteres gegenseitiges Beglückwünschen zu den überstandenen Beschwerlichkeiten und den vorübergegangenen Gefahren; nun auch, abgerechnet mehrere Detaschirungen in den nächsten Tagen, einen halben Monat hindurch der Genuß einer Ruhe, wie sie bisher im Lager noch nicht geherrscht hatte. Sie war um so nöthiger, als Soldaten wie Offiziere von den Anstrengungen einer fast beständigen dreiwöchentlichen Gefechtsbereitschaft und den vielen durchwachten Nächten, die schon kalt zu werden anfingen, körperlich sichtbar angegriffen und auch die Pferde durch die andauernden Strapazen sehr mitgenommen waren.

Während endlich Friedrich, um Laudon zu bewegen, das feste Lager bei Freiburg zu verlassen, seine Stellung bei Bunzelwitz den 26. September aufgab und an 7 Meilen weiter südöstlich in die Gegend von Münsterberg marschirte, war er der Meinung, daß der Feldzug beendet sei, weil weder er noch die Oesterreicher weiter etwas würden ausrichten können. Und doch, welcher Verlust und welche Gefahr stand ihm im Jahre 1761 noch bevor! Kaum nämlich wußte Laudon den König hinlänglich fern, so überrumpelte er in der Nacht vom 30. September zum 1. October die Festung Schweidnitz und erstürmte sie. Diese glückliche That war für die Oesterreicher unstreitig der wichtigste Erfolg ihres Feldzuges in dem Jahre 1761. Sie verschaffte ihnen einen festen Punkt in Schlesien, 3600 Kriegsgefangene, 357 Geschütze und viele Lebensmittel.

Ein Königsverräther und ein Königsretter.

Friedrich wurde durch den unerwarteten und für ihn sehr schmerzlichen Verlust von Schweidnitz veranlaßt, sogleich weiter nördlich in die Nachbarschaft von Strehlen aufzubrechen und hier Stellung zu nehmen, um durch dieselbe Breslau und die anderen Festungen, die Oder und das übrige Niederschlesien zu sichern. Er blieb hier vom 6. October bis zum 8. Dezember, in der Hoffnung, Laudon werde wegen Mangels an Lebensmitteln den Rückzug antreten, was derselbe jedoch nicht that.

Während dieser Zeit hatte er sein Hauptquartier ganz nahe an Strehlen in dem kleinen Dorfe Woiselwitz und wohnte in dem einstöckigen, netten und massiven Häuschen des Bauinspectors Bruckkampf aus der eben genannten Kreisstadt. Dasselbe (es ist, nachdem es immer mit großer Sorgfalt unterhalten worden, am 25. Juni 1834 abgebrannt) hatte einen Garten hinter sich, der nach dem Felde hin lag. In ihn ging das Fenster des zu ebener Erde befindlichen Schlafgemachs des Königs, vor welchem der dort noch kleine, etwa 10 Schritt breite Ohlau-Fluß, über den eine Brücke gelegt war, dicht vorbeifloß. Vor dem Hause stand 1 Schildwache und 2 vor dem Zimmer des Königs. Die übrigen 10 Mann von den 13 Garde-Grenadieren, welche seine Leibwache bildeten, hielten sich in dem sehr artig gebauten Backhause auf, das zu jenem Hause gehörte und in den Garten zurücklag. Woiselwitz war im Ganzen nur mit wenigen Soldaten, nur, wie es scheint, mit 1 Compagnie und Strehlen mit der übrigen Garde besetzt. Da nun des Königs Wohnhaus mit dem Garten nach der südlich benachbarten gebirgigen Gegend zu lag, welche zum Theil von den Oesterreichern besetzt war, da überdies von hier aus die ausgestellten preußischen Vorposten und Feldwachen leicht umgangen werden konnten, indem ihre Zahl für das bergige und hier und da ansehnliche Vertiefungen enthaltende Terrain nicht ausreichte; so sieht man unschwer ein, in welcher

Gefahr die Freiheit, ja das Leben Friedrich's schwebte, wenn sich ein Verräther fand, der den nahen Oesterreichern zur Aufhebung desselben die Mittel an die Hand gab und die Wege wies.

Und der Verräther fand sich wirklich in der Nähe, und das Unternehmen war der Ausführung so nahe, daß, sagt der damals lebende Verfasser eines mit Geist und Sachkenntniß über Schlesien geschriebenen Buches, Europa, als die Begebenheit bekannt wurde, weniger über die Unternehmung selbst erstaunte, als über das Glück des Königs, der Gefahr entgangen zu sein. Dieser Verräther war der Baron Heinrich Gottlob von Warkotsch, damals ein Mann von etwa 50 Jahren, evangelisch-lutherischer Religion und reicher Besitzer mehrerer ansehnlichen Güter im südöstlichen Theile des Strehlener Kreises, die er in blühendem Zustande von seinem kinderlos verstorbenen Bruder ererbt hatte. Er war deshalb aus dem österreichischen Militairdienste, in welchem er zuletzt Hauptmann im ungarischen Regiment Botta gewesen, im Spätsommer 1756 ausgeschieden, lebte seitdem still auf seinem, etwa $1\frac{5}{8}$ Meile südöstlich von Strehlen gelegenen Gute Schönbrunn und erhielt den umfassenden Besitz, trotz der Unruhen und Störungen des Krieges, im besten Stande. Die Erscheinung, daß seine meist evangelischen Unterthanen ihn so wenig liebten, erklärt sich uns leicht, wenn wir seinen Charakter und sein Benehmen gegen sie in's Auge fassen.

Von Natur und durch Gewöhnung stolz, herrisch, jähzornig, hart und im Besitz eines großen Vermögens über die Nothwendigkeit hinaus, sich und seinem Temperamente Zwang anzuthun, war er geneigt, jene mit despotischer Willkür wie Sclaven und Leibeigene zu behandeln. Er gedachte mit Wohlgefallen der österreichischen Zustände, die er in seinem langen Kriegsdienste kennen gelernt hatte, und unter denen er auch ziemlich unbeschränkte Uebung jener Behandlungsweise Niederer gesehen haben mochte, die seinem Wesen so sehr zusagte. Dagegen fühlte er sich darin zu seinem bittern Aerger auf seinen nunmehrigen Besitzungen im preußischen Staate beengt; denn hier hatte, nach dem ausdrück-

lichen Befehle Friedrich's, die Regierung despotische Willkür von Gutsbesitzern über ihre Unterthanen sehr beschränkt. Dies weckte und steigerte seine Unzufriedenheit mit der preußischen Regierung und erfüllte ihn mit Haß gegen den König als den eigentlichen Urheber der beengenden Maßregeln. Ganz natürlich verband sich damit bei ihm der sehnliche Wunsch, daß derselbe von seinen Feinden überwältigt und Schlesien wieder dem kaiserlichen Scepter unterworfen werde.

Gleichwohl war seine öffentliche Handlungsweise gegen den König darauf berechnet, sich dessen Gunst zu erwerben und zu erhalten, um für jeden möglichen Fall Gebrauch zu seinem Vortheil davon zu machen. So schickte er ihm, als derselbe in dem Bunzelwitzer Lager stand, auserlesenes Obst und Gartenfrüchte, nachdem er erfahren hatte, wie gnädig Friedrich eine solche Aufmerksamkeit aufnehme, und war glücklich genug, die Sendungen durch die damit beauftragten Boten unangefochten in seine Hände zu bringen.

Als dieser jetzt sein Hauptquartier bei Strehlen hatte, ritt er sehr häufig dahin, und nicht selten wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, von ihm sehr huldreich aufgenommen und zur Tafel gezogen zu werden. Ja Friedrich soll ihn und seine Güter auch beim größten Fouragemangel von aller Lieferung befreit haben. Nicht minder hatte Warkotsch dafür gesorgt, sich des Königs damaligen, bei ihm vielgeltenden General-Adjutanten von Krusemark zum Freunde zu machen. Er kannte dessen Spiel- und Trinklust und befriedigte beide gemeinschaftlich mit ihm auf seine alleinigen Kosten, wiewohl er selbst diesen Neigungen sonst keineswegs in ausschweifender Weise fröhnte. Und wie es ihm daher nicht schwer wurde, Krusemark's Freundschaft zu gewinnen, so auch durch ähnliche Mittel die Neigung anderer Offiziere aus dem Gefolge des Königs und vieler aus der Armee, die er oft und herrlich bewirthete und dann wieder zu Spiel- und Trinkgelagen in ihren Standquartieren aufsuchte. Ein so trefflicher Wirth und Gesellschafter gewann sich dieselben leicht zu Freunden, und ihre Vertraulichkeit trat um so offener und rückhaltloser

hervor, als sie mehr und mehr vernahmen und sahen, wie vertrauensvoll er vom Könige und dessen Günstlingen, ja sogar von dem vorsichtigen Geheimen-Cabinetsrath Eichel behandelt wurde.

Natürlich wurde ihm dadurch mehr als eine Gelegenheit zugänglich und bequem gemacht, sich die zuverlässigste Kenntniß von der Lage des Königs und seines Heeres und derjenigen Disposition zu verschaffen, die für den Fall eines österreichischen Angriffs entworfen war. Zwar wurde durch die ungebührlichen Reden, die ihm zuweilen über die preußische Regierung und über die Kriegsunternehmungen des Königs, denen er einen unglücklichen Ausgang prophezeihte, in der Hitze des durch den Wein übermäßig belebten Gesprächs entschlüpften, mancher wackere Offizier in der Armee stutzig und ärgerlich; aber diese Stimmung brach nicht in Unwillen gegen ihn aus und hatte keine Dauer, weil man ihn für einen zu erklärten Günstling Friedrich's und Freund des Generals Krusemark betrachtete, als daß man seine Ungebührlichkeiten nach Verdienst ahnden dürfte.

Und doch führte er nicht blos in unbewachten Augenblicken böse Reden im Munde, sondern er führte auch längst eine teuflisch-schwarze That im Schilde, zu deren Vollbringung ihm die vorhin angedeutete erschlichene Kenntniß ausgezeichnete Dienste leisten sollte. Durch die mißliche Lage nämlich, in welcher sich der König seit der Wegnahme von Schweidnitz befand, und zu welcher noch körperliches Unwohlsein gekommen war, wurde Baron Warkotsch veranlaßt, das zur Ausführung zu bringen, was er bis jetzt nur gewünscht hatte, d. h. sich Friedrich's zu entledigen, der seinem despotischen Sinne und seiner Sucht, wichtiger, bedeutender zu erscheinen, als er war, so sehr im Wege stand. Um die Mitte des Octobers etwa, wie sich später aus dem Berichte der Untersuchungsbehörden ergab, fing er an, über dem Entwurfe zur Ausführung jenes Anschlags zu brüten. Der Entwurf ging dahin, den Oesterreichern Mittel und Wege zu verschaffen, den König aufzuheben und dadurch dem mühseligen, bis jetzt noch wenig Aussicht zu einer Entscheidung gewährenden Kriege gegen ihn zum Staunen der Welt auf einmal ein Ende zu ma-

chen, sobald sich eine Gelegenheit darböte, das mit leichtem und sicherm Erfolge bewirken zu können.

Um diese möglichst bald herbeizuführen, bedurfte er auf österreichischer wie auf preußischer Seite Helfershelfer. Dort fand er einen solchen an seinem alten Freunde aus dem langen Kriegsdienste, dem Baron von Wallis, der jetzt Oberster des Regiments Laudon war und in der Nähe, nämlich mit seinen Truppen in und um Kloster Heinrichau stand, das von Schönbrunn $1\frac{1}{2}$ Meile, von Woiselwitz 2 Meilen entfernt lag. Auf preußischer Seite wußte er — man weiß nicht, durch welche Mittel — den erst seit dem April 1761 in Siebenhufen (auch Siebenhuben), einem Nachbarorte Schönbrunns, als Curatus angestellten katholischen Geistlichen Franz Schmidt in sein Geheimniß zu ziehen, und nun glaubte er um so sicherer an's Werk gehen zu können, da er an seinem Jäger, den er als Zwischenträger brauchen wollte, einen ihm durchaus ergebenen Diener hatte, der katholisch und Beichtkind des Curatus war.

Derselbe hieß Matthias Kappel, stammte aus der Gegend von Kolin in Böhmen und war damals 35 Jahr alt. Er stand bereits seit dem Jahre 1755 in dem Dienste des Barons, der in Olmütz, wo er zu jener Zeit als österreichischer Hauptmann in Garnison lag, ihn zu sich und dann auf seine Güter mit nach Schlesien genommen hatte. Kappel besaß ganz sein Herz, und wiewohl auch er von jener heftigen und übermüthigen Behandlungsweise nicht verschont blieb, mit welcher sein Herr gegen die übrige Dienerschaft und überhaupt fast gegen Jedermann verfuhr, so genoß er doch andererseits ein so großes Vertrauen bei ihm, daß derselbe gegen ihn öfters in den bittersten Ausdrücken den Gefühlen seiner Unzufriedenheit mit der preußischen Regierung und seines Unwillens und Hasses gegen den König Luft machte.

Noch mehr befremdete den Kappel das Benehmen des Barons seit der Mitte October des Jahres 1761, also zu einer Zeit, wo der König bereits in Woiselwitz wohnte. Er bemerkte seit dieser Zeit an ihm nicht selten eine ganz eigenthümliche Unruhe und nahm wahr, wie sein Umgang mit dem Curatus

Schmidt, dem er früher ferngestanden, häufiger und immer vertrauter wurde. Erhielt Letzterer auch nicht Besuche von ihm, so kam derselbe desto öfter auf's Schloß und speiste bei ihm. In solchen Fällen zeigte sich zwar die Gemahlin des Barons gegen den Curatus freundlich, wie in Folge ihres sanften Wesens gegen Jedermann, nie aber vertraulich. Auch durfte bei solchen Besuchen, wenn Warkotsch und Schmidt allein mit einander waren, Kappel nicht im Zimmer verweilen; sondern er wurde dann von seinem Herrn immer kurz abgefertigt. Und doch begegnete dieser ihm vor anderen Leuten gerade von der Zeit an, in welcher das geschah, und in welcher die feindlichen Truppen in der benachbarten Gegend standen, überaus freundlich, — ein Benehmen, welches im auffallendsten Gegensatze zu dem stand, das er gegen jeden Andern zu zeigen fortfuhr, und das früher Kappel selbst nicht selten erfahren hatte.

In eben dieser Zeit mußte er auch mehrere Wochen hindurch Briefe des Barons an den Curatus besorgen, die ohne Aufschrift und versiegelt waren; die Antworten aber überreichte Letzterer selbst in die Hände des Warkotsch. Als an einem Sonntage (den 29. November) dieser mit Kappel, wie oft früher, in das preußische Hauptquartier geritten war, um den General von Krusemark und den Geheimen-Cabinetsrath Eichel zu besuchen, übergab Nachmittags der Curatus, nachdem er lange Zeit vergeblich auf die Rückkehr des Barons und des Jägers gewartet hatte, der Frau des Letztern in dessen Wohnung auf dem herrschaftlichen Hofe einen Brief ohne Ueberschrift und ersuchte sie, denselben dem Herrn Baron oder ihrem Manne, aber nicht der gnädigen Frau (denn diese hatte keine Ahnung, geschweige einige Kenntniß von dem Vorhaben des Gatten) zu übergeben; auch müsse er bis morgen, den 30. November, vor dem Gottesdienste die Antwort haben. Wiewohl Kappel mit seinem Herrn erst gegen Mitternacht nach Hause zurückkehrte, besorgte er auf die Mittheilung seiner Frau doch sogleich den Brief, und schon in einer der ersten Morgenstunden des 30. November weckte ihn der Baron aus dem Schlafe, reichte ihm ein Schreiben in's Bett und befahl ihm, es

recht früh nach Siebenhuben zu tragen und dem Curatus in die eigenen Hände zu geben. Kappel's Frau, durch die Vorgänge seit gestern Nachmittag theils neugierig, theils ängstlich unruhig, bestärkte durch ihre Reden seinen, ohnehin seit einiger Zeit schon wachsenden Argwohn; er eröffnete daher das mit keiner Adresse versehene Couvert und fand darin ein Schreiben des Barons an den oben erwähnten österreichischen Obersten Wallis, welches er nun erbrach und las. Von heftigem Schauer über den Inhalt desselben ergriffen, sagte er ihr sogleich, daß er den Brief nach Strehlen tragen wolle.

Doch bevor er dies that, schlich er sich noch vor Tagesanbruch mit demselben zu dem lutherischen Prediger in Schönbrunn, Namens Gerlach, der in gespannten Verhältnissen mit dem Baron lebte und zu dem Kappel sonst nie hatte gehen dürfen. Der Prediger besorgte auf das Gesuch des Jägers eine Abschrift, welche Letzerer, wie er bemerkte, ebenso wie das rechte Couvert mit des Barons Petschaft, das er sich verschafft, versiegeln und durch seinen Lehrburschen an den Curatus bestellen werde; das Original aber, in welchem auch Gerlach sogleich die Handschrift des Barons erkannte, wolle er an den König abliefern.

Gesagt, gethan. Der Lehrbursche besorgte nach Vorschrift vorsichtig die Bestellung, und mit dem Originalschreiben eilte Kappel gen Strehlen nach Woiselwitz zum Könige. Verdacht über seine Abwesenheit am Morgen konnte bei Warkotsch nicht entstehen, da er sich von diesem bei der nächtlichen Ueberreichung des Briefes die Erlaubniß ausgebeten hatte, heute (es war das Fest des heil. Andreas) die Messe bei dem Curatus zu hören, mithin länger auszubleiben.

Als er nach Woiselwitz kam, fand er den Wagen des Königs vor dessen Hausthür, band daran sein Reitpferd, das er sich unterwegs, um schneller fortzukommen, geliehen hatte, und wollte ohne Umstände in sein Zimmer. Natürlich wehrte ihm dies die Wache; ebenso darauf in der andern Stube, trotz seiner Mittheilungen, der wachthabende Offizier, der ihn vielmehr gerade über die Straße an den Generaladjutanten von Krusemark

wies. Dieser, kaum über das Geheimniß von Kappel in Kenntniß gesetzt, eilte sofort mit dem Schreiben zum Könige, nachdem er ihn in seine Stube mit dem Bedeuten eingeschlossen hatte, er solle, da er am Orte und in Strehlen sehr bekannt sei, sich nicht am Fenster sehen lassen, bis er selbst oder ein Anderer ihn abhole.

Auf diese Weise erhielt der König Kenntniß von dem verrätherischen Briefe, der insbesondere auf den geringen Schutz und die leichte Zugänglichkeit der königlichen Wohnung, auf das sichere Gelingen, aber auch auf die baldigste Ausführung des Unternehmens hinwies; „denn," schreibt Warkotsch am Schlusse, „ich kann nicht gut dafür sein, daß nicht etwa der Vogel Dienstag (den 1. December) in der Nacht ausfliegt."

Nach einer Viertelstunde schloß ein Offizier die Stube auf, in der Kappel sich befand, hieß ihn, damit etwaigem Aufsehen vorgebeugt würde, eine andere Kleidung anziehen, die er mitgebracht hatte, und führte ihn darauf durch den Garten zum Könige, bei dem außer dem Generaladjutanten von Krusemark sonst Niemand war.

Friedrich trat vor ihn und fragte, ob er nicht wüßte, wodurch er das an seinem Herrn verdient hätte? Kappel antwortete, daß er nichts Anderes wüßte, als daß sein Herr öfters gegen ihn geäußert hätte, wie er mit der Regierung des Königs unzufrieden wäre, weil er mit den Unterthanen nicht machen könnte, was er wollte. Friedrich hieß ihn darauf alle Umstände mittheilen, die er nur wüßte, und — hörte ihm zu, ohne ein Wort zu sagen. Dann kam es zu folgendem Gespräche zwischen Beiden. Friedrich: Wie lange er dem Baron gedient hätte? Kappel: 8 Jahre. (eigentlich nur 6.) Friedrich: Er solle ihm nicht mehr dienen. Woher er wäre? Kappel: Aus Böhmen. Friedrich: Aus was für einer Gegend? Kappel: Aus Mitrowitz ohnweit Kolin unter dem Grafen von Wratislaw. Friedrich: Die Gegend ist mir bekannt. Darauf hart an ihn herantretend: Ihr seid wohl katholisch? Kappel: Ja, Ihre Majestät. Friedrich: Und Euer Herr ist lutherisch? Kappel: Ja, Ihre Majestät. Frie-

drich: Seht, Jäger, es giebt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schelme. Die Sache kommt nicht von Euch selbst. Ihr seid ein bestimmtes Werkzeug für mich, von einer höhern Hand abgeschickt und nicht Schuld daran. Ich werde Euch vor der Hand gut aufheben lassen. Kappel: Es wäre ihm sehr leid, daß sein Herr so übel gegen seinen König handelte.

Zuletzt befahl Friedrich in seiner Gegenwart dem General von Krusemark, den Baron Warkotsch und den Curatus Schmidt durch ein Commando gefangen nehmen, den Kappel aber unter Aufsicht bringen und mit Niemandem eher etwas reden zu lassen, bis es ihm erlaubt würde.

Mit der Abholung des Barons wurde einer der geschicktesten und bravsten Offiziere des Dragoner-Regiments von Zastrow, der Rittmeister Ferdinand von Rabenau, beauftragt. Derselbe traf auch bei Vertheilung und Aufstellung des ihm mitgegebenen Commandos von 80 Dragonern die besten Maßregeln, um sich weder den Baron entwischen, noch sich durch die Oesterreicher überfallen und in seinem Unternehmen behindern zu lassen. Er fand den Baron im Schlafrock bei Tische und kündigte ihm auf Befehl des Königs Verhaftung und Abführung nach der Festung Brieg an. Warkotsch zeigte sich ganz und gar gefaßt und ohne Widerrede bereit, sich sogleich anzukleiden, den Wagen anspannen und sich nach seinem Bestimmungsorte abführen zu lassen.

Gleichwohl hatte er unterdeß einen günstigen Augenblick zu dem Befehle an einen seiner Diener gefunden, sein bestes Reitpferd zu satteln, um darauf durch den Garten entfliehen zu können. Allein bei einem scharf spähenden Blicke auf diesen und über diesen hinaus gewahrte er hier und da Dragoner; er stellte daher dem Rittmeister vor, eine so ganz unnöthige Vorsichtsmaßregel aufzugeben und die Dragoner lieber nach dem Wirthshause zu schicken, wo er ihnen, die im Lager nichts für Geld haben könnten, zu essen und zu trinken geben lassen wolle. Rabenau, unbekannt mit dem eigentlichen Verbrechen des Mannes, dabei sich erinnernd der freundschaftlichen Verbindung desselben mit dem General von Krusemark, hörte auf seine Vorstellungen und er-

laubte ihm auch, ohne seine Begleitung in ein anderes Zimmer zu gehen, um sich, wie er sagte, mit Geld und Wäsche zur Reise zu versorgen. Es dauerte eine Viertelstunde, und der Baron kam aus dem Zimmer immer noch nicht zurück. Da öffnete es der Rittmeister und stand vor Schrecken starr, als er ihn nicht darin und die Thür zu dem daranstoßenden Zimmer offen fand, durch die derselbe entwischt war. Zwar setzte er ihm, als er sich wieder gesammelt, mit seiner Mannschaft in der Richtung nach, wohin er, wie zu vermuthen stand, geflohen sein könnte, also vorwärts nach den österreichischen Standquartieren hin; allein Warkotsch war, in vorsichtiger Berechnung dieser Richtung der Verfolgung, Anfangs nach der entgegengesetzten Seite, nämlich zurück gegen Strehlen hin geritten und langte dann auf einem Umwege unangefochten bei dem Feinde an. Rabenau, der bereits dem Könige die Verhaftung des Barons gemeldet, mußte ihm nun bekümmerten Herzens die glückliche Flucht desselben anzeigen. Friedrich ließ ihn sowohl wie die Baronin verhaften und vor Gericht stellen; allein diese, die an der Verrätherei ihres Gemahls nicht den geringsten Antheil hatte, wurde von der in Breslau mit der Untersuchung beauftragten Commission freigesprochen, und das Kriegsgericht bestrafte den Rittmeister nur mit Arrest und Verweisen und ließ ihm in Rücksicht auf seine sonstigen Verdienste die Eskadron. Freilich schob später der König lange Zeit hindurch für seine Unachtsamkeit die Beförderung zum Major hinaus.

Auch die Einziehung des Curatus Schmidt gelang nicht. Der von Rabenau mit 12 Mann dazu beorderte Unteroffizier fand ihn nämlich nicht zu Hause, sondern auswärts bei einem Herrn von Nimpsch zu Gaste. Der durch die Ueberrumpelung erschreckte Curatus besann sich endlich zu der Bitte an den Hausherrn, ihm ein Reitpferd zu leihen, weil er nicht zu Fuße mitlaufen könne. Als das Pferd vorgeführt war, bat er den Unteroffizier um die Erlaubniß, vor der Abreise auf's heimliche Gemach zu gehen, das sich in einem Nebenzimmer befand. Der Unteroffizier, der Anfangs nicht daran wollte, ließ sich zuletzt dazu durch die Bürgschaft und durch die Versicherung

des von Nimpsch bewegen, daß er nicht entkommen könne. Gleichwohl entkam Schmidt dort und zwar durch ein offenes Fenster des Gemachs. Als in Folge seines zu langen Ausbleibens der Unteroffizier die Flucht entdeckte, nahm er den von Nimpsch gefangen nach Strehlen mit. Hier ergab sich bald, daß derselbe, der den Baron Warkotsch gar nicht kannte, auch an dessen verbrecherischem Vorhaben ganz und gar unbetheiligt und unschuldig sei; er wurde daher auch seines Arrestes entlassen, in den er auf so unerwartete Weise gekommen war.

In Beziehung auf die beiden betheiligten Hauptpersonen, welche sich fortan unangefochten in Oesterreich aufhielten, trug die mit der Criminaluntersuchung beauftragte und ihr große Sorgfalt zuwendende Oberamts-Regierung zu Breslau nach mehreren Monaten auf das Erkenntniß an, daß Beide recht-, ehr- und vermögenslos erklärt und hingerichtet würden.

Friedrich bestättigte das Urtheil, und es ward vor dem Oberamtshause auf dem Salzringe (dem jetzigen Blücherplatze) zu Breslau auf einem besonders dazu errichteten Schaffot an den Bildnissen der beiden Verräther vollzogen. Der König, ein Feind der Blutgerichte, schien über das Entkommen der Verurtheilten nicht ungehalten zu sein und äußerte, als er das Urtheil unterzeichnete: Das mag immer geschehen; denn die Portraits werden vermuthlich ebenso wenig taugen, als die Originale selbst. Aus Oesterreich wurde Behufs Rechtfertigung auf höheren Befehl der genannten Oberamts-Regierung mitgetheilt, daß dort an amtlicher Stelle von den Verbrechen des Barons Warkotsch und des Curatus Schmidt weiter nichts bekannt sei, als daß sie sich zur Anführung der österreichischen Truppen gebrauchen lassen. Die Grafen von Wallis aber protestirten auf's Feierlichste dawider, daß der Wallis zu ihrer Familie gehöre, dessen sich Warkotsch zur Ausführung seines verrätherischen Unternehmens habe bedienen wollen.

Was das Schicksal des Kappel anbelangt, so erhielt derselbe, als in Breslau die Zeit der Verhöre vorüber war, im Frühjahr 1762 eine einträgliche Hegemeisterstelle im königlichen

Amte Oranienburg bei Berlin, und später, als seine Dienstwohnung abbrannte, wies der König zum Wiederaufbau 3900 Thlr. an und verordnete, daß der verbleibende Ueberschuß dem Kappel ausgezahlt werden solle.

Welch' eine wunderbare Verkettung der Dinge, wenn man die Heimathsgegend dieses Mannes in Betracht zieht! Die Gegend von Kolin war es, in welcher den König auf seiner Feldherrnlaufbahn der erste harte Schlag traf, so daß er sich den Tod wünschte; und wiederum die Gegend von Kolin war es, aus welcher der Mann hervorgegangen, der das Mittel wurde, daß er nicht die Freiheit, vielleicht das Leben verlor! Und was hing nicht damals an beiden!

Am Ende und in Folge des siebenjährigen Krieges. Das geistige Leben, insbesondere die National-Litteratur der Deutschen.

Man sollte es kaum für möglich halten, und doch war es so, daß nämlich Friedrich sich im Anfange des Jahres 1762 in einer noch trostloseren Lage befand, als bei Beginn der nächst vorhergehenden Feldzüge. Zwar war sein Staat dem völligen Untergange, der ihm während des Jahres 1761 drohte, noch glücklich entgangen; aber immer größere und wichtigere Theile desselben waren in feindliche Hände gerathen, und er hatte bei der Schwäche seiner Streitkräfte, bei dem Mangel an Mitteln zur Verstärkung derselben (denn auch die Subsidien Englands hörten auf) keine Hoffnung, sie ihnen wieder zu entreißen. Der Krieg hatte zu lange gedauert, als daß noch, so schien es, auf längern, irgendwie erfolgreichen Widerstand hätte gedacht werden können.

Von welchen Gefühlen Friedrich damals durchdrungen war,

zeigt ein Brief von ihm an den Marquis d'Argens: „Sie urtheilen," schreibt er ihm den 18. Januar 1762 aus Breslau, „sehr richtig über die Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde, und über die Abgründe, welche mich umgeben, und Sie haben genau errathen, wieviel Hoffnung mir noch übrig bleibt. Erst im Februar werden wir davon mit Gewißheit sprechen können, und das ist der Endpunkt, den ich mir vorgesetzt, um zu entscheiden, ob ich mich an Cato's Rath oder an die Commentare Cäsar's halten soll. Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; Alles, was menschliche Voraussicht ergeben kann, habe ich angewendet; nichts ist gelungen. Wenn die Glücksgöttin fortfährt, mich so unerbittlich zu verfolgen, so werde ich ohne Zweifel erliegen; sie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen. Ich rette mich daraus, indem ich das Universum im Großen betrachte, wie der Beschauer eines fernen Planeten; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich um so geringe Dinge soviel Mühe machen. Was würde aus uns werden ohne Philosophie, ohne Nachdenken, ohne Losreißung von der Welt! ohne die vernünftige Verachtung, welche uns die Kenntniß eitler und vorübergehender Dinge einflößt, die Geizige und Ehrgierige so hoch halten, weil sie dieselben für fest und dauerhaft halten! Das ist die Frucht, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten reift. Das heißt Vernunft annehmen durch Stockprügel, werden Sie sagen; aber wenn man verständig wird, was liegt daran, wie?

„Ich lese viel, ich verschlinge meine Bücher, und das verschafft mir Zerstreuungen auf nützliche Weise. Hätte ich sie nicht, so, glaube ich, hätte mich die Hypochondrie in das Narrenhaus gebracht. Ich habe Alles, was zu einem Helden im Trauerspiele gehört: immer in Gefahr, immer zum Sterben bereit. Man muß hoffen, daß die Entwicklung kommen werde, und wenn das Ende des Stückes glücklich ist, wird man willig des Vorhergegangenen vergessen. Geduld also, mein lieber Marquis, bis zum

20. Februar! Vielleicht kann ich Sie dann trösten, Sie wiederherstellen, Sie stärken, Sie wiederbeleben und Ihnen die Hoffnung wiedergeben."

Und so geschah es! Denn schon am 19. Januar erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner erbitterten Feindin, der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ihr Nachfolger Peter III. schloß mit ihm Frieden und Bündniß, und dessen Nachfolgerin Katharina II. bewahrte wenigstens Ruhe. Auch Schweden trat vom Schauplatze, und nachdem die Preußen unter Friedrich in Schlesien, unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen nicht unbedeutende Erfolge über die feindlichen Heere errungen hatten, neigte im Herbst des Jahres 1762 schon Alles zum Frieden. Die nach ihm sehnsüchtige und seiner so bedürftige Welt wurde damit beglückt zu Hubertsburg den 15. Februar 1763. Friedrich hatte keinen Fußbreit Landes, nicht das kleinste Recht verloren.

Gewiß ein unerwartetes Ende für die Mehrzahl der Zeitgenossen und der späteren Betrachter! Denn gleich einem Schiffer wurde Friedrich im Laufe des Krieges, und hauptsächlich noch im letzten Jahre, wie auf einem halbentmasteten Fahrzeuge auf sturmbewegten Wogen hin und her geschleudert und erreichte dennoch glücklich einen ruhigen Hafen! Wer wollte verkennen, daß zu einem solchen Ausgange, daß zur Erhaltung der preußischen Monarchie wahrlich nicht am wenigsten die damaligen geschichtlichen Verhältnisse, also die eigenthümlichen Zustände der kriegführenden Staaten, insbesondere die verschiedenen, oft gerade einander entgegengesetzten Interessen und Ziele der gegen Friedrich verbündeten Mächte beitrugen? daß ferner die geistige Begabung des königlichen Feldherrn und die Tapferkeit seiner Heere hoch in Rechnung gebracht werden muß? Allein außerdem ist eine Ursache hierbei zu berücksichtigen, deren große Bedeutung noch nicht allgemein erkannt zu sein scheint, und auf die wir deshalb schon weiter oben bei einigen speciellen Fällen besonders aufmerksam gemacht haben.

Wir meinen hiermit die moralische Spannkraft, die selten so glänzende Triumphe gefeiert hat, als im siebenjährigen Kriege. Man erinnere sich fast der vernichtenden Schläge, die den König oder

seine Unterfeldherren bei Kolin, Gabel, Breslau, Hochkirch, Cunersdorf, Maxen, Landeshut und an anderen Orten trafen. Hätte er sich hier allein durch seine Feldherrnweisheit retten können? Oder war es nicht in Verbindung damit vorzugsweise sein felsenfester Wille und seine unerschütterliche Standhaftigkeit? war es nicht sein unbeugsamer Charakter, der in alle Fugen des Heeres eindrang und in kürzester Zeit das moralische Gleichgewicht wieder herzustellen vermochte? Und wie an sich, so machte er auch an die Leistungen Anderer die höchsten Ansprüche. Seine Rücksichtslosigkeit hierin wuchs mit der Abnahme der Streitkräfte; ja die Anforderungen an die Generale und Truppen in den letzten Feldzügen steigerten sich geradezu bis zur äußersten Härte. „Sein oder nicht sein", sagt hierüber ein sehr unterrichteter und hochgebildeter militairischer Beurtheiler, „das war und blieb die inhaltschwere Frage, vor welcher sich Alles beugen mußte. Hierin liegt der Hauptschlüssel zu den räthselhaften Erfolgen dieses großen Feldherrn. Nur diese ungeheure Spannkraft machte eine glückliche Beendigung des ganzen Krieges möglich." —

Hatte Friedrich auch keine Vergrößerung seines Besitzes errungen, so muß es doch als ein überaus großer Vortheil für ihn betrachtet werden, daß er die Achtung und die Bewunderung von ganz Europa gewonnen hatte, und daß der persönliche Ruhm, mit welchem er in den Augen seiner Zeitgenossen glänzte, seiner politischen Stellung erst eine sichere Haltung gewährte. Jetzt erst war der preußische Staat in dem Besitze Schlesiens gesichert, jetzt erst als eine der europäischen Hauptmächte anerkannt.

Sehen wir insbesondere auf Deutschland, so übte Friedrich in Folge des siebenjährigen Krieges einen bedeutenden Einfluß auf das geistige Leben der Deutschen, und der schnelle Aufschwung ihrer Litteratur während der letzten Jahrzehnte seiner Regierung ist für den denkenden Beobachter eine höchst anziehende Erscheinung. Durch seine Thaten wurde das Nationalgefühl der Deutschen gewissermaßen wiedergeboren; durch sie kam erst der höhere eigentliche Gehalt in ihre Poesie. Waren auch jene Heldenthaten nicht zu Nutz und Frommen des deutschen Reiches gethan, ihr Glanz

und Ruhm warf Strahlen über das gesammte Vaterland, und den Siegen, die er mit einem deutschen Stamme errungen, jauchzten Stimmen aus ganz Deutschland zu.

In hohem Grade mußte diese Wirkung verstärkt werden durch die Eigenthümlichkeit seines reichen Geistes, indem einerseits die strebenden und poetisch schaffenden Talente der gebildeten Classen durch die Idee der von ihm geistig repräsentirten Zeit sich ihm verwandt und darin von ihm angeregt fühlten, und andrerseits die Masse des Volks durch ein in ihm liegendes volksthümliches Element gefesselt wurde; denn verstand er auch, was den letzteren Punkt anbelangt, die Sprache der deutschen Dichter und Gelehrten keineswegs correct zu schreiben, so war er doch der Volkssprache so mächtig, daß er sogar bei guter Laune charakteristische Aeußerungen ausführlich im Dialekt wiedergab. Wie eigenthümlich aber sein Verkehr mit seinen Soldaten im Kriege war, hat sich wiederholt bei verschiedenen Gelegenheiten und haben wir in einem beachtungswerthen Beispiel, welches den letzten Tagen vor der Schlacht bei Leuthen angehört, auf diesen Blättern gezeigt. (Vergl. S. 94.)

Durch dieses sein volksthümliches Element knüpften sich an seine Gestalt, die in der Anschauung der Menge bereits nach nicht langer Zeit mit einem poetischen Nimbus umglänzt war, mehr und mehr Anekdoten an, und in unserm Jahrhundert haben sich an sie, wie kaum an irgend eine andere Persönlichkeit unter den Neueren, schon wirkliche Sagen angesetzt. Dieselbe Ursache war es, die den Eindruck seiner Heldenthaten bei der großen Menge verstärkte und bewirkte, daß Volkslieder zur Feier seiner Siege bei den Zeitgenossen nur um so vielfacher und freudiger ertönten.

Solcher Volksdichtungen gab es in der That eine große Zahl. Wir ersehen dies theils aus gelegentlichen Mittheilungen von namhaften Männern des vorigen Jahrhunderts, z. B. aus einem Briefe Ewald's von Kleist von dem Jahre 1758 an Gleim, in welchem er der Soldatenlieder, oder aus Goethe's Wahrheit und Dichtung, wo er der Siegeslieder auf die Preußen und der Spottlieder auf die Gegenpartei gedenkt, theils aus mehreren Anfängen von Liedern, die hier und da noch im Munde des Vol-

kes leben, aber in ihrer Vollständigkeit nicht mehr aufgefunden werden konnten. Wir haben oben bei Gelegenheit der Darstellung der Schlachten von Roßbach und Leuthen Proben aus dergleichen mitgetheilt. (Vergl. S. 85 und S. 116.) Von einem andern Volksliede lauten die noch erhaltenen Anfangs-Verse so: „Friedrich rief uns in's Feld, Unser starker Krieges-Held,“ — und wieder von einem andern einige Verse so:

Die Reichsarmee
Muß Aloe
Von Vater Fritzen essen,
Die Reichsarmee
Reißausarmee!

Eine andere Art von Volkspoesie, in der Regel weniger leicht und frisch, findet sich bei Gelegenheit von Friedich's Siegen in verschiedenen Zeitungen, z. B. in der Vossischen zu Berlin, in der Schlesischen zu Breslau u. s. w., und außerdem insbesondere auf den sogenannten Vivatsbändern, die zu Berlin in großer Menge vorhanden waren und von Männern und Frauen der gebildeten Kreise in Gesellschaften als patriotischer Schmuck getragen wurden. Sie bestanden aus seidenen Stoffen von allerlei Farben, waren mit Gedichten auf frohe Kriegsereignisse sauber bedruckt und mit Bildnissen des Königs, der Königin oder anderer hoher Personen, auch mit deren Namenschiffern und mit verschiedenen Verzierungen geschmückt.

Wie von unbekannten Volkssängern, ebenso wurde Friedrich mit seinen Helden auch von den stimmführenden Dichtern der Zeit gefeiert. Wir erinnern hier vorzugsweise an Ramler, vielleicht den getreusten, wiewohl wenig von ihm beachteten aller Königs-Sänger, der die Thaten seines Herrschers in gehaltvollen Gedichten auf würdige Weise besingt, und an Gleim, der in seinen Preußischen Kriegsliedern eines Grenadiers häufig den Volkston anzuklingen bemüht war und ihnen hauptsächlich dadurch unter den deutschen Gedichten einen hohen Rang verschaffte, daß sie, wie Goethe bemerkt, mit und in der That entsprangen und durch ihre glückliche Form, wie wenn ein Mitstreitender in den bedeutsamsten Augenblicken sie hervorgebracht hätte, nur um so vollkommener wirkten. Und so ließen andere ausgezeichnete oder

doch eifrig strebende Dichter um die Zeit des siebenjährigen Krieges, z. B. Lichtwer, Lange, Uz, die Karschin, Ewald von Kleist, Schubart u. s. w. die öffentlichen Vorgänge auf sich einwirken, und schnell äußerte sich fast in allen Gattungen der deutschen Litteratur der Einfluß jenes gewaltigen Kampfes.

Auch das allgemeine Verlangen nach einer deutschen Nationalbühne ist auf diese Zeit des vaterländischen Aufschwungs im siebenjährigen Kriege zurückzuführen, ja das erste echt nationale Stück, Lessing's Minna von Barnhelm, ist geradezu als die wahrste Ausgeburt desselben zu betrachten. „Es ist," sagt Goethe so treffend darüber, „die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that." Auf allen deutschen Theatern feierte diese Dichtung die größten Triumphe. Besonders in Hamburg bewirkte sie durch das ausgezeichnete Spiel der Ackermann'schen Gesellschaft nicht selten die tiefste Erregung und vollste Theilnahme, so daß einmal ein gerade anwesender Schiffscapitain, hauptsächlich durch Ackermann's treffliche Darstellung des Wachtmeisters und wohl auch durch einige Gläser Punsch in sehr lebendige Stimmung versetzt, aus der Mittelloge des ersten Ranges mitten in das Spiel eingriff und, das volle Glas hoch in der Hand, ausrief: „Ihr Wohlsein, mein Herr Wachtmeister! Bravo! Bravissimo!" worauf ein Beifallssturm und Klatschen aus allen Regionen des Hauses gegen den Schiffscapitain zugleich und den Wachtmeister losbrach.

Freilich ist eine solche Begeisterung des Jubels mit dem Zeitalter des Dichters, an welches die Personen des Stückes wie leibhafte Urbilder aus der unmittelbaren Vergangenheit und Umgebung herantraten, dahingeschwunden; aber selbst noch in unseren Tagen, nach einem ganzen Jahrhundert, wirken die Charaktere seiner herrlichen Dichtung fort; sie wirken durch ihre innere poetische Wahrheit und sprechen dadurch zu uns wie als Zeugen und Mithandelnde einer großen, ja in mehr als einem Betracht einzigen Zeit, der Zeit Friedrich's und seines gewaltigen dritten Kampfes um Schlesien.

Inhalt.

Berlin, Druck von W. Pormetter, Neue Grünstraße 30.

Um selbst den Unbemitteltsten das Abonnement auf die **National-Bibliothek** zu ermöglichen, erscheint dieselbe **in Halbbänden von 6 – 7½ Bogen** zu **6 Sgr.** Die Abonnenten verpflichten sich zur Abnahme einer Serie von 24 Halbbänden. **Nicht**abonnenten erhalten die Werke nur in completten Bänden und zwar zu dem um die Hälfte erhöhten Preise geliefert.

Bereits erschienen sind:

Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens, von Prof. Dr. Georg Weber.

Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus, vom Bibliothekar Jacob Falke.

Blicke in das kunst- und gewerbreiche Nürnberg im 16. Jahrhundert, von Prof. Dr. Johannes Voigt.

Deutschlands trübste Zeit, oder: der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen, von Prof. Dr. K. Biedermann.

Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian I., von Prof. Dr. G. Waitz.

Kaiser Heinrich IV., von Prof. Dr. K. A. Mayer.

Luther, ein deutsches Heldenleben, von Prof. Dr. A. Schottmüller.

Urtheile über die National-Bibliothek.

Fortsetzung. (Siehe die Umschläge zu Halbband 14 und 15.)

— Deutsche Nationalbibliothek, herausgegeben von Ferdinand Schmidt. (Berlin, Verlag von B. Brigl.) Wir haben früher schon Gelegenheit gehabt, dies vorzügliche Werk zu besprechen, das eine wahre Volksbibliothek bildet. In den uns vorliegenden Halbbänden 5, 6 und 9 behandelt Professor Biedermann „Deutschlands trübste Zeit", welche mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs beginnt und bis zum Ausbruch der Revolutionszeit sich fortzieht. Mit großen Strichen und in kräftigen Umrissen versteht Biedermann sein Gemälde zu zeichnen; daß er Meister auf diesem Gebiete ist, hat er schon in seinem vortrefflichen größeren Werke bewiesen. Der 7. Halbband enthält die interessanten „Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im sechszehnten Jahrhundert", von der Hand des berühmten Geschichtsschreibers Prof. Voigt zu Königsberg. Im 8. Halbband eröffnet Waitz, parlamentarischen Andenkens, seine Reihe „Deutscher Kaiser" von Karl dem Großen bis Maximilian I., eine für unsere Zeit doppelt lehrreiche Arbeit, übersichtlich gedrängt und doch in deutlichster Vollständigkeit. Jeder dieser Autoren hat seinen Beiträgen zu dem Gesammtwerk einen Abriß seiner eigenen Lebensschicksale vorangestellt und so einen schätzenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte vom subjectiven Standpunkt aus gegeben. — Das literarische Unternehmen hat sich in der Presse allgemeinster Anerkennung zu erfreuen, und auch wir fühlen uns gedrungen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein Werk hinzulenken, welches durch gediegenen Inhalt und Wohlfeilheit des Preises geeignet ist, die Kenntniß der vaterländischen Geschichte in weiteren Kreisen zu verbreiten.

(Neue Frankf. Zeitung.)

— „Das Studium der deutschen Geschichte ist jedem Bürger sehr zu empfehlen, damit die Deutschen endlich lernen, einig sein, und der Widerwille und die Eifersucht der einzelnen [illegible]mme gegen einander verschwinde, der so oft unser Unglück war und [illegible]e den Weg nach Deutschland ebnete."

[illegible]Mainzer Zeitung.)